Ernst Ungern-Sternberg

– Zess.

Est. A-13450

Erinnerungsblätter.

Fünfter Theil.

Erinnerungsblätter

von

A. von Sternberg.

Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu
197600

Fünfter Theil.

A. 43

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1859.

L 43120593

Est.A
Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu
24008

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

1.

„Berlin unter der Herrschaft der Anarchie!" oder besser „Berlin unter der Herrschaft der Confusion!" so sollte die Ueberschrift der Geschichte der Wochen und Monate heißen, die unmittelbar nach den tragischen Hauptmomenten der Revolution folgten. Die Bühne war von den Schauspielern geräumt, die das Fach der Heldenrollen und der Fürsten übernommen hatten, der Chorus war geblieben, der nun wild durcheinander lärmte und schrie, und aus den Coulissen traten Figuren hervor, die sich auf den Augenblick mit der Toga bekleideten und die Herrscher spielten. Der König war fort, die Prinzen waren fort, die Generale sammt der Garnison waren fort, es gab keinen Glanz einer Hauptstadt mehr; Alles war entwichen, was noch vor wenigen Wochen imponirt und geherrscht, selbst die Wappen an den Häusern und Läden verschwanden, und gar zu gern hätte man auch die Paläste verschwinden gemacht,

die noch mit ihren Säulencolonnaden und prunkenden Façaden dem Volke einen gehässigen Anblick boten, wenn sich Steine so bequem wegräumen ließen als ein paar bunte Schilder und Fahnen. Man sagt, der König habe gleich beim Beginn des Sturmes flüchten wollen, und schon habe man die Wagen im Schloßhofe bereit gehalten; es ist dies aber nicht erwiesen und man kann annehmen, was noch das einzige Gute bei der Sache ist, daß der König nicht weichen wollte. Der Fürst ist bei solchen Gelegenheiten gleich dem geringsten vereideten Soldaten, er darf seinen Posten nicht verlassen. Daß damals so mancher Fürst eilig entfloh, hat wahrlich nicht dazu gedient, die fürstliche Autorität aufrecht zu erhalten, und den fürstlichen Stand bei den Nationen populär zu machen. Es gibt Gelegenheiten und Lagen, wo der Fürst mit seiner Person herhalten muß, wo es völlig unzulänglich ist, daß er seine Garden oder seine Minister vorschiebt. Alle großen Herrscher, oder auch nur alle solche, die sich Eins mit ihrem Volke fühlten, haben nie an Flucht gedacht. Ein von der Flucht heimkehrender König ist kein König mehr; die Völker wissen da sehr genau zu richten. Es ist ein großes Glück für den König von Preußen, daß er in dem Augenblicke der Gefahr nicht aus Berlin

verschwand, daß er erst fortging, als Alles abgethan war. Freilich hätte er, wenn er geflohen wäre, jene trostlosen Auftritte nicht erlebt, er hätte aber auch nicht den Triumph gehabt, daß er zu seiner Umgebung sagen konnte: Ihr seid es, auf die aller Tadel fällt, ihr habt die ganze Schwere der Verantwortung zu tragen! Ich stehe als der Beleidigte, nicht als der Beleidiger da! Beim Aufstande in Petersburg, beim Beginn der Regierung des Kaisers Nikolaus bin ich zugegen gewesen und habe den persönlichen Muth des Fürsten bewundert. Er trat aus dem Winterpalast hervor, gebot seiner Umgebung zurückzubleiben, und er allein, der einzelne Mann, trat den Aufrührern entgegen, deren Menge den ganzen unermeßlichen Platz vor dem Palaste anfüllte, und deren Mordgewehre auf ihn gerichtet waren. Dieser persönliche Muth entwaffnete die Menge; eine Rede von einem Adjutanten gehalten hätte es wahrlich nicht gethan; noch weniger wäre es erreicht worden, wenn der Kaiser aus Petersburg geflohen wäre und auf eines seiner Lustschlösser sich zurückgezogen hätte.

Der König war in Potsdam, die Garden waren auf den nahegelegenen Dorfschaften vertheilt, man sah keine Uniform auf den Straßen, keine Hofequipage rollte auf dem Pflaster. Die Mitglieder der

neuen Nationalversammlung gingen zu Fuße oder ließen sich in bescheidenen Droschken zum Sitze ihrer Bestimmung führen; und hier und da sah man einen Bürgergardisten auf einem ungeschulten Pferde paradiren oder einen Diener der berittenen Polizei bald in dieses, bald in jenes Stadtviertel jagen, wo der souveräne Pöbel es für nöthig erachtet hatte, irgendeine gar zu skandalöse Kundgebung seiner Macht an den Tag zu legen. Kleinere Ungebühr aller Art mußte ertragen werden: dazu gehörte die aus Rand und Band gerathene Straßenjugend Berlins, welche in Scharen umherlief, Reden hielt und als „fliegende Buchhändler" mit irgendeinem Blatte, das bald dieser, bald jener Club, oder ein beliebter Volksredner hatte in die Oeffentlichkeit flattern lassen, sich breit und lästig machte. Einer bettelnden Volksknospe etwas abschlagen, hatte sein Gefährliches, denn alsdann rotteten sich mehre Burschen zusammen und es gab Schimpfreden und sogar Steinwürfe. Die fliegenden Buchhändler machten sich bald so beschwerlich, daß selbst die sehr nachsichtige Polizei ihrem Herumschwärmen und ihrem Handel Einhalt thun wollte, doch diese glückliche Jugend fand ihren eigenen Advocaten in der Person des Herrn Lewald, des Bruders der bekannten Schriftstellerin. Advocat und Client

schienen sich bei diesem Handel gleich wohl zu befinden. Einen ernstern Charakter nahmen die Widersetzlichkeiten der Arbeiter gegen ihre Arbeitgeber an. Eine Menge Gesellen jedes Handwerks, von den kleinen demokratischen Clubs aufgereizt, sagten ihre Dienste auf und zogen geschäftslos in ganzen Banden umher, oder stifteten ihrerseits wieder Clubs, in denen Reden gehalten wurden. Unterdessen waren die Werkstätten leer, und die unglücklichen Meister konnten ihren Kunden nicht gerecht werden. Ein sehnsüchtig erwarteter Paletot blieb aus, weil die Hände, die sich mit seiner Vollendung beschäftigen sollten, ein Protokoll der Reden führten, die in dem Gesellenclub zur Verbesserung Deutschlands gehalten wurden. Oft entleerte sich an einem Abende der ganze Inhalt der Drucker- und Setzerstube einer beliebten Zeitung, und der nächste Morgen sah leere Blätter und händeringende Redacteure. So trat der Fall ein, den der ehrliche berliner Philister nie für möglich gehalten, die „Voß'sche Zeitung" erschien eines Morgens nicht, und ein de- und wehmüthiges Bekenntniß des Besitzers der Officin that dem Publicum kund, daß sämmtliche Setzer sich entfernt hätten. Die Arbeiter in den großen Eisengießereien hielten ebenfalls nicht auf ihrem Posten still, und sie waren es, die vor-

züglich die Agitationen unterstützten, die einige beliebte Führer der Volkspartei auf die Bahn brachten. Einen noch empfindlichern Verlust, als die davongelaufenen Lehrlinge und Gesellen, fügten dem Erwerbe die Bürgerwachen zu, denn diese wurden von den Meistern und Hausbesitzern gegeben, welche unterdessen, daß sie mit der Muskete auf der Schulter auf den ihnen angewiesenen Plätzen umherwandelten, ihre Arbeitsstube und ihr Haus dem willkürlichen Verkehr abwechselnd schlechter und guter Freunde hingeben mußten, und dabei die Zeit verloren, die ihnen zum Ordnen ihres Haushalts und zum Betrieb ihrer Geschäfte nöthig war. Ich kannte einen alten Uhrmacher, einen ehrlichen braven Mann, der trotz seiner siebzig Jahre es sich nicht nehmen ließ auf die Wache zu ziehen, und während er in einem dünnen Paletot um das Wachthäuschen herumflatterte, benutzte seine junge Frau die Zeit, um nach den Uhren ihres Mannes bis auf die Minute das Eintreffen ihres Cicisbeo zu berechnen, der von der Wache abgelöst wurde, während ihr Mann aufzog. Es gab die ergötzlichsten Ein- und Misverständnisse. Die junge Kaufmannschaft, die sich darin gefiel, die Lieutenants der Wache zu spielen, empfingen ihre Damen in den Localen der Haupt- und andern Wachen. Man

trank Champagner, man amusirte sich, und der eigentliche Dienst wurde untergeordneten, oft für wenig Geld erkauften Individuen anvertraut. Nach und nach, wie der Eifer erkaltete, zogen sich auch die Meister von dem improvisirten Heldenthum zurück, und überließen ihre Posten den Gesellen und Lehrlingen. Ich habe Gestalten auf den Wachtplätzen gesehen, die ebenso die Lachlust wie das Erbarmen rege machten. Fortwährend wurde man durch Lärmsignale erschreckt. Wenn irgend an einem Ende der Hauptstadt ein Tumult ausgebrochen war, so mußte es das andere Ende erfahren; dazu kamen die fortgesetzten falschen Gerüchte von neuen Aufständen und nahenden Gefahren. Die Geschäfte stockten, die Gerichte hielten unregelmäßige Sitzungen. Im Schauspielhause gab die Nationalversammlung ihre stürmischen Zusammenkünfte, und man drängte sich hinzu, um Plätze zu erhalten, wenn bald dieser, bald jener beliebte Redner die Tribüne bestieg. Die Volkswahlen nach der Kopfzahl machten die neuen Vaterlandsfreunde schwärmen, es war in ihnen der Grundsatz ausgesprochen, daß hinfort kein Unterschied des Standes und Vermögens, ja kaum einer des Alters von der Berathung öffentlicher Angelegenheiten ausscheiden sollte. Der Besitzer von mehren Millionen

und der Hausknecht in seinem Dienste saßen auf einer und derselben Bank als Wahlcandidaten. Selbst Fremde, wie ich zum Beispiel, erhielten Zettel als Urwähler ins Haus geschickt, und ein solcher Zettel mußte als Zeugniß und Anerkennung politischer Rechte gar sehr hoch gehalten werden. Ich bewahre noch mein Urwählerdiplom, als ein interessantes Document aus jener Zeit, obgleich ich keinen Gebrauch davon gemacht und ich mich zu den Versammlungen, wo Wahlen vorgenommen wurden, nicht eingefunden habe. Wem hätte ich auch meine Stimme geben sollen? Ich wußte unter der ganzen Reihe meiner Bekannten keinen Einzigen, dem ich, soweit es in meinen Kräften stand, zu der Ehre eines Volksrepräsentanten hätte befördern mögen. Mein Hauswirth wäre vielleicht der vorzuschlagende Candidat gewesen, doch der hatte seinen Grund sich fürs erste aus dem Spiele zu halten. Er gehörte zu der Partei, die sich im Stillen bildete und aus deren Mitte die „Kreuzzeitung" später hervorging.

Da ich soeben jene Zeitung genannt habe, so muß ich noch ein paar andere erwähnen, die ihre Entstehung dieser Periode der Aufregung verdankten. Sobald der Tumult der Straßen sich gelegt hatte, zog sich der Gährungsstoff dahin zurück, wo er hin-

gehörte, nämlich auf die Tribüne und in die Presse. Unmöglich konnten von dem rohen Geschrei der Massen die Stimmen der Agitatoren länger übertäubt bleiben, sie brachen sich Bahn und man nahm nunmehr eine Zeitung zur Hand, wenn man sich über den täglich wechselnden Stand der öffentlichen Angelegenheiten belehren wollte. Jeder Zeitung flatterten gleichsam als Fahnen und Fähnchen eine Anzahl Placate, Aufrufe, Demonstrationen, Verdächtigungen, Insinuationen, aufregende Bekanntmachungen voran, und diese Literatur, die an den Straßenecken und an den Baumstämmen der Linden und im Thiergarten haftete, mußte ebenso genau beachtet werden als die Zeitung selbst, deren Lehren sie populär machte. Das alte geordnete Berlin hatte drei respectable Zeitungen gehabt, die in anständiger Sprache und mit großer Rücksicht auf den Hof, die Minister und die bevorzugte Gesellschaft, gehorsam der Censur, die Dinge besprachen, die man bisjetzt „Politik" genannt hatte, ein alterthümlicher Ausdruck, der nirgends mehr passen wollte. Diese Zeitungen waren die „Staats-Zeitung", die „Voß'sche" und die „Spener'sche", von denen eine noch den antiquirten Titel führte, der an die Zeiten von Ramler und Nicolai erinnerte: „Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen." Außer-

dem war noch das „Militär-Wochenblatt", das die Avancements in der Armee verkündete. Dieses Material genügte. Die „Voß'sche Zeitung" war ganz besonders beliebt, denn sie brachte nicht allein Recensionen über das Theater, das ein Hauptgegenstand der Besprechung des alten Berlin war, sondern auch hier und da über literarische Erscheinungen Notizen, und verbreitete sich nebenbei über alle und jede Zweige des öffentlichen Verkehrs und Handels und der loyalen Interessen. Herr Rellstab, eine berliner Figur, stand an ihrer Spitze. Eine loyale Ansicht, mit einer ganz kleinen Dosis Liberalismus gemischt, gerade soviel wie eine Censur-Apotheke ihn zu verabreichen allenfalls berechtigt ist, brachte die Leitartikel, die sich über die Zustände der Staaten Europas verbreiteten, zustande. Ein beliebter Winkel in dieser Zeitung lag immer mit altem Plunder angefüllt, der den Duft heimatlicher Zustände und Erinnerungen an sich trug, so wollte denn Niemand bei dieser Zeitung Herrn Friedrich Förster's patriotische Excursionen, und Herrn Rellstab's alljährliche Weihnachtswanderungen entbehren. Die zweite Zeitung, die „Spener'sche", hatte schon ein etwas pretiöseres Ansehen, und Herr Spieker, ein vornehmer Literat, gereister und belesener Mann, dazu in gewichtiger amtlicher Stellung, gab den Mit-

arbeitern seines Blattes Winke, wie sich die höhere Bildung, die er vertrat, zu benehmen habe, um nach oben hin nicht misfällig und nach unten hin nicht trivial zu werden. Die „Staats-Zeitung" war die personificirte Censur, von oben bis unten kalt, nüchtern, respectvoll, wenn es sein mußte, sehr viel sprechend und nichts sagend. Bei ihr war die Hauptstadt der Welt Petersburg, der russische versteinerte Autokratismus ihr Ideal. So war die Presse an der Schwelle des Jahres 1848, soweit sie die in der Hauptstadt erscheinenden Blättern in sich faßte. Kurz nach dem Märzmonat hatte sich die Zahl der Zeitungen auf das dreifache, ja vierfache erhöht. Die beiden alten Blätter, die „Voß'sche" und „Spener'sche Zeitung", blieben, und stimmten so gut es gehen wollte in die neue Tonart ein; die „Voß'sche" erlaubte sich sogar einen Freudensprung nach links hin, der ihr von ihren Freunden und Gönnern arg verübelt wurde, und das „Extrablatt der Freude" war lange Zeit der Gegenstand der Sticheleien der loyalen Partei, zu der das leichtfertig gewordene Blatt, nach kurzem Taumel, wieder zurückkehrte. Seitdem haben beide Blätter die Fahne des gemäßigten, in keiner Weise an- und aufregenden Liberalismus, eines Liberalismus, der sich mit der Politik der Pfefferdüten und Zimmt-

stengel verträgt, ausgesteckt. Zu genialen Leitartikeln haben es beide nie gebracht, aber auch nie zu absolut irreleitenden und verschrobenen. Der Berliner nannte seine beiden Veteranen die Tante Voß und den Onkel Spener; sehr bezeichnende Witznamen. Unter den neuen Blättern, die am Zeitungshimmel aufstiegen, glänzten als Sterne erster Größe, die „National-Zeitung", die „Constitutionelle", und ein kleines, aber sehr energisch redigirtes Blatt, die „Volks-Zeitung". Mit allen diesen hatte es die „Kreuzzeitung" zu thun, oder die „Neue preußische", wie sie sich nannte. Sie allein trat mit unerhörtem Muth dieser Phalanx von Zeitungen, Placaten und Clubs entgegen. Ich habe schon an einer andern Stelle gesagt, wie sehr dieser Muth anerkennenswerth ist, und wie ehrenwerth die damaligen nur wenigen Männer, unbeschützt und unprotegirt ihre Person und ihre Meinung dem Haß und dem Andrang der gebietenden öffentlichen Stimme bloßstellten. Von den Oppositionsblättern wurde unstreitig die „Constitutionelle" am verständigsten und gemäßigten, die „National-Zeitung" aber am genialsten geführt; es fanden sich in beiden Blättern Aufsätze, die an Klarheit der Begriffe, an Schwung der Ideen und an Wärme und Charakter der Gesinnung als kleine Meisterstücke im Felde der Politik gelten konnten,

und, was die Schärfe der Satire betraf, der Feder eines Swift nicht unwerth waren. Sie beide wurden noch von der „Kölnischen Zeitung" übertroffen, die aber nach Seiten hin verstieß und beleidigte, die selbst die Opposition, wenn sie überhaupt segensvoll wirken wollte, zu schonen hatte. Jedes dieser genannten Blätter hatte seinen Club und sein Witzblatt zur Seite. Der „Kladderadatsch", der „Krakehler", das „Berliner Großmaul" waren dem „Constitutionellen Club", dem „Nationalclub", der „Ewigen Lampe" beigegeben, und brachten in theils feinen, theils sehr groben Witzen und Späßen dasjenige Material unter die Menge, was die Spalten der Zeitungen und die Reden im Club ernsthaft verhandelten. Von allen Witzblättern hob der „Kladderadatsch" am siegreichsten sein Haupt; er hatte die besten Kräfte für sich und den besten Zeichner für seine Caricaturen. Die wildeste Polemik ging mit der ausschweifendsten Satire Hand in Hand, und dem Griffel des Zeichners entschlüpften so geistreiche Blättchen, wie sie nur je der „Punch" und der „Charivari" in Paris und London geliefert. Es war eine Frische, ein Muthwille in diesen Gruppen und Porträtfiguren, die alle Vorderungen befriedigten, die der Kenner an die Schöpfungen dieser Muse nur immer stellen kann. Es ist zum

Theil auch noch so geblieben, obgleich man dem Vogel die Flügel gestutzt hat. Immer noch ist es das geistvollste satirisch-politische Zeitblatt, das Deutschland besitzt und das seiner ganzen Natur und Eigenthümlichkeit nach nur in Berlin entstehen und gedeihen kann. Betrachtet man die Erzeugnisse dieser Art, die damals Wien entstehen sah, so ist ein Unterschied wie zwischen Nacht und Tag sichtbar. Die „Reichsbremse", die in Leipzig erschien, war zügelloser in ihren Ausfällen, aber es stand ihr nicht der Witz, die feinere Satire zur Seite, und vollends pöbelhaft waren andere süddeutsche Blätter, von denen glücklicherweise keine Erinnerung mehr übrig geblieben. Man hat in Deutschland die Sitte, und hatte sie früher noch mehr, auf den Witz und besonders auf den „politischen Witz" sehr wenig Werth zu legen, dagegen cultivirte man stets den pedantischen Ernst, die sogenannte Gründlichkeit und Tiefe, bis wir mit aller Gründlichkeit und Tiefe recht gründlich und recht tief in die Misère geriethen und uns nicht würden zu helfen gewußt haben, wenn der große Sturm von Frankreich hier nicht Alles bei uns drunter und drüber geworfen hätte, wo wir denn neu bauen konnten. Die neuere Generation, die sich praktisch mit den wirklichen Verhältnissen beschäftigt,

und das Erbe der Väter nicht auf Treue und Glauben den Vormündern überläßt, weiß auch den Witz zu schätzen, der mit keckem, langem Arm dahin reicht, wohin die ernsthafte Bestie, der Respect, nie hinzutasten wagt. Wie hat der einzige Lichtenberg schon die Luft gesäubert, wie haben Börne und Heine, der Letztere freilich auf Kosten des guten Geschmacks und der Sitte, vortheilhaft gewirkt! Und doch könnten wir noch ein halbes Dutzend Börne brauchen. Es gehört um fein, scharf und wirksam zu satirisiren eine tüchtige Dosis Urtheil und Kenntniß dazu; man denke nicht, daß die so leicht zu finden sei. Witz, der nicht aus dem Boden wächst, den Verstand, Kenntniß und Urtheil gedüngt haben, ist eine Federblume, die das nächste Lüftchen spurlos verweht, während der echte Witz im Bewußtsein einer ganzen Generation Wurzel schlägt und rasch Früchte besserer Erkenntniß und wirksamer Fortbildung trägt. Man verwechsele hier den politischen Witz nicht mit der Gabe zu ridicülisiren, die frivole Sucht, Alles und Jedes lächerlich zu machen, eine Unart, die wir in unsern Tagen öfters begehen sehen und der man den Namen Witz und Satire fälschlich beilegt. Je gesinnungsloser ein leerer Kopf ist, je weniger es ihm um Wahrheit und Besserung zu thun, je leichter

wird ihm der falsche Wortwitz, der feige und schwächliche Spott werden, mit dem er Zustände und Personen überfällt, die unendlich hoch über ihm und seiner Fassungskraft stehen. Die Menge belacht oft einen solchen Witzbold und erweist ihm die Ehre, ihn für gefährlich zu halten, aber Beides, Ehre wie Witz, sind in den nächsten acht Tagen schon wieder vergessen: die angetasteten Gegenstände bleiben in ihrer Würdigkeit stehen, während ein einziger echter Witz wie die Posaunen vor Jericho feste Mauern umstürzen kann. Während wir hier der politischen Satire das Wort geredet, wünschen wir unserm guten Freunde, dem „Kladderadatsch", eine robuste Gesundheit und langes Leben. Wir wollen nicht dem Altvater Gottsched gleichen, der den Hanswurst öffentlich begraben ließ, nur soll er nie platt, langweilig und gemein sein, das sind Bedingungen, die das Jahrhundert der Humanität an seinen Spaßmacher stellt. Ein Blatt, das sich mit Aufrühren und Kundmachen von allerlei anstößigen Dingen abgab, die in der Region des Adels, der Beamten- und Hofwelt sollten vorgefallen sein, war die „Ewige Lampe", ein wahres enfant horrible der Partei, denn es schwatzte Alles aus, mit einer naiven Unverschämtheit, die keine Grenze und Schranke kannte, und deshalb der Sache,

der es diente, mehr schadete als nützte. Es war das Organ einer höchst rührigen Partei, die im Dunkeln eines Kellers am Umsturz des Staats arbeitete, die aber das Misgeschick hatte, von jeder bessern Natur, von jeder edeln Kraft ihrer Doctrin, desavouirt zu werden. Alle diese Blätter, und noch eine große Anzahl mehr, fand man in den Localen der „Zeitungshalle", eines an der Ecke der Jägerstraße in den Tagen des Kampfes in einem berüchtigt gewordenen Hause gegründeten Etablissements, in welchem die Parteien der verschiedensten Färbung sich zusammenfanden, natürlich alle der Umwälzung angehörend. Es ging in der Regel sehr lärmend hier zu, doch gelang es dem Unternehmer, der zugleich Redacteur der aus diesem Leseinstitute hervorgehenden Zeitung: der „Zeitungshalle" war, Herrn Dr. Julius, so ziemlich ein anständiges Aeußere aufrecht zu erhalten. Hierher schlich sich manchmal in einer Stunde, wo das Local weniger besucht war, der gute ehrliche Bürger aus alter Zeit, der bekümmerte Patriot, der Landedelmann des ancien régime, der in die Stadt gekommen war, um an die Thür irgendeines verschollenen Ministers oder geflüchteten Präsidenten zu klopfen, und haarsträubend lasen diese Edeln jene erschütternden Reden und dictatorischen Bestimmungen, die sich eine, wie

aus der Erde emporgestiegene Regierung angesichts der königlichen Würde und der alten geheiligten Staatsinstitutionen zu erlauben wagte. Hier fand man die ersten Nachrichten von dem wie ein Meteor aufsteigenden „Parlament" zu Frankfurt, und alle andern Märchen der „Tausendundeine Nacht", wie sie auch immer heißen mochten. Da ich dieses revolutionäre Lesecabinet öfters besuchte, betrieb ich eifrig ein Studium der Physiognomien und Gruppen, und brachte manches „wunderliche Gesicht" mit nach Hause. Da ich aber selbst auf der Liste der Proscribirten stand, und man mir bereits die Ehre erwiesen hatte, mich in einem der großen Bilderbogen, die den Sieg der Revolution darstellten, an die Laterne zu bringen, so mußte ich vorsichtig zu Werke gehen und durfte mir Herrn Held's prächtigen rothen Bart nur heimlich in mein Skizzenbuch rauben. Die große Nase Herrn Crelinger's wurde mit ebenderselben Vorsicht bei Nacht und Nebel in das Album gebracht. Das Treiben fing mir an Spaß zu machen. Ich hatte in meinen „Royalisten" meine Meinung tapfer und derb ausgesprochen, ich hatte damit das Meinige gethan und fühlte, da ich es mitten in der Gefahr gethan, mich beruhigt. Nun mochte es kommen wie es wollte, dem Stachel war

seine empfindliche Spitze abgebrochen. Ich empfand nicht mehr leidenschaftlich, ich beobachtete. Nun war ich gerettet. Hätte es mit der innerlichen Wuth und Erbitterung so fort gehen sollen, ich hätte wahnsinnig werden müssen. Das rührige neue Leben übte seinen Zauber auf mich aus. Es war nicht zu leugnen, kein Tag glich dem andern, keine Stunde ihrer Vorgängerin. Immer etwas Neues, immer etwas Unerhörtes. Ich versuchte mir Eingang in einige Clubs zu verschaffen, ich besuchte die Nationalversammlung, die ihre Sitzungen im Schauspielhause hielt. Ueberall gab es Gelegenheit, Skizzen zu sammeln. Der volksthümliche Minister Rodbertus, mit der Cigarre im Munde seine ministeriellen Conferenzen abhaltend, war eine noch nicht dagewesene Figur, die Physiognomie eines andern Ministers zu beobachten, in dessen Salon, während er einen Thee gab, die Steine von der Straße flogen, war auch eine dankenswerthe Studie. Die begeisterten Redner von der äußersten Linken in der Nationalversammlung gaben Köpfe und Gestalten dem Beobachter, die man nicht drastischer sehen konnte. Wenn ich Abends zu dem Minister Meyendorff kam, so wurden die Blätter meiner Mappe mit Antheil beschaut. Der Minister foderte mich auf, einige dieser Skizzen zu veröffent-

lichen. Ich ging auf seine Idee ein, und so entstand in kurzer Frist ein Heft Umrisse, die nach des geistvollen Töpfer's „Monsieur Jabot" gehalten, das Leben und Treiben eines Bürgerwehrmanns in 24 Blättern darstellten. Es führte den Titel: „Herrn Talpil's Leben und Abenteuer." Soviel mir bekannt ist, hat es jedoch keinen sonderlichen Antheil im Publicum gefunden, vielleicht war die Sache selbst zu wichtig, zu neu, für Viele ein Gegenstand des Hasses, wie für Andere einer der Bewunderung, als daß man hätte diese Form der Auffassung billigen und ertragen mögen. Mein Herr Talpil machte Fiasco, und bis auf wenige Exemplare blieb die ganze Auflage liegen; doch nicht zum Schaden des Verlegers, dem das Geld zur Herstellung des Heftchens gegeben worden. Ein Exemplar, das ich selbst colorirte, fand den Weg in das Boudoir der Kaiserin in Petersburg, die sich allerlei derartige Sächelchen kommen ließ, ohne anderes Interesse daran zu haben, als weil es Productionen waren, die ihre geliebte Vaterstadt hatte entstehen sehen.

2.

Ich will hier die Porträts von einigen Persönlichkeiten einschalten, die sich bei dem Schauspiel, von dem ich gerade spreche, auf der Bühne zeigten, um wenn auch nur vorübergehend die Aufmerksamkeit an sich zu ziehen. Es ist darunter ein sehr ehrenhafter und sehr liebenswerther Mann, der General von Pfuel, der in der grenzenlosen Verwirrung der Parteien und Begebenheiten auf kurze Zeit das Portefeuille des ersten Ministers an sich nahm, um es ohne Ruhm, aber nicht ohne Ehre wieder abzugeben. Nicht leicht kann Dem, der Menschen sucht, nicht Larven, eine Figur vor das Auge kommen, so würdig, von der Feder eines Plutarch festgehalten sowie von dem Pinsel eines Tizian dargestellt zu werden. Man denke sich einen Kopf voll Ausdruck und Würde, und doch dabei eine kleine Beimischung der Züge eines Don Quixote darin, aber eines liebenswürdigen, sich in Schalkheit und Anmuth auflösenden Don Quixote.

Der tapferste Degen und zugleich der spaßhafteste Geschichtenerzähler, zu dessen Novellen man jedoch einen handfesten Glauben mitbringen mußte. Man muß wissen, daß Don Quixote nach der neuesten Auffassung ein Mann ist, über den gar nicht zu lachen ist, ein Mann, der das Beste, das Edelste erstrebt und sich nur darin irrt, daß er die Welt für so ehrlich und gut hält, als er selbst ist. Ein solcher politischer Don Quixote kann noch heutzutage mit Mühlen kämpfen und dabei sich das Mitgefühl und die Achtung der Edelsten der Nation bewahren. Unser herrlicher alter General hatte ein bewegtes Leben durchgelebt, und schon waren seine vollen Locken über und über ergraut, als er frisch wie nur irgendein jugendlicher Kämpfer in die Arena des Jahres 1848 trat. Ein Liebling der Armee, ein Freund seines Königs, ein Kampfgenosse der alten Preußenhelden, ward er von der Oppositionspartei mit neidischem und begehrlichem Auge angesehen: es galt, ein so kostbares Standbild auf den Altar der neuen Freiheit zu setzen und zu einer Volksfigur zu machen. Man ging dem General mit Schmeicheleien zu Leibe. Es gibt eine Art zu schmeicheln, die das Herz im Leibe trifft und der Seele gleichsam einen Stoß gibt, daß sie nicht anders kann, als ihren Platz verändern.

Diese Art von Schmeicheleien wandte man an, und es waren ehrenwerthe Männer, die ihre Ueberzeugung trieb, diese Kunst zu üben. So wurde ein alter Royalist ein junger Fanatiker. Zu Allem konnte man den General bringen, wenn man ihm nur zeigte, daß Jugend und Kraft dort war, wohin man wies. Wir haben schon bemerkt, daß die Revolution keine Revolution geworden, sondern ein Straßenkampf geblieben wäre, wenn nicht ein Kern ehrenhafter Männer sich in der Mitte der Massen befunden. Diese ehrenhaften Männer veranlaßten nicht, leiteten nicht, ja begünstigten sogar nicht den Umsturz, allein sie — ließen ihn geschehen. Diese ehrwürdige kleine Anzahl hielt in sich die Zukunft geborgen. Es waren alte Männer, die innerlich Jünglinge waren, feurige Jünglinge, mit der ganzen vollen schwärmerischen Liebe für die Größe ihres Vaterlandes beseelt. In die Zahl dieser Männer trat der alte General, nachdem einige von ihnen schmeichelnd ihm die Bruderhand dargeboten. Der General von Pfuel kam aus Neufchâtel zurück, wo er den Posten eines Gouverneurs bekleidet hatte, als daselbst die Empörung gegen die preußischen Fahnen ausgebrochen war; er kam nach Berlin, als hier dasselbe Schauspiel sich vorbereitete. Ich habe schon bemerkt, daß er in einem

kritischen Augenblicke von seiner Stellung als Gouverneur in Berlin entfernt wurde. Sicherlich wußten seine Feinde, daß er zur Milde rathen würde, und man wollte und begehrte einen solchen Rath nicht. Hiermit fing schon seine bisherige Stellung an wankend zu werden; er wandte den Blick nach Denen, die hinter ihm standen und die ihre verlangenden und feurigen Blicke auf ihn richteten. Eine Natur wie die seinige war nicht gemacht, starren Formen zu huldigen; das Mittel der Schmeichelei, von dem ich oben gesprochen, wurde angewandt; man appellirte an die Jugend des Greises, an seinen feurigen Kopf unter dem Schnee des Alters, mit Einem Worte man rief den Mann der Ideen an, nicht den preußischen General. Und diesen Ruf vernahm Pfuel. In den Wogen der Revolution sehen wir ihn nun, das Haupt hoch über den Wellen, bald hier bald dort auftauchen. Es konnte nicht fehlen, daß Hände sich nach ihm ausstreckten, die nicht die reinsten waren, und daß der General, einmal in jene Regionen hinübergleitend, manchen seltsamen Schritt that, manches auffällige Wort sprach. Bei dem Siege der alten Ordnung sah man den General, aller seiner Aemter, die ihm die stürmische Zeit umgeworfen, entkleidet, sich in die Stille des Privatlebens zurück-

ziehen. Hier entwickelte er nun alle Liebenswürdigkeit seines Geistes. Nie hat ein edler Mann die Ungnade des Hofes und der Höflinge würdiger getragen als der alte General. Man sah ihn in einem entfernten Gartenhause wohnend sich mit der Wissenschaft und den Ereignissen des Tages, die mit der Politik nichts zu thun hatten, mit jugendlichem Geiste beschäftigen. Die Fortschritte der Physik, die Erzeugnisse der Industrie, ja sogar die der Mode, der Theaterwelt, der geselligen Kunst, fanden ihn stets bereit zu würdigen und zu prüfen. Er unternahm Reisen, um bald diese bald jene Kunstausstellung, den pariser wie den londoner Krystallpalast in Augenschein zu nehmen, und immer, wenn er wiederkam, hatte er die Taschen voll ergötzlicher Neuigkeiten, die er seinen Freunden mittheilte, harmlos und unbekümmert, als hätte er nie ernsten Thatsachen selbstthätig gegenübergestanden. Oft, wenn ich im geselligen Kreise diesem Manne mit den weißen Silberlocken, dem prophetisch flammenden Auge und dem kindlich lächelnden Munde gegenübersaß, und ihn, den Greis, die Jugend rund um ihn her in heiterm Humor, in unerschöpflicher Darstellungsgabe beschämen sah, mußte ich unwillkürlich an ein edleres, untergegangenes und untergehendes Geschlecht tüchtiger Männer

glauben, dem die Schuhriemen aufzulösen wir Nachgeborenen nicht würdig waren. Es ist nicht ungehörig hier zu bemerken, daß er der Erste war, der die preußische Jugend erfolgreich mit einem mächtigen Feinde kämpfen lehrte, diesmal nicht mit einem Feinde mit Bajonnet und Pulvertasche, obgleich er auch gegen diesen Feind kämpfen lehrte, sondern mit einem Feinde, der einmal besiegt, sich sofort in einen treuen Bundesgenossen und Freund umwandelt, nämlich mit dem Wasser. Der General errichtete die ersten zweckmäßigen Militär-Schwimmschulen, und als Lehrer in dieser Kunst ist sein Name populär geworden. Er selbst war und blieb bis spät in die Jahre hinein ein rüstiger Schwimmer. Das Element der Frische und Beweglichkeit erhielt ihn frisch und beweglich. Nicht selten geschah es, daß wenn er Gäste bei sich auf seinem kleinen Landgute sah, an dem ein herrlicher See grenzte, er den Meererschütterer Poseidon spielte und die alten Freundinnen seiner Jugend erschreckte, indem er sein wassertriefendes Lockenhaupt dicht in ihrer Nähe aus dem Schilfe emporstreckte.

Auch ein alter General, aber von ganz anderer Sorte, war der später in die höchsten militärischen Würden einrückende General von Wrangel, dem die wieder ihren Platz einnehmende loyale und royale

Bevölkerung den Titel „Vater Wrangel“ gab. Was bei Jenem Liebenswürdigkeit und Einfachheit wirkte, sollte bei diesem Gespreiztheit und Affectation wirken. Von Holstein heimkehrend, wo er nicht mehr und nicht minder geleistet, was jeder preußische General geleistet hätte, kam er gerade zur rechten Zeit, um die letzten Athemzüge der Revolution zu hören und kampf- und sieglos in die Hauptstadt einzuziehen, wohin man die Garnison wieder zurückzurufen endlich den Muth gefunden hatte. Er bezog das königliche Schloß, wo er mit königlichem Ansehen bekleidet Gericht hielt und nach Grundsätzen des alten preußischen Militärcodex die Schafe von den Böcken sonderte. Er zog dabei gelegentlich durch die Straßen und ließ sich als einen Retter des Vaterlandes von weißgekleideten Jungfrauen mit Blumen bewerfen. Alles an diesem Manne war Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, es lebte kein humaner Gedanke in ihm, kein auch noch so leises Verständniß Dessen, was die Zeit wünschte und erstrebte. Knöchern wie sein Körper war sein Geist, und die verzerrte Grimasse huldvoller Freundlichkeit, die auf seinem unschönen Gesichte stets dieselbe Decoration von Falten und Fältchen bildete, machte auch aus seinem Thun und Treiben eine klappende Maschine, die ohne Geist und

Leben ihr Tagewerk abhaspelte. Daß dieser Mann ein Mann des Volks sein könne, glaubte er gewiß nur allein. Was er aber in der That war, war ein Mann der Zuchtruthe, und der Restauration mochte gerade ein solcher willkommen sein, da sie so viel zu züchtigen hatte; unter ihm erblühte der Treubund und die „Kreuzzeitung". Welch eine lächerliche Abgötterei das wieder auf den Thron gesetzte berliner Philisterthum, die mit ihrer Treue und Ergebenheit jetzt prunkende Bourgeoisie, die Lakaien mit und ohne betreßten Rock, mit diesem „Vater" trieben, wie sogar Verse auf seinen „Schimmel" gemacht wurden, und er keck dem altehrwürdigen Helden Blücher an die Seite gesetzt wurde, muß man erlebt haben, der Beschreibung ist kaum Glauben zu schenken. Ich sah ihn bei einem glänzenden Balle im Hotel des russischen Gesandten, wo er in eine enge Taille geschnürt, in seiner weißen Kürassieruniform sich wohlgefällig unter die Gruppen der jungen Damen mischte und dort sein fehlerhaftes Deutsch, sein hartnäckiges Verwechseln mit „mir" und „mich" und seine zudringliche alterthümliche Galanterie in Curs setzte. Es wurde ihm natürlich von allen Seiten geschmeichelt. Der treffliche Porträtmaler Magnus mußte ihn malen in einem der Prunkge-

mächer des königlichen Schlosses stehend. Der ehrliche alte Degenknopf Blücher hätte dergleichen nie gethan noch gewollt, und er war ein Mann, der bei Fürstenthronen stehen durfte, so wie er in der Bauerhütte stand. Als der „Vater" Wrangel sein Säuberungsgeschäft endlich beendet, und das königliche Schloß verlassen hatte, beschenkte ihn der König mit der neugeschaffenen Würde eines Oberbefehlshabers in den Marken. Damit war denn seine Heldenlaufbahn beschlossen; höher hinauf ging es nicht. Er wohnte nun auf dem Pariser Platz, zu den Füßen der Victoria, und wenn es eine Parade gab, so sah man den „Vater" immer dicht hinter dem Könige, und wenn es eine Blumenausstellung gab, so sah man wiederum den „Vater" wie er eine Rose brach und sie einer sittsam und in überschwenglicher Freude erröthenden Geheimrathstochter überreichte.

Ich gehe jetzt zu Persönlichkeiten anderer Art über. Eine Skizze, die die Ausstellung der zahllosen Särge der Gefallenen auf dem Gensdarmenmarkte darstellte, brachte mich dem Maler Adolf Menzel näher. Welch eine geistvolle und anregende Natur hatte ich da gefunden! Wie viele glückliche Stunden, voll der reichsten Kunstgenüsse, brachte dieser Mann in mein Leben! und wie dankbar bin ich ihm, dem

Anspruchslosen, dem Tüchtigen und Trefflichen dafür! Schon sein Charakter als Mensch, wie liebenswerth erscheint er, er der treue Pfleger und Ernährer einer kränkelnden Mutter, die bis an ihr Ende in ihm, dem geliebten Sohne lebte. Menzel zeichnete sich seine Laufbahn selbst vor. Er fand, als er auftrat, die Wach'sche süßliche Schule und die düsseldorfer, noch viel süßlichere, in voller Blüte. Das sogenannte Kunstideal, zu dem sich ein frömmelnder, mystisch träumerischer Sinn gesellt hatte, führte den jungen Trotzkopf rasch in die entgegengesetzten Gleise, er suchte Wahrheit, nichts als Wahrheit, Natur, nichts als Natur. Er trat gleichsam in ein Bündniß gegen die Schönheit. Ein wunderliches Ereigniß. Man ist so gewohnt, die Künstler im Gefolge der Grazien und der Musen zu sehen; hier fand sich einer, der beharrlich den Grazien auf die Füße trat und den Musen den Rücken zuwandte. Und dennoch welch eine Grazie und welch ein Wissen und welch ein Studium! Die Geschichte, besonders die Geschichte seines Vaterlandes zog in ihren bedeutsamsten Gestalten in einem prächtigen Zuge an dem Geiste dieses Jünglings vorüber; seine Phantasie, eine lebendigere hat es selten gegeben, sah nicht, nein sie faßte die Gegenstände; es waren keine Bilder, es waren

Menschen, die er schuf. Das mächtige Talent wurde zuerst in kleinen Skizzen erkannt, die der Schüler in radirten Blättern kund gab, die irgendeine Kunsthandlung den Muth hatte herauszugeben, da noch kein Name voranleuchtete. Nun erschien die „Geschichte Friedrich's des Großen" von Kugler, und hier in einer zahlreichen Folge, oft im Holzschnitt verfehlter, immer aber von Geist und Leben durchleuchteter Blätter trat unser junger Künstler zum ersten mal hinter den Coulissen hervor. Sein Ruf war gemacht. Correcte Zeichnung, geniale Auffassung, scharfe Motivirung und die eben geschilderte, nicht malende, sondern ihren Gegenstand greifende Phantasie, machte die Betrachter dieser Skizzen, in denen die Keime von großen historischen Bildern schlummerten, staunen. Mancher jugendliche Ungestüm, manche Bizarrerie, manches mit Willen Geschmacklose konnten als Schlacken gelten, die von dem Golde durch die Zeit gelöst werden mußten. Wie gesagt, unser Künstler gefiel sich darin, nirgends der conventionellen Schönheit huldigen zu wollen, denn er hielt sie, wie sie es in der Regel denn auch ist, für die Unwahrheit. Dies schreckte Viele zurück: auch das fromme Element war nirgends sichtbar, dies schreckte noch Mehre zurück, kurz die Modewelt, die protegirenden

Großen, die Frommen, die männlichen und weiblichen Lüstlinge warf und wies die jungfräuliche Herbigkeit der Muse unsers Künstlers von sich. Das Auge, das aber die Größe suchte, das der Innigkeit und Würde einer erhobenen Idee nachging, dieses Auge wurde immer wieder von neuem vor die Bilder dieses jungen Kunstathleten gezogen, der die schwierigsten Stoffe keck zum Kampfe herausforderte. Ziemlich rasch nacheinander gingen jetzt Bilder von Bedeutung aus dem Atelier Adolf Menzel's hervor: ich will hier nur das bekannte Friedrichsbild nennen, das den gekrönten Philosophen von Sanssouci unter seinen geistreichen Freunden bei der Tafel zeigt. Dieses Bild ist ein glücklicher Wurf, einer von den Gedanken, die dem Künstler als Inspirationen kommen, und die das Ganze und Volle eines Gegenstandes darstellen, nicht einzelne Theile aphoristisch zusammengefügt, mühsam gehalten durch Reflexion und Studium. In diesem Friedrichsbilde ist der Held des Jahrhunderts und seine Zeit und Umgebung in wenigen, auf das äußerste charakteristischen Figuren wiedergegeben. Es ist hier wieder diese Phantasie, die mit ihrem Gegenstande lebt, ihn faßlich und greifbar vor uns hinstellt. Der Raum und der Zweck dieser Blätter gestattet nicht, sich über dieses

Bild, und ein anderes, das bald darauf folgte und den König in einem Privatconcert bei Hofe, Flöte blasend, darstellt, weitläufig zu verbreiten; es genüge, angedeutet zu haben, wie und in welchem Grade dieses Künstlers Genius auf mich und meine Kunstanschauung gewirkt hat. Dabei hatte sein scharfes, bestimmtes, im Leben wie in der Kunst jeder lügnerischen conventionellen Form sorgsam ausweichendes Wesen etwas besonders Anziehendes für mich. Ich besuchte ihn öfters und sah seine Mappen durch, in denen originelle Skizzen in Menge sich befanden, von denen er mir ein paar geschenkt hat, die ich als Kostbarkeiten aufbewahre.

Wenn ich an eine gewisse Gattung Bücher denke, aus denen des Autors redliches und mühevolles Streben hervorgeht, seinen Gegenstand möglichst erschöpfend zu behandeln, und die trotz dieser Mühe und trotz dieses Strebens ihre Wirkung auf den Leser verfehlen, so tritt mir Alfred von Reumont's Gestalt vor die Seele. Es gibt wenige Sammler, die so unermüdlich gesammelt, und wenige Forscher, die so redlich geforscht haben als dieser feine Kenner der Literatur und Kunst. Ich spreche absichtlich zuerst von den Büchern dieses Mannes, weil er außerordentliches Gewicht gerade auf seine schriftstellerische

Thätigkeit legt. Sein Leben, sein eigenthümliches Auftreten in der Gesellschaft und das Glück, das ihn begünstigt, sind meiner Ansicht nach wichtiger. Es sind mir nur zwei Naturen vorgekommen, die etwas eigenthümlich Mystisches, ja ich möchte sagen Dämonisches bei ihrem Auftreten exhalirten; es waren dies Alfred Reumont und der General Radowitz. Beide haben sich unauslöschlich meiner Erinnerung eingeprägt. Ich habe sehr viel verschlossene und wichtig schweigsam thuende Höflingsnaturen gesehen, es war aber nichts hinter der Gardine verborgen, die sie über sich hinzogen, wie Bilder, die man verschleiert um anzudeuten, daß ihr Gegenstand kein öffentlich zeigbarer sei; mit jenen zwei war es aber anders bestellt. Es guckten hinter dem Vorhang hier ein paar Füße, dort ein halber Kopf hervor, die unbeschreiblich den Neugierigen reizten, die Gruppen und Figuren zu erschauen, zu denen jene äußerst kleinen Fragmente gehörten. Aber man bekam nichts zu sehen. Daß Beide streng orthodoxe Katholiken waren und sich in der nahen Umgebung des Königs in sehr kritischen Momenten befanden, daß bei jedem nur irgend wichtigen politischen Ereigniß man ihre stillen vorüberwandelnden Schatten hineingeworfen sah in die buntgefärbte Gruppe der Bewegten und Handelnden im

Vorgrunde, machte sie zu Gegenständen, die immer von neuem zu denken und zu sprechen gaben. Sie selbst aber sprachen nie, wenigstens nicht öffentlich und nicht laut. Herr von Reumont, später erst geadelt, stammte aus einer rheinländischen Familie und kam unbemittelt und ohne Einfluß nach Berlin, wo er, dem König nahe gebracht, dessen besondere Gunst sich erwarb und nun rasch eine einflußreiche Stimme und eine eben solche Stellung sich erhielt. War es nun sein immenses Wissen, war es seine bescheidene und doch sich geltend machende Persönlichkeit, war es etwas Anderes, kurz es zweifelte Niemand, daß mit diesem plötzlich aus der Dunkelheit hervortretenden jungen Rheinländer und eifrigen Katholiken der König etwas Großes vorhabe. Es ist nachher zwar nicht so hoch hinauf mit ihm gegangen, als seine Freunde erwarteten und seine Feinde fürchteten; doch aber hat sein Einfluß, wenn auch nicht in einer glänzenden Stellung nach außen hin, in den Verhältnissen nach innen gewiß nie aufgehört sich wirksam zu zeigen. Dabei wird seine Unterhaltungsgabe gerühmt; er ist ein treuer Freund seiner Freunde und ein durch und durch rechtlicher Charakter. Die vielen Orden, mit denen er sich zu schmücken, der undurchsichtige diplomatische Schleier, in den er sich zu hüllen weiß, gehören zu

den Attributen, die er meint seiner äußern Erscheinung anheften zu müssen. Stets ist er in Italien beschäftigt und stets neben seiner diplomatischen Mission mit literarischen Forschungen, die er bis an die Grenze treibt, wo sein leidender Körper ihm die Dienste zu versagen beginnt.

Diesen mehr oder minder ernsthaften Figuren will ich ein paar, wenn auch nicht geradezu possenhafte, doch wenigstens seltsame folgen lassen. An einem der Abende, wo auf der Straße geschossen wurde, trat ein Herr, der öfters unsern kleinen Abendcirkel besuchte, herein, das runde vollwangige Gesicht mit Pulver geschwärzt, die Augen, die ohnedies glotzten, noch weiter aufgerissen, in der Brusttasche des Rockes auf beiden Seiten zwei Terzerole. „Ich habe mich soeben durch andringende Massen durchschlagen und nach rechts und links Schüsse austheilen müssen!“ rief der späte Gast, indem er sich erschöpft auf einen Lehnsessel niederwarf. Bei jedem Andern hätte diese Nachricht auf das zuhorchende Publicum den tiefsten Eindruck gemacht, hier — lächelte man. Man wußte, die Pistolen waren nicht geladen, das Gesicht war absichtlich geschwärzt, unser Held kam aus einer sehr gefahrlos hingebrachten Punschsoirée. Es war Oelsner-Monmarqué. Ein Literat, dem es mit seinen

Büchern nicht glückte, ein Lebemann, dem es ebenso wenig glücken wollte, sich Reichthum zu erwerben, ein Frauenjäger, dem die Frauen aus dem Wege gingen, ein Muthiger, wie wir gesehen haben ohne Muth, kurz ein Mann, dem gerade die Eigenschaft immer fehlte, mit der er prunkte. Das einzige unbestreitbare Verdienst, das er besaß, war: vortrefflich französisch zu sprechen und zu schreiben, obgleich er, wenn er französisch sprach oder schrieb, womöglich noch mehr bei der Wahrheit vorbeistreifte, als er es im Deutschen that. Ein Libertin durch und durch, wußte er nicht im entferntesten, welchen Begriff man den Worten Wahrheit, Ernst, Charakter, Religion, Gewissen in dem gesellschaftlichen Verkehr unter Menschen seit uralten Zeiten beizulegen pflegt. Ihm war der Genuß das Einzige, was zu erstreben und den Besitz möglichst zu verlängern, der Mühe werth war. Seine cynischen Aussprüche, die ich von ihm, durch die einsamen Gänge des Thiergartens wandelnd, hörte, machten mich oft staunen und lachen zugleich. Wollte man die Depravation großer Städte schildern hören, so war er dazu wie geschaffen; als Mitwirkender sowie als Augen- und Ohrenzeuge hatte er auf diese Weise Paris und London durchkostet, und aus diesem Schmuz knetete er sich eine Art Diderot'scher Philo-

sophie zusammen, aber ohne Diderot's Geist. Eine unerschöpflich gute Laune vibrirte in seinem Falstaffkörper, und obgleich dieser so oft in Anspruch genommene Körper ihm längst nicht mehr den Gefallen erwies zu verdauen, so aß er doch unbeschreiblich viel und oft. Sohn eines achtbaren Gelehrten, kam er früh nach Paris, und es glückte ihm dort eine reiche Mulattin zu einer Ehe zu bewegen, die aber nur kurze Zeit dauerte. Ohne das Geld der Frau zu bekommen, auf das es abgesehen war, wurde er von der Frau genöthigt, sie schleunigst wieder zu verlassen und sich nie wieder vor ihren Augen darzustellen. „Welch ein Glück für mich", setzte er hinzu, als er mir diese Geschichte erzählte, „daß ich von diesem Weibe nicht Kinder erhielt. Welch eine diabolische Race hätte das gegeben! Meine Figur, die ohnedies mit der des Apoll von Belvedere nicht zu verwechseln ist, und dann dazu die gräulich-grünliche Farbe der Mutter, es hätten polizeiwidrige Ungeheuer werden können! im günstigsten Falle hätte ich einen zweiten Alexander Dumas producirt." — „Wenn man Sie von Ihrem Glück bei Frauen sprechen hört, liebster Oelsner", erwiderte ich darauf, „so kann ich nicht glauben, daß Sie sich für einen häßlichen Mann halten." — „Um dieses Glück zu erringen", entgegnete er lächelnd,

„braucht man nicht schön zu sein. Ich besitze Anziehungskraft und Reiz mehr als mir lieb ist und ich zu haben wünsche; glauben Sie mir das. Ich habe Frauen von der Höhe der Tugend mir zu Gefallen herabsteigen sehen, von denen die Welt alles Andere nur nicht das erwartet hätte, obgleich ich gern bekennen will, daß ich das Meiste bei bereits depravirten Frauen erreicht!“ Nun kamen Geschichten im Stil von Casanova. In der Politik, in die er sich auch mischte, und gerade als Correspondent gelesener französischer Blätter zu der Zeit, von der ich eben spreche, viel berichtete und correspondirte, konnte er wol kaum anders als verderblich wirken, da er völlig gesinnungslos war, und doch zugleich nicht genugsam Talent hatte, um das gesinnungslose Spiel mit jener Fertigkeit zu treiben, die es anziehend und täuschend für die Menge macht. Als novellistischer Autor, wo man hätte denken können daß er etwas leistete, brachte er nur ein paar Bände salopp zusammengeschürzter Erzählungen zustande. Eine schmerzhafte Operation, der er sich in Paris unterwarf, machte dieser behaglich lustigen, cynisch sorglosen Existenz ein Ende.

Die zweite Figur ist etwas besserer Art, dazu phantastischer und wunderlicher. Sie ließe sich vortrefflich in einem Märchen à la Hamilton brauchen.

In der Johannisgasse zu Berlin öffnete sich auf den Klingelzug der Eingang zu einer Wohnung, die, wenn man sie im Dämmerlicht des Mondscheins betrat, einen glauben machte, man wäre in die Elysäischen Felder eingetreten. Meilenweite Fernen zeigten sich dem Blicke, paradiesische Seen, fruchtbeladene Gärten, Springbrunnen und am Horizont eine Kette abendlich durchglühter Alpen. Welch eine Welt! und das Alles dicht an einem alten Kasernenschuppen und im Innern einer engen winkeligen Gasse. Ein kleines palastartiges Gebäude lag vor dem Eintretenden und an den Säulen des Eingangs hielten märchenhafte Figuren, Riesen in glänzenden Stahlpanzern und Chinesen mit langen Bärten und Zöpfen Wacht. Die Zauberpracht dieser schönen Welt in der Johannisgasse verlor zwar etwas an ihrer Wirkung, wenn man nach und nach bemerkte, daß Alles nur auf den Wänden der hohen Mauern, die Garten und Haus einschlossen, gemalt, daß Riesen und Chinesen nur auf Holz geheftete Pappe waren; allein es blieb für den einmal im Bereich des Staunens befangenen Gast doch immer noch Wunderbares genug übrig. Das Seltsamste war der Hausherr selbst. Auf einem Divan hockend zeigte sich ein Männchen mit einem grauen Barte und mit einem indischen Shawl um-

wickelt. Es war dies der Graf Roß, bekannter Sonderling und Curiositätensammler. Nicht immer hatte er einen grauen Bart gehabt, nicht immer hatte er auf einem Divan gehockt, und nicht immer hatte er sich selbst unter lauter Curiositäten zur Curiosität gemacht. Das Leben dieses Mannes hatte seinen eigenen Schwung genommen, es war darin abenteuerlich zugegangen, und es hätte, wenn das Schicksal es so gewollt, aus so viel gutem Stoffe und geistiger Begabung etwas ganz Brauchbares für die menschliche Gesellschaft hervorgehen können. Der Vater des Grafen bekleidete einen hohen Posten in Indien; von dort kam die Witwe mit diesem Sohne und großen Reichthümern nach dem Tode ihres Mannes nach Europa und wurde als eine Frau von großer Schönheit in den Salons von Paris und Wien mit Auszeichnung aufgenommen. Die Witwe lebte sehr heiter. Die kolossalen Reichthümer schmolzen, aber dennoch blieb genug übrig, um den heranwachsenden Sohn mit Allem auszustatten, was ein junger Wüstling, der in die Welt tritt, zu seinem Fortkommen nöthig hat. Bildschön, leichtfertig, ein großer Liebhaber der Maskenbälle und der kleinen Gesellschaften mit Punsch und Operntänzerinnen, kostete der Sprößling der Lotosblume, wie er sich selbst nannte,

so ziemlich Alles durch, was seine Vorgänger in diesem Fache durchgekostet hatten und wozu Wien von jeher reichlichen Stoff gegeben. Die Mutter war noch schön und lebensfroh, als der Sohn sein Treibjagen begann, und so geschah es denn oft, daß Mutter und Sohn, Jedes in seiner Weise auf Raub ausgehend, in der stürmischen Nacht eines Maskenballes einander unerkannt in die Arme liefen. Welch ein Lachen, welch ein köstlicher Spaß! Bei einer solchen Gelegenheit verliert die Mutter eine Perlenschnur, die eine Viertelmillion an Werth hat. Was thut sie? Sie bietet dem Finder — sich selbst zum Preis. Ganz Wien sucht. Die Perlenschnur wird nicht gefunden; endlich entdeckt sie in irgendeinem Boudoir, wohin sich die interessante Witwe mit einem ihrer Freunde zurückgezogen — der Sohn. Also wieder Mutter und Sohn! Neues Gelächter, neuer köstlicher Spaß! Aber die wiedergefundenen Perlen sind der beste Spaß. Das Vermögen des verstorbenen Nabobs ist bereits so geschmolzen, daß eine Perlenschnur mehr oder weniger eine Sache von Bedeutung ist. Der Sohn behält die Perlen. — Auf dem Congreß zu Wien behauptete der Graf den König von Preußen aus einer großen Gefahr gerettet zu haben, deshalb fiel er dem Fürsten Wittgenstein

mit Gesuchen um Anerkennung und Belohnung seiner geleisteten Dienste lästig. Der Fürst war aber gerade der Mann, mit derlei Prätendenten fertig zu werden. Eine Weile besuchte der Graf noch die große Welt und den Hof, dann zog er sich in seine Klause zurück und wurde eine Curiosität. Aus Indien noch hatte er eine Anzahl Waffen, Geräthe, Priester- und andere Gewänder mitgebracht; dieses bildete den Kern der Sammlung, um die sich mit den Jahren eine dicke Schale schloß. Ohne allen Plan nur das Seltsame, Bizarre, Abenteuerliche sammelnd, befand sich ein wirkliches Kunstwerk neben einer läppischen Spielerei, und beide gleich hoch beachtet. Das Haus, das er bewohnte und das nicht groß war, hatte er in vier Welttheile gesondert, und noch ein Cabinet für römische Kunstgegenstände aus der Kaiserzeit abgetheilt. Hier waren die Möbel nach Form der bekannten Muster, die man auf den Wandgemälden aus Pompeji gefunden, gearbeitet, und in diesem Cabinet hing das Porträt der Gräfin-Mutter als Aspasia. In einem der größern Gemächer standen in den vier Winkeln kolossale Pagoden; in dem Bauche einer derselben nahm der Graf Platz, um durch den Nabel, der ein Guckloch bildete, diejenigen Besuche zu beobachten, die da an gewissen

Tagen kamen, um die Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Er hörte oft eben nicht sehr gefällige Aussprüche über sich und seine Sammlung ertönen. Ein Diener führte die Fremden umher und machte auf die Zettel aufmerksam, die bald an diese bald an jene Curiosität geheftet waren und Sprüche aus Jean Paul, Goethe und Schiller enthielten, die durchaus keinen Zusammenhang mit dem Dinge hatten, bei dem sie lagen. Man wußte in der That nicht, weshalb man bei einem Stück Mammuthsknochen an den Ausspruch Schiller's erinnert wurde: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Uebel größtes aber ist die Schuld", oder bei einem Stück Seidentaffet an das Wort: „Es fürchte die Götter das Menschengeschlecht." Eine sehr gelungene Nachbildung der Mediceischen Venus aus carrarischem Marmor und jene schon erwähnte Perlenschnur machten die Glanzpunkte der Sammlung aus, dann viele altindische Gemälde auf Papier aus Pflanzentheilen.

Der Graf war ein harmloser alter Schwätzer, der keiner Seele etwas zu Leide that, und der zufrieden war, wenn man ihn und seine Sammlung beachtenswerth fand. Als die Massen der Aufständischen in die Wohnungen drangen und nach Waffen suchten, kamen sie auch in das Haus in der Johannis-

gasse. Die beiden Chinesen am Eingange scheuten sie nicht, und der Graf kam ihnen freundlich lächelnd entgegen, indem er ein paar alte verrostete Sackpistolen in den Händen hielt. Man nahm sie mit Dank, und dadurch aufgemuntert, brachte der Hausherr, der erwartet hatte, man werde in seinem Hause das Unterste zu oberst kehren, noch einen unermeßlich langen befiederten Pfeil von der Wand und erklärte mit geheimnißvollem Flüstern, die Spitze dieses Pfeils sei vergiftet, wobei er um Erlaubniß bat, mit der gefährlichen Spitze einem seiner Gäste auf die Hand zu tippen, wodurch ein solcher Schrecken bei allen entstand, daß sie, die geschenkten Waffen im Stich lassend, eilends aus dem Hause flohen. Der Graf legte den Pfeil ruhig wieder an seinen Ort, und er und sein Haus blieben hinfort von jedem Zuspruche verschont. Eines Tages begegnete er in der einsamen kleinen Gasse, in der außer ihm nur ein paar Leute wohnten, einem Grabgeleite. Sogleich that er den Ausspruch, daß der nächste Leichenwagen, der sich über dieses Pflaster bewegte, ihn tragen würde; und so geschah es auch. Seine Sammlung kam zum Besten einer frommen Stiftung unter den Hammer des Auctionators. Er und der Hofrath B. — auch ein Sonderling und Sammler — verkehrten viel mit-

einander, und ich erlebte öfters, daß der Eine mit einer alten Porzellanvase unter dem Mantel, der Andere mit einem Fetzen seidengestickten Brocats bei mir vorsprachen und sich mit wechselseitigem Lobpreisen ihren Fund mittheilten. Gewöhnlich kam der Graf allein, und seine Erscheinung war so abenteuerlich, daß, wenn er plötzlich in der Dämmerung mit seinem langen weißen Barte in meinem Zimmer stand, ich auf den Gedanken verfiel, eine Figur aus meinem Märchen „Fortunat" komme mir einen Besuch abzustatten. Wenn er Zeit und Gelegenheit fand sich auszusprechen, so ging ein Zug von Trauer durch seine Reden; man hörte daraus, daß sein Leben ihm nutzlos vergeudet erschien, und daß er wünschte, es anders gelebt zu haben. Die Einsamkeit und die Schatten eines freudelosen Alters machten ihn mitten unter seinen hunderttausend blitzenden und schillernden Sächelchen vor Frost schaudern. Einst fand ich ihn, wie er sich im weißen Priestergewande eines Braminen der Länge nach auf dem Sopha niedergelegt hatte und starr wie eine Leiche lag. „So", sagte er, „will ich begraben sein." Bald darauf, bei einem guten Souper, waren die Sterbegedanken wieder verbannt, sowie der Anzug abgelegt. Durch diesen Mann ist mir das Sammeln verleidet worden, zu dem ich

früher wol einige Neigung in mir spürte. Wie geistlos thürmt sich ein so widerwärtiger Plunder um uns her auf, wie wenig sind wir zuletzt im Stande die Masse zu beherrschen, und wie erstirbt jede Beweglichkeit des Lebens, jede Regung einer freien Stunde unter dem unverständlichen Wuste, der endlich unsere Freunde uns, und uns unsern Freunden entzieht. Noch nie habe ich einen Sammler gesehen, der nicht mit der Zeit ein Pedant wurde.

3.

Der Ruf als enragirter Royalist, in den ich mich durch mein Buch, das in den Händen von Jedermann war, der in der Hoffnung lebte, die alten Zustände wieder zurückgeführt zu sehen, gebracht hatte, bewog eine große Anzahl sich mir zuzuwenden, sowie andererseits ich gerade durch diese Schrift treffliche Freunde verlor. Der Redacteur der „Neuen Preußischen Zeitung" suchte mich auf und bat um Beiträge für das Feuilleton seines Blattes. Der Minister von Meyendorff ließ nicht von der Ansicht ab, daß ich politisch wirksam sein könne und müsse. Da wir früher von Literatur und Kunst gesprochen, sprachen wir jetzt von der Art und Weise, wie ein Zeitungsartikel abzufassen sei, der die Verwirrung bekämpfte und die Ansichten lichtete. Lange Zeit wich ich jedem Ansinnen derart aus, wohl wissend, wie wenig mein Talent sich eigne auf diesem Felde zu agiren. Ich hätte lieber zwei, drei Novellen schreiben mögen als einen

einzigen Zeitungsartikel, ich wußte durchaus nicht wie ein solcher anzufangen war, und überdies war mir zur Genüge bekannt, daß der Minister Federn im Solde hatte, die für ihn arbeiteten. Aber ich sollte es durchaus sein. Der Minister schloß sich mit mir ein und ging mit mir die Verdienste durch, die Rußland gegen Preußen sich stets erworben und noch erwarb. Wir stellten uns die glorwürdige Zeit der Befreiungskriege vor Augen, wir zogen in Paris ein, und wir machten, unter dem russischen Doppeladler, nicht allein Preußen, sondern ganz Deutschland glücklich und dankpflichtig. Diese Verdienste sollten von neuem jener undankbaren Partei vorgehalten werden, die einen Einfluß Rußlands auf Ordnung der Angelegenheiten Deutschlands nicht allein für entbehrlich, sondern gar für schädlich hielt. Jede solche Sitzung machte, daß ich betäubt nach Hause kam. Wo war die schöne, freie Unabhängigkeit meines Schreibtisches geblieben? Wo das Reich der fesselosen Phantasie? Broschüren, französische und russische Zeitungsblätter, mit von dem ministeriellen Rothstift angestrichenen Stellen, füllten den Raum auf meinem Schreibtische, der sich von der Büste des berberinischen Faun bis zu der kleinen Porphyrvase ausdehnte, die ich als Geschenk von Joukowsky erhalten. Diese Vase mit ihrem

grünen lockenden Glanze hatte schon oft als Sinnbild des fernen mächtigen Reichs mir geleuchtet, das unter seinen unermeßlichen Länderstrecken auch die kleine Provinz einschloß, die ich meine Heimat nannte. Oft hatte die Vase in verständlichen Worten zu mir gesprochen: Kehre zurück! Ich verspreche dir Reichthum und Ansehen! und deutlicher als je tönten jetzt aus der Tiefe ihrer lockenden schönen Rundung diese Sirenentöne. Der Minister hatte mir für eine erfolgreiche politische Thätigkeit ein reichliches Einkommen versprochen, doch sollte ich mich freilich ganz und völlig der Politik weihen, nie die Feder zu andern Zwecken wieder ansetzen. Ich bekenne offen, alle diese Aussichten und Anträge hatten etwas Lockendes. War ich doch völlig mit meiner Ueberzeugung und meinem Gewissen bei der Partei, der ich dienen sollte, was konnte mir also willkommener sein als mit Einfluß und Freiheit — Beides sicherte mir das mächtige Wort des Ministers zu — unter ihrer Fahne zu arbeiten. Dennoch, ich bekenne es, ging ich nur mit Grausen daran, einen Zeitungsartikel abzufassen; es gehörte auch wenig Scharfsinn dazu, bei jeder meiner Phrasen das fehlende Etwas zu vermissen, das einer politischen These die eigentliche Schärfe und Bedeutung gibt. Leben und Colorit,

schöne Beweglichkeit und gelenke Anmuth, die bei poetischer Production den Stil machen, ist bei der Zeitungsphrase nicht zu brauchen, sie würden nur stören; Facta, frappant zusammengestellt, Zahlen in ein bedeutungsvolles Lustre gesetzt, doctrinäre Rhetorik voll Schärfe und Kälte des Verstandes bilden die politische Zeile. Ich gab mir unendliche Mühe, mich in den Zeitungs- und Broschürenstil hineinzuarbeiten, und nachdem ich im Schweiße meines Angesichts eine so vertracte Arbeit zu Stande gebracht, und sie dem Minister vorlas, zuckte der mitleidig die Achseln und fand bald dieses, bald jenes Factum ausgelassen, bald diesen, bald jenen Passus zu unbestimmt ausgedrückt. Ein unbedingtes Lob von Personen und Zuständen durfte nie ausgesprochen werden, es mußten Thatsachen sprechen; aber gerade Personen und Zustände, wenn ich hätte jene nennen und diese schildern dürfen, hätten, wie ich die Sache auffaßte, mehr Theilnahme und Lob erweckt, weil ich sie mit Wärme und Leben geschildert hätte, als eine Reihe von Jahreszahlen und Regierungsberichten. Ich besinne mich noch, mit welcher Verzweiflung ich meine erste und letzte Broschüre „Erfurt" ans Tageslicht förderte. Sie sollte damals in russischem Sinne bei einer abzuhaltenden Zusammenkunft der deutschen Regierungen

TRU Raamatukogu

in Erfurt wirken. Die Kosten für den Druck dieser Broschüre, außerdem eine Summe von 200 Thlrn. zu einer Reise nach Erfurt erhielt ich vergütet, sonst aber, wie man damals von einer russischen Pension fabelte, auch nicht den kleinsten Antheil von den enormen Summen, die Rußland für die Bestrebungen der Reaction nach Deutschland überfluten ließ, und ich bin meinem Geschick dankbar, daß es so gekommen, daß ich in vollem Maße mir meine Freiheit und Selbständigkeit habe bewahren mögen, indem ich zu dem bescheidenen Theile Arbeit zurückkehrte, die mir die Muse auferlegte, und bei der ich keinen russischen Minister und keine officielle Zeitungspresse neben mir hatte. Ueberdies mit dem gerühmten „Einfluß" und der versprochenen Freiheit wäre es ohnedies eine problematische Sache geworden. Von oben her ging in Rußland damals der Grundsatz aus, und einer der ersten Günstlinge in der Umgebung des Kaisers hatte es öffentlich ausgesprochen, daß mit aller „Federfuchserei" nichts zu machen sei, daß die einzige spitzige Feder, mit der man zu schreiben habe, das Bajonnet sei. Bei einer solchen Nichtachtung und Verspottung literarischer Talente konnte auch die Zeitungsfeder eines Peel oder Brougham zu den entbehrlichen Dingen gerechnet werden. Im besten

Falle also, wenn ich mich durch einen jahrelangen Frohndienst in steter Selbstqual und Selbstverleugnung genugsam geplagt hatte, so wäre meine Belohnung vielleicht gewesen, daß mein Name in den großen Kessel mit tausend andern geworfen worden, der über dem Feuer siedete und brodelte, und in welchem man den zähen Schleim von tausend käuflichen Seelen und Federn zu dem bekannten Brei verdichtete, mit welchem man den Schreiern die Mäuler zu stopfen die Geschicklichkeit und den guten Willen hatte. Ein trauriger Ruhm. Und wäre nun noch hinzugetreten, was später hinzutrat, als ich die Vorgänge der Reaction vor Augen sah, daß meine ultraroyalistische Ansicht wankte, was dann? Hätten dann nicht Orden, Pension und gestickter Kragen mich zu dem elendesten Geschöpfe gemacht, zu einem Geschöpfe, das seinem gnädigen Chef nachtretend, die letzten Silben von dessen Rede devotest widerhallen muß? Wenn ich jetzt ein Wort für meine Partei, für den durch Humanität gereinigten Aristokratismus sage, wenn ich jetzt zu Gunsten edler und großer Fürstenpersönlichkeiten mich ausspreche, mag immerhin diese Stimme unter dem Chorus viel stärkerer und gewichtigerer Stimmen verklingen, es ist doch die Stimme eines freien Mannes.

Meine Reise nach Erfurt benutzte ich, um diese alte interessante Stadt und ihre Denkmäler kennen zu lernen. Nebenbei stattete ich meinen Freunden in Weimar einen Besuch ab, zu denen vor Allen der harmlose edle Mensch und Dichter Maltitz gehörte. Man kann sich denken, daß wir nicht über Politik sprachen: er las mir die ersten Gesänge eines Epos vor, zu dessen Helden er den Ewigen Juden genommen. Dieser oft behandelte Gegenstand erhielt in dieser Skizze einen eigenthümlichen Reiz durch die Darstellung, die der Dichter von den Leiden des Dreißigjährigen Kriegs gab und von dem jahrhundertelang nachwirkenden Elende, das von dieser grausenvollen Periode der Zerfleischung Deutschlands über alle politischen und socialen Verhältnisse ausging. Ich kaufte in Erfurt ein paar Glasmalereien, mit denen ich den Minister zu beschwichtigen hoffte, über die mangelhaften, und zuletzt gänzlich ausbleibenden Berichte, die ich ihm machen sollte. Was konnte ich auch berichten? Etwa die Reden, die im Parlament, zu dem man, wie in Frankfurt, auch hier eine Kirche genommen, gehalten wurden? Ich hatte sie nicht gehört, stets versäumt, und wenn ich von einer Excursion in irgendeinen entfernten Stadttheil zurückkehrte, und in die Versammlung kam, so wollte es das

Misgeschick, daß immer einer der Schwachen und Schwächsten redete. Grenzenlos zuwider wurde mir dies Treiben. Es tauchte nirgends eine Gestalt von Bedeutung auf, und der Boden der Gesellschaft war von tausend und abertausend Eifersüchteleien, kleinen Ränken und offenen oder geheimen Befehdungen unterminirt. Man konnte nicht drei Worte sprechen, ohne daß man einen moralischen Rippenstoß austheilte oder erhielt. Die besten Freunde und Genossen sahen sich oft schielend und mistrauisch an. Und dabei wußte Niemand, wohinaus das Alles sollte.— Schwanken, halbe Maßregeln, Zugeständnisse und wieder schroffe Abweisungen überall. Die preußischen Royalisten Bismark-Schönhausen und Kleist-Retzow spielten als gesinnungstüchtige und zusammenhaltende Männer eine hervorstechende Rolle. Genial-dämonisch-mystisch ging die verhüllte Gestalt von Radowitz über die Bühne. Mit ihm führte mich ein günstiger Zufall auf der Zurückfahrt nach Berlin in dem Eisenbahnwagen zusammen. Wir Beide allein. Der damals allmächtige General und Minister anfangs schweigsam und in die Blätter seines corpulenten Portefeuille, das er stets bei sich auf dem Polster des gegenüberliegenden Sitzes liegen hatte, vertieft, dann sich in interessanten Auslassungen mir zuwendend. Ich

war erstaunt, daß er mich und meine Schriften kannte. Ich sehe noch die dunkeln Augen mir zugewendet, mit einem forschenden und wenig humanen oder gütigen Ausdruck. Dabei waren aber seine Worte gütig. Er theilte mir mit, daß er damit umginge, die Adelssymbole und Wappendevisen zu sammeln; ein wunderliches Unternehmen, das später auch ans Licht getreten ist. Wenn der Zug an einer Station anhielt, sammelten sich Gruppen Neugieriger vor dem Fenster unsers Wagens; alsdann nahm der Minister sein großes Portefeuille und vertiefte sich darin. Ich, der ich keinen so prächtigen Fächer hatte, um mich dahinter zu verstecken, mußte die Glossen über meine Person ergehen lassen, die man draußen machte, und von denen einige so arg in die Irre gingen, daß sie mich für den Minister nahmen. Wie viele Tausende, innerhalb des preußischen Staats, hätten sich an meinen Platz gewünscht, zu einem tête-à-tête mit dem Berühmten und Gefürchteten, während einer ziemlich langen Fahrt.

Hiermit war meine politische Mission zu Ende. Der Minister ließ mich wie einen Unheilbaren gehen, an dem kein Reizmittel seiner politischen Apotheke mehr Wirkung machte, und wenn ich wieder zu ihm kam

fingen wir wieder an von Calderon und der spanischen Literatur zu sprechen.

Ich habe vergessen, des Kriegs in Schleswig-Holstein zu erwähnen. Er hatte von neuer Seite her Regung und Bewegung gebracht. Ich hatte junge Freunde, die im Feuer standen. Man wußte nicht wohin mit all den Soldaten, die man vor Verführung möglichst sichern wollte; es erschien also als willkommener Vorwand, sie hinaus an die deutschen Grenzmarken zu schicken, um gegen eine Sache zu fechten, die auf dem Boden der Legitimität ruhend, später zwang, dieselben Kräfte im Kampfe für sie ins Feuer zu senden. Unseliger Wankelmuth, unselige Halbheit. Indessen war für die Jünglinge, die die Gefahr sehen wollten, trefflich gesorgt, es sausten Todeskugeln um ihre blonden Häupter, und manchem Leichtfertigen wurde der Ernst menschlicher Dinge durch ein Loch im Mantelkragen bemerkbar gemacht. Ich bewahre noch einen rührenden Brief von einem jungen Manne, der mit einem wahren Freudentaumel schreibt, daß er in Todesgefahr gewesen, daß dicht neben ihm ein Soldat gefallen. So hat der lange Friede die Jugend lüstern gemacht nach Gefahr.

Zu dieser Zeit ungefähr traf auch Ludwig Uhland in Berlin ein, der nach Frankfurt zum Parlament ging. Man konnte keinen bessern Mann und keinen schlechtern Redner dorthin senden.

4.

Von der Politik mich abwendend, wendete ich mich der Politik zu. Nie konnte Eins von dem Andern verschiedener sein als Das, was ich bisjetzt Politik genannt, von Dem, was ich jetzt so zu nennen mich veranlaßt sah. Das Eine trocken, dürr, eine ohne Urtheil und Prüfung angenommene conventionelle Lehre, ein völlig Fernes und Fremdes und das Andere ein mächtig neben mir Emporwachsendes, ein wild Lebendiges, ein Princip des neuen Menschen, der plötzlich alte Hüllen abstreifend den Athem der Weltseele über sich hinbrausen fühlt. Für diese Politik wurde ich gewonnen, durch die kolossale deutsche Kaiserfrage. Welch eine unermeßlich großartige Frage! Als zuerst die Kunde aus Frankfurt kam, daß man damit umginge, einen neuen deutschen Kaiser zu wählen, ein Oberhaupt, würdig, groß und dem Zweck des neuerwachten Völkerbewußtseins gemäß, da erst überkam mich die Ueberzeugung, daß es doch etwas

damit sei, was man neue Ideen nannte. Jetzt fing ich an, da ich es früher gezwungen gethan hatte, mit Leidenschaft und Begierde Zeitungen zu lesen. In den Gesellschaften wurde hin und her disputirt, ob der König, wenn man ihm die deutsche Kaiserkrone anbieten würde, sie annehmen werde. Es herrschte darüber eine seltsame Ungewißheit, eine seltsame, weil man nach Allem, was vom Könige seit jenen Tagen der Begeisterung, wo er sich selbst in den drei Farben gezeigt, ausgegangen, doch wol genugsam überzeugt sein konnte, er werde es nicht thun. „Wenn Friedrich der Große noch lebte!" riefen einige Stimmen, „würde er wol zögern, sich den Purpur Karl's des Großen um die Schultern zu werfen?" Ja — Friedrich der Große! Aber es war hier keiner. Es ist wahr, die Wahlelemente, aus denen diese Krone hervorging, waren keine legitimen nach dem alten Sinne, aber sie waren rechtliche nach dem neuen Völkerbewußtsein. Ein Herrscher, der sich berufen fühlte, einen mächtigen Augenbblick zu ergreifen, um Deutschland glänzend, einheitlich und groß zu machen, konnte, wenn er auch noch so sehr sich Fürst von Geblüt fühlte, doch diese Krone ergreifen, und dann einmal im Besitz der Macht, auf der hier Alles ankam, sich die Außendinge, den Zubehör dieser

Macht, so gestalten, daß sie ausgleichend nach allen Seiten hin das alte Recht nicht kränkte, indem es das neue auf den Thron hob. Es läßt sich Alles machen, wenn nur der rechte Mann da ist. Und dieses war ein Moment, der nie wiederkam. Es schwebte über Deutschland, ja über Europa, ein großes Verhängniß, aber es war ein kleines Geschlecht von Menschen, das diesem Geschick nicht gewachsen war. Noch einmal fühlten die modernen Nationen den Willen und den Wunsch, sich einer Krone zu beugen; es hätte eine große gewaltige Krone sein können, eine imposante Fürstengewalt, die auf lange Zeit hinaus wieder das Institut der Fürsten mit Glanz und Ansehen bekleidet hätte, es sollte aber nicht sein, und wie Spreu im Winde flogen nun die Interessen auseinander, in alle vier Winde und — das Geld, der Materialismus in seiner crassesten Gestalt schwang sich auf den Thron, den die Humanität und die Fürstenehre leer gelassen hatte. Jetzt wird es schwer sein, wenn auch der große Mann sich findet, daß ihm wieder Platz gemacht wird und man auf seine Stimme hört. Die Fürsten jedenfalls haben doppelt und dreifach schweres Spiel, denn es kommt darauf an, daß sie sich wieder bedeutend machen. Zart und rücksichtsvoll auf dem Throne sein, heißt klein sein,

und das Kleine wird von Dem, was noch kleiner ist, nicht beachtet und gleichgültig unter die Füße getreten. Hat Katharina II. rücksichtsvoll und zart gegen ihren Gemahl gehandelt, als sie die Hand nach der Zarenkrone ausstreckte? Hat Friedrich der Große zart und rücksichtsvoll gegen Oesterreich gehandelt, als er sich Rechte auf Schlesien anmaßte; und endlich die edle Maria Theresia, hörte sie wol auf die Gesetze der Rücksicht und Zartheit, als sie sich Theile von Polen aneignete? Und dennoch sind diese Fürstennamen große Namen in der Geschichte.

Der Tag erschien, als die Deputation mit dem Geschenk aus Frankfurt anlangen sollte. Sie kamen; aber wie kamen sie! Unter den Linden drängte sich die Menge, um den Zug anzusehen, und dieser Zug bestand in einer Reihe Miethwagen, in welchem jeden ein paar Herren in schwarzen Fracks und mit weißen Halsbinden saßen. Spießbürgerlicher und kläglicher konnte man die Sache nicht einrichten; auf diese Weise hatte man in Berlin oft eine kleine Bürgerhochzeit zustande kommen sehen, wo auch der Bräutigam und dessen Verwandte in dem obigen Costüm sich producirten, nur daß hier die Braut fehlte. Ein allgemeines unwilliges Ach! der Enttäuschung ließ sich hören. „Freilich", sagte man sich, „diese

Herren sind Repräsentanten der deutschen Stämme, sie tragen in sich die Würde, sie brauchen sie nicht äußerlich zu zeigen!" Schon gut; allein man hätte hier ein Uebriges thun müssen. Die Pracht des ancien régime, die Paraden, die glanzvollen Aufzüge, die schönen Equipagen — Alles war der Menge noch zu sehr im Andenken, als daß sie Sinn gehabt hätte für diese puritanische Simplicität. „Ne! die wollen unsern König zum Kaiser machen!" hörte ich einen Straßenjungen in meiner Nähe ausrufen, „die Männeken mit de weißen Binden! Na nu jut! Da kann der Meester sagen wat er will, ick bleibe beim Alten." — Der Zug der Droschken fuhr vors Schloß, wo der König mit den Ministern bereits die Deputation erwartete. Das Resultat der Audienz war das bekannte. Unter höflichen Ausdrücken dankte Friedrich Wilhelm für die ihm zugedachte Ehre, indem er bemerklich machte, daß es gegen sein Gewissen sei, in die Rechte seiner Vettern, der übrigen deutschen Fürsten, zu greifen.

Es war vorbei und abgemacht.

Preußen blieb wieder Preußen.

Bald hierauf wurde Herr von Meyendorff von seinem Posten abberufen und seinem Wunsche zufolge nach Wien versetzt. Er hatte eine schwere

Zeit in Berlin durchgemacht und bedurfte der Ruhe. Seine Gesundheit war leidender wie je. Er war der letzte Diplomat aus der alten Schule, sein Nachfolger war einer derjenigen, die den Ausspruch bewahrheiteten, daß nur das Bajonnet die Feder sei, mit der man schreiben müsse, daß Kunst, Wissenschaft, feine gesellige Bildung nichts gelten und nur der „Wille des Herrn", in blindem Gehorsam befolgt, die einzige Richtschnur sei eines Mannes, der emporzukommen hoffte, sei es in welcher Stelle es wolle. —

Ich hatte einen kleinen Kreis um mich gesammelt und wir lasen eifrig die Schriften, die über die Neugestaltung der deutschen Verhältnisse publicirt wurden. Alles interessirte, Alles beschäftigte mich. Ein Mann wie Gagern, wie Auerswald u. A. nahmen meine ganze Theilnahme in Anspruch. Jetzt hätte ich gern über Politik etwas schreiben mögen, allein ich getraute mich nicht. Mit Beschämung wurde ich inne, wie blind und taub ich bisjetzt in den Tag hineingelebt hatte, wie die öffentlichen Angelegenheiten mich gar nicht gefaßt hatten und wie das Ding, das ich bisjetzt für Politik gehalten, ein seelenloses Phantom gewesen. Das Volk, dessen bessere und edlere Männer jetzt zusammen beriethen, um die großen Interessen

des Vaterlandes zu wahren, ich gehörte ja auch dazu. Auf deutschem Boden war meine Familie entsprossen, deutsche Bildung, deutsche Sitte, deutsches Recht hatte über meine Ahnen gewaltet, und ich — mitten in den Stürmen mich befindend, die diese edle Nation in ihrer Gesammtheit bewegten, ich hätte abgesondert und starr, unwissend Dessen, was Alle wußten, dastehen sollen! Unglücklicherweise hatte ich durch meine Theilnahme an der „Kreuzzeitung" — doch sei dabei gesagt, daß diese nach wie vor ehrenwerth gegen mich handelte — mir den Zutritt zu den Männern versperrt, deren politische Ansicht jetzt die meinige geworden war, und mit denen ich gern in ein intimeres Verhältniß getreten wäre. Es ließ sich aber nicht machen. Die Fortschritte der Reaction, die Art und Weise, wie die Sieger mit Gewalt der Waffen an den Unterliegenden handelten, wie sich jener alte finstere Kastengeist, dem eine bittere Lehre nutzlos gegeben worden, mit verdoppeltem Hochmuthe wieder hob, wie perfid Freund vom Freunde sich schied, wenn es galt, eine gesicherte Stelle im jetzt beschützten Lager der ehemals Verhaßten und Verfolgten zu erlangen — alles dieses und noch viel mehr machte einen unsaglich trüben Eindruck auf mich. Ich sah moralisch

sinken, was ich bisher hochgestellt und verehrt hatte. — Nichts mehr davon! —

Schon lange hatte ich eine Reise nach Wien beabsichtigt. Das Jahr 1851 war erschienen: die Zustände überall entweder wieder ins alte Gleis geschoben oder auf einige Zeit hinaus, mit wirksamen Stützen, in gefahrlosen Stand gesetzt. Die Geselligkeit war vom Grund aus zerstört; es gab keine Gesellschaften mehr. Es gab Leute, die zusammenkamen und zwei bis drei Stunden beieinander aushielten; allein Furcht, Neid, Besorgniß, geheimer und offener Widerwille machten diese Leute Einen dem Andern zu Gegenständen des Verdrusses. Die Fürsten grollten mit ihren Unterthanen und hatten ihre Residenzen verlassen; diese waren öde Plätze geworden: der Handel stockte, das Geld fehlte; wo das Auge hinblickte, ein zerstörtes Leben und Wirken. Unbehaglich bis aufs Aeußerste war selbst im Schoose der Familien Zwist und Streit aller Art. Und das Unseligste war, Jedermann sagte sich, der Kampf ist nicht zu Ende gekämpft; ein matter, haltloser Friede ist auf beiden Seiten geschlossen. Der Sieg ist kein Sieg gewesen, die Unterlage kein Erliegen. Tödtliche Feindschaft, unersättlicher Haß, sie leben noch, sie haben sich nur versteckt. Welch ein Zustand das! —

Indessen man mußte weiter leben. Es gab sich die siegende Partei das Wort „froh" sein zu wollen. In Wien hieß es — geht es wieder in alter Weise zu. Das glückliche, das frohe Wien, es ist völlig wieder das alte. So seltsam dieses klang, Viele glaubten daran und unter diesen war auch ich. Eines Morgens packte ich meinen Koffer, erhielt mit einiger Mühe einen Paß von dem österreichischen Gesandten und machte über Breslau die Reise nach Wien.

Diese uralte Kaiserstadt hatte immer großes Interesse für mich gehabt. Auf meiner ersten Ausflucht nach Deutschland war es mir nur wenige Tage vergönnt gewesen, in ihren Mauern zu weilen; jetzt nahm ich mir vor, einen Theil des Winters, besonders den Fasching daselbst zuzubringen. Wenn es wirklich das alte fröhliche Wien war, wo konnte man besser all den wüsten Inhalt vergangener Tage vergessen, als gerade hier.

Doch ehe ich weiter fortfahre und meinen Leser an das Ziel meiner Reise führe, sei es mir erlaubt, ein Geschichtchen hier einzuschalten, das mit dem Vorangehenden in Berührung steht, und ein Bild gibt, das auf dunkelm Hintergrunde der Zeit die Hand der Jugend mit lebhaftem Farbenzauber hinmalt.

Das Abenteuer in Schleswig
oder
die schuldlosen Schuldbewußten.

Unter den jungen Offizieren, die aus Holstein heimkehrten, waren zwei, die mir genauer bekannt waren und die öfters, noch in ruhigen Tagen, meine Abendgesellschaft in Berlin hatten vermehren helfen. Der ältere von ihnen war dreiundzwanzig Jahre, der jüngere aber erst zwanzig geworden; jeder in seiner Art war eine anziehende Persönlichkeit; Severin galt für einen Schlaukopf, er war ein lustiger Bursche, stets bei gutem Humor und voll ergötzlicher Einfälle; Karlott, nach seinen Vornamen Karl Otto, die zusammengezogen wurden, so genannt, war was man einen hübschen Jungen nennt; er stand bei den Schützen und seine dunkelgrüne Uniform kleidete ihn besonders gut. Die ersten Tage nach der Zurückkunft waren allein der Erzählung der Waffenthaten gewidmet, und man konnte wenig Anderes von den jungen Helden erfahren, als welches Bataillon sich mehr als das andere ausgezeichnet habe, wie oft Vorpostengefechte und Recognoscirungen stattgefunden, und welche Waffenthat bald diesem bald jenem Kameraden

gelungen. Eines Abends saß die kleine Waffenbrüderschaft bei der Punschbowle zusammen und bis zur Ermüdung wurden wieder die Kriegsthaten durchgesprochen.

„Es ist genug!“ rief Einer aus der Gesellschaft; „wir wollen jetzt von etwas Anderm hören. Habt ihr denn kein Abenteuer mit schönen Frauen gehabt?“

Eine Pause von einigen Secunden erfolgte. Severin kräuselte sich den Bart, den er von Holstein mitgebracht hatte, und schwieg lächelnd. Karlott besah nachdenklich seine Cigarrenspitze, als sollte die für ihn antworten, und machte sich dann mit der Punschterrine zu schaffen, scheinbar besorgt, ob ihr Inhalt noch für eine fünfte Füllung der Gläser langen werde.

Niemand antwortete. Die Frage wurde wiederholt.

„Mit Frauen?“ nahm endlich der schlaue Severin das Wort; „Abenteuer? Nun ja, es möchte wol etwas derart sich finden, und wenn meine geehrten Kameraden und besonders wenn Karlott erlaubt, will ich schon erzählen.“

„Und ich“, fuhr der jüngere Schütze auf, „ich erlaube es nicht. Ich weiß nicht, Severin, wie du

so ganz vergessen kannst, daß wir unser Wort gegeben haben —"

„Ach was! Es war kein Ehrenwort, und jedes andere Wort braucht man nicht zu halten."

„Und dann bedenke — der Ruf der Damen!" setzte Karlott hinzu.

„Was geht mich der an? Haben sie ihn meinetwegen aufs Spiel gesetzt? Bin ich der Begünstigte, der Geliebte? Ich habe kein Interesse daran, gewisse interessante Schwachheiten zu bemänteln; ich würde es thun, wenn sie mir zu Liebe begangen wären."

„Egoist!"

„Und überdies", fuhr der Sprecher fort, „kann nicht der nächste Posttag schon das Geheimniß enthüllen? Wir befinden uns hier unter Freunden, wo kein Misbrauch der zarten Geschichte zu befürchten ist. Aber nochmals, erlaube Freund, daß ich erzähle."

„Wenn du nicht anders kannst, Plaudertasche, so erzähle! Doch nicht in meiner Gegenwart. Und kleide die Sache so zart ein wie nur möglich. Verstehst du?"

„Sei beruhigt."

Karlott schnallte seine Waffe um und nach dem Helme greifend rief er den Freunden zu, daß er auf die nahe Post eilen werde, um nach Briefen zu sehen.

Severin hub seine Erzählung an:

„Wir hatten einen schweren Tag gehabt. Ein Gefecht erwartend, das ausblieb, hatten wir auf unleidlichem Terrain und bei üblem Wetter einen anstrengenden und dazu fruchtlosen Marsch gemacht. Ein Landhaus in anmuthiger Gegend, an einem schönen See gelegen, winkte uns behaglich zu. Wir wurden erwartet und im Dorfe waren die Häuser der Bauern zu unserm Empfange eingerichtet. Die Preußen kommen! rief Jung und Alt, und man freute sich. Für unsern Hauptmann war Quartier im Herrenhause bereitet, aber der brave Soldat zog es vor, in der Nähe seiner Leute zu bleiben, und machte sich zum Gaste bei dem Pfarrer des Orts, einem ehrwürdigen Geistlichen, der neben den Wahrheiten seines Katechismus auch für die Einheit Deutschlands schwärmte. Ich sehe den guten Mann noch vor mir; er hatte eine auffallend rothe Nase, die er, wie er behauptete, in seiner Jugend erhalten, als er, ein tüchtiger Schlittschuhläufer, ich weiß nicht welche desperate Excursion unternommen hatte. Andere sagten ihm nach, daß er bei seiner Passage durch das rothe Weinmeer dieses glühende Abzeichen bekommen. Ich erhielt die Ehre, als Ordonnanz auf das «Schloß» geschickt zu werden, um das Nichterscheinen des Herrn Haupt-

manns zu entschuldigen. Es war spät in der Nacht, als ich mich auf den Weg machte; ein Bauernbursche mit einer Laterne leuchtete mir. Der Mond ging auf, während wir an den Ufern eines Sumpfes dahingingen, und in einer Anwandlung echtdeutscher Sentimentalität richtete ich meinen Blick auf das Antlitz Selenens und that dabei die geheimnißvolle Frage an das Schicksal: Werde ich auf dem Schlosse noch ein Abendbrot bekommen oder nicht? Denn es hatte im Dorfe schon elf geschlagen und ich war seit dem Morgen dieses verhängnißvollen Tages so gut wie nüchtern. Das Gequake der Frösche im Sumpfe schien mir eine höhnende Antwort auf meine wichtige Frage zu sein, und der keusche Mond schien mir Vorwürfe zu machen, daß mir, einem echtdeutschen Jünglinge, in diesem Augenblicke die Frage um ein Souper wichtiger erscheine als die Aussicht auf die Einheit Deutschlands. Wir wandelten weiter; plötzlich blieb mein Führer stehen, und sich nach mir umwendend sagte er platt und geheimnißvoll lächelnd: «Hier geht's nicht weiter, sie haben die Breter weggerissen!» — «Um Gottes willen, Mensch!» rief ich; «soll ich denn hier im Sumpf stecken bleiben?» — «Ich will zurück ins Dorf und Hülfe holen», sagte der junge Meerumschlungene und setzte einstweilen seine Laterne dicht

vor mir hin. Schnell wie ein Schatten in die Nacht war er verschwunden. Da saß ich auf einem Baumstamme, vor mir die Laterne, die ihre Lichtstrahlen in das geheimnißvolle Düster des Sumpfes warf und darin manche Schlafkammer eines friedlichen Sumpfbewohners unangenehm durchleuchtete, hinter mir der Vollmond, der das nahe belegene und doch unerreichbare Landhaus beschien. Ich zählte die Säulen des Eingangs, und mein scharfes Auge ließ mich sogar das eine mit einem rothen Vorhange bekleidete Fenster unterscheiden, das auf dem linken Flügel gelegen. «O du ewige Gerechtigkeit!» rief ich vor mich hin jammernd, «da in sicherer Stube, beim wärmenden Kaminfeuer, sitzt vielleicht die Gute, die mit dem Thee auf uns wartet. Himmlisches Wesen! Weib, Jungfrau — oder was du sonst bist — warte nicht länger. Wir kommen nicht. Hier sitzt in trüber Nacht dein armer Sumpf-Leander und kann es nicht wagen, zu dir, schöne Hero, durch diese stinkende faulende Jauche zu schwimmen. Geh in dein Bett, Holde, der Retter deines Vaterlandes, der gekommen ist, dich und dein Volk mit dem schönen Vaterlande Herrmann's und Thusneldens zu verbinden, er ist gefangen und in Banden. Der schnöde Sumpf hält ihn fest!»

„Diese Klagerede Jeremiä verhallte in der Einöde und in der Stille der Nacht. Endlich leuchte etwas in der Ferne. Ich hebe meine Laterne vom Boden und leuchte hinaus in das Wesenlose! «Wer da?» rufe ich. «Gut Freund!» tönt eine bekannte Stimme. «Was Teufel!» rufe ich, «du!» «Was zum Kukuk — du!» tönt es entgegen. Ich sehe im Schein meiner Rettungslaterne einen jungen Gardeschützen, von oben bis unten oder vielmehr von unten bis oben — denn die Revolution hatte hier auch von unten angefangen — mit Schmuz und Schlingpflanzen bedeckt vor mich hintreten. «Halt!» rufe ich, «bis hierher und nicht weiter! Kein Schritt mehr, Unglücklicher! Wo du auch herkommst, setze dich ruhig neben mich und harre aus! Gott ist groß, und der Deutsche kommt doch endlich weiter!» Wir umarmen uns und ich nehme dabei, ohne es zu wollen, einige Schlingpflanzen von seiner Brust auf die meinige.

„«Wo kommst du her?»

„«Vom Recognosciren. Die Bursche haben mich verlassen und sind wie sinnlos links gerannt; ich merke es zu spät, gelange auf diesen verteufelten Knüppeldamm, mache einen Fehltritt und nehme ein kaltes Sumpfbad.»

„«Armer Karlott!»

„«Aber wo kommst du her?»

„«Ich sitze hier als Didone abandonnata. Mein Führer ist fortgelaufen, um als tüchtiger Pionnier hier eine Noth- und Eilbrücke zu schlagen. Meine Ordre heißt mich, oben in jenes Landhaus, Schloß genannt, zu rücken, um unsern Hauptmann zu entschuldigen, der die Nacht im Dorfe bleibt.»

„«Armer Severin! Aber Gott sei Dank, du bist nicht naß!» — Und das sagend preßt er sich zärtlich an mich, ich glaube aus keiner andern Absicht als um mich naß zu machen.

„«Geh — rücke etwas zur Seite!» bitte ich. «Ich habe Gründe, dies zu wünschen. Einer von uns muß doch in einem vorstellbaren Zustande oben bei den Damen erscheinen.»

„«Also Damen!» ruft mein Freund Schütze und reibt sich vergnügt die Hände. «Ich werde mit dir gehen. Du wirst die Güte haben mich und mein Costüm zu entschuldigen. Ach, was für einen vergnügten Abend werden wir noch erleben! Gewiß ein ganz excellentes Souper mit Champagner auf Eis —»

„«Ich bitte, schweig!» rufe ich. «Wer wird nur sogleich ans Essen denken! Das ist so prosaisch!»

„Und jetzt keucht es wieder —

„Unsere Befreier kommen. Wir werden flott gemacht, und in einer halben Stunde nach einem kleinen Scharmützel mit einem zänkischen Hof- und Kettenhunde stehen wir, gereinigt und gesäubert, in einem hellerleuchteten kleinen Saale vor einem Manne in weißen Haaren und in einem Militärüberrock. Es ist der Herr des Hauses, der Graf — Nun, der Name thut nichts zur Sache. Händedrücken, Bedauern, daß man sein Asyl verschmähe, einstweilen Freude, daß wenigstens zwei junge Preußen, seine Lieblinge, erschienen seien. Dann eine Frage an den Diener mit dem silbernen Armleuchter, ob die Comtesse schon schlafe, ob das Fräulein noch wach sei. Der Diener erwidert, daß die Damen kommen würden. Eine Nebenthür wird geöffnet und man sieht eine gedeckte Tafel zu zwölf Personen. Das scharfe Auge meines Kameraden glaubt sogar die silberköpfigen Flaschen zu sehen, die aus einer Kühlvase emporragen. Kann man liebenswürdiger empfangen werden?

„«Ich hoffe, meine Herren, Sie werden Hunger haben», sagte der alte Oberst, denn diesen Rang bekleidete unser Wirth, und zwar hatte er kurz vor Ausbruch der Katastrophe in activen Diensten gestanden; «geben Sie meiner Tochter, und Sie, mein Herr, meiner Nichte dort den Arm. Mademoiselle

Pimpenel und ich werden die Ehre haben zu folgen.» Und so ging der kleine Zug zur Tafel.

„Mademoiselle Pimpenel, die ehemalige Gouvernante, jetzt Hausfreundin, war auf eine betrübende Weise sowol mit ihrem Gesicht als mit ihrem Gehör entzweit; es war deshalb ein vergebliches Bemühen, sie mit in die Conversation zu ziehen; sie legte vor und machte dies so graziös, daß ein Theil des Schenkels eines Puters auf das Tischtuch statt auf meinen Teller zu liegen kam. Gelächter und Scherz hierüber. Wir Beide aßen jeder für drei Mann. Als wir aufstanden, war Mitternacht vorüber und man wies uns unser Schlafzimmer an. Nur ich konnte von dieser Güte Gebrauch machen; mein armer Kamerad mußte, noch feucht vom Schlammbad wie er war, in die Nacht wieder hinaus. Wir bekamen Beide die Aufforderung, uns zum Geburtsfeste des Obersten, das auf den nächsten Sonntag fiel, wieder hier einzufinden und, wenn es uns beliebte, auch einige Kameraden mitzubringen. Ein Soldat im Kriege kann nichts versprechen; doch sagten wir zu, im Fall Bellona's Laune uns das Worthalten gestatten würde.

„Der Tag kam, und Karlott, ein paar Freunde und ich, diesmal auf schmucken Pferden paradirend, lenkten unsern Weg dem Landhause zu.

„«Ihr habt nichts von den jungen Damen erzählt», sagte einer unserer Gefährten.

„«Hm! Was läßt sich da sagen? Es sind Holsteinerinnen; das sagt Alles.»

„«Das sagt nichts. Als wenn nicht Holsteinerinnen auch hübsch sein könnten!»

„«Die Eine könnte einen guten Gardereiter abgeben; sie ist groß, stark und hat einen courageusen Zug um Mund und Auge. Es ist die Tochter des Alten und sie erbt von ihm ein gutes Stück Geld, soll aber — und dies ist ein avis au lecteur — schon versprochen sein. Ihre Cousine ist fast dieselbe Sorte, nur ein weniges kleiner, und hat ein klein wenig dunkleres Haar. Sonst sind sie zum Verwechseln.»

„«Haben sie Geist?» fragte der unermüdliche Frager weiter.

„«Wahrhaftig, Liebster, wir waren den Abend sehr hungerig und sehr müde.»

„Wir kamen an und fanden fast die ganze Nachbarschaft versammelt. Es war ein amusanter Tag und ein höchst belebter Abend. Die beiden Mädchen tanzten wie die Grazien, der Punsch war excellent, und Papa Oberst in seiner rothen holsteinischen Gardeuniform bewegte sich wie ein Kreisel inmitten

der lustigen Jugend, die ihm tausend schöne Dinge sagte. War es nun der Krieg, war es die Liebe, war es der Punsch — wunderbar schnell fanden sich die Herzen zusammen. Ich schloß mit Robert Freundschaft, einem jungen Offizier, der der Anbeter Juliens war, von ihr aber nicht beachtet wurde; dagegen gab sie deutliche Zeichen, daß ihr Karlott gefiel. Dieser junge Taugenichts aber, unempfindlich wie er immer ist, that nicht als wenn er das Geringste verstände und empfände.

„Wir sollten noch den nächsten Tag bleiben; alsdann sollte es dem Feuer entgegengehen; die schon lange beabsichtigte entscheidende Schlacht war dicht vor der Thür. Lange Zeit, einen Roman einzufädeln und ihn mit gehörigem Anstand zu Ende zu führen, war also nicht. Julie hatte sich in Karlott verliebt und erklärte dem Vater und dem Verlobten aufs entschiedenste, sie werde nur den Mann ihrer Wahl heirathen; und überdies: sie vergöttere die Preußen und wolle nur einen Preußen zum Manne haben. Welch ein Schlag für den armen Robert! Aber nicht allein die stolze Julie, auch die sanfte Heloise ist in Karlott verliebt. Es ist nicht zu sagen, was der Junge für Glück hat! Aber Heloise macht sich keine Hoffnungen; sie ist gewohnt, ihrer viel schönern

und in jedem Betracht vom Schicksal günstiger ausgestatteten Cousine zu weichen. Nur im Geheim liebt sie Karlott; nur im Geheim seufzt sie, nie die Seine werden zu können. Ihr fragt mich, wie ich dies Alles erfuhr? Nun, auf dem kürzesten Wege, indem ich Fräulein Pimpenel's erklärter Anbeter wurde. Diese edle Seele, längst über die Jahre der Thorheit hinaus, fand Wohlgefallen an dem kindlichen Zärtlichkeitstribut, den ein ehrlicher Knabe, der nichts von ihr begehrte und nicht danach trachtete sie zu beerben, ihr zollte. «Haben Sie nie geliebt?» fragte das alte Fräulein mich in einer vertrauten Stunde, indem sie versuchte, sich ein ungefähres dunkles Bild von meiner Persönlichkeit zu verschaffen; «mich dünkt, Sie sehen nicht übel aus.» — «Täuschung, liebe Mademoiselle Pimpenel, nichts als Täuschung.» — «Hm, in meiner Jugend wußte man mehr von Liebesgeschichten; ich hatte eine Freundin, die drei mal aus ihrem älterlichen Hause entschlüpfte, und zuletzt nahm sie einen Mann, der sie rein ausplünderte. Doch das gehört nicht hierher. Sprechen wir lieber von unsern Planen, wie wir hier im Hause Ruhe und Ordnung schaffen.» — «Ja, davon sprechen wir.» — «Allons! Aber mit dem Sprechen ist's nicht gethan.» — «Freilich nicht.» — «Ça ira!» rief das alte Fräulein

und trommelte dabei mit den Fingern die Marseillaise auf der Marmorplatte des Tischchens, vor dem wir saßen; «Juliette muß sich fügen, sie muß den Robert nehmen; er ist wohlhabend, von guter Familie, sieht gut aus, soviel ich sehen kann, und enfin die Aeltern haben diese Heirath schon gewollt. Und dann — für meine alten Tage — ich möchte gern zu meinem Lieblingskinde, zu der Juliette ziehen. Geht sie aber nach Preußen, welche Albernheit!» — «Recht schön, Fräulein; aber wenn sie nun nicht will?» — «Ach, man muß sie zwingen!» rief die Gouvernante und schloß ihre Marseillaise mit einem kleinen Trommelwirbel. «Gibt es kein Mittel, sie zu zwingen?» — «Ich wüßte keins; aber doch — nein, nein, das geht nicht.» — «Wo gucken Sie hin?» — «Was ist das für ein seltsam gestaltetes Häuschen dort?» — «Ein chinesischer Pavillon; er ist innen sehr hübsch eingerichtet.» — «Unter uns, Fräulein Pimpenel; aber Sie müssen mir Verschwiegenheit geloben: wir sind Bundesgenossen.» — «Freilich. O, ich habe das größte Vertrauen zu Ihnen, mein junger Herr. Ich weiß nicht wie es kommt, aber ich könnte für Sie durchs Feuer gehen.» — «Zu viel Güte.» — «Und da die arme Heloise, auch sie ist in den Wildfang, in diesen Taugenichts verliebt, der noch obendrein, wie Sie sagen,

daheim eine Braut hat.» — «So ist's!» — «Abominable! Aber Sie sehen schon wieder nach dem Pavillon. Schleicht sich vielleicht Jemand dort hinein? Wir haben ein sehr hübsches Kammermädchen, wie Sie bemerkt haben werden, und unter Ihren Kameraden sind so viele Leichtsinnige; deshalb kann es wol sein, daß gerade dieser Pavillon ...» — «Uns zu unserm Ziele führt!» rief ich in einer Art Inspiration, die Rede des alten Fräuleins plötzlich unterbrechend. — «Was soll das?» fragte sie, «der Pavillon ...» — «Still, unser Gespräch wird zu laut. Wollen wir uns in die Tiefe des Zimmers zurückziehen? Ich sehe dort durch den Bogengang im Garten die Gesellschaft auf uns zukommen.» — «Lassen Sie uns flüstern.» — «Ja, flüstern!» rief ich bei mir selbst; «es flüstert sich auch mit dir, altes Täubchen. Ich werde nicht unklug sein, meinen Plan dir mitzutheilen, damit du ihn in einem Anfall von Gewissenhaftigkeit oder Prüderie — beide kann ich hier nicht brauchen — vereitelst! Nein; erst wenn Alles gelungen ist, sollst du mir die Wege zum weitern Fortkommen bahnen.»

„Meine Alte erfuhr also nichts. Ich hatte mir vorgenommen, Julie mit Robert und den schönen Karlott mit der liebenswürdigen Heloise zu verhei-

rathen. Karlott dachte nicht daran, Heloisen, Julie nicht daran, Roberten zu nehmen. Sie mußten gezwungen werden. Auf, ihr Götter der Intrigue und der List, begeistert einmal einen preußischen Lieutenant, der, wenn er auch keinen andern Gewinn aus diesem patriotischen Kriege davonführt, doch den Dank sich erringt, einem braven Freund zu seinem Glücke und einem hübschen Mädchen zu dem Gegenstand ihrer Wahl verholfen zu haben.

„Das Erste und Wichtigste war: Karlott, der hier eine Hauptrolle zu spielen hatte, durfte nichts erfahren; er sollte völlig als Marionette nur von dem Fädchen, das meine Hand zog, in Bewegung gesetzt werden. Nur so konnte es gelingen. Nachdem ich mich mit Freund Robert beredet hatte, der mir schon im Gefühl des Gelingens meines dreisten Plans dankend um den Hals fiel, schrieb ich in Karlott's Namen ein zärtliches Billet an Julien, in welchem ich sie bat, da die Abschiedsstunde herannahe, mir eine Zusammenkunft im Pavillon zuzugestehen. Eine späte Abendstunde war bestimmt, und während die Gesellschaft sich im Saal mit Tanz und Spiel beschäftigte, konnte das Verschwinden der Liebenden nicht auffällig sein. Ich beobachtete Julien, als sie nach Lesung dieses Schreibens wieder im Ballsaale

erschien. Ihre Blicke suchten Karlott, der gerade in diesem Augenblicke sie mit dem gleichgültigsten, ja ich möchte sagen mit dem dümmsten Auge anstarrte. «Himmel!» rief ich, «dieser unglückliche Adonis! Sein Gesicht und sein Billet sind fürchterlich im Widerspruch. Wenn ich nur für diesen Abend etwas wie Liebesfeuer in diese Augen zaubern könnte!» Doch ich bedachte nicht, daß die weibliche Eitelkeit die geschickteste Taschenspielerin ist, die es je gegeben. Gerade diese Gleichgültigkeit legte die entzückte Julie als ein Kennzeichen aus der zartesten, der innigsten Liebe, die vor der Welt nicht das kleinste Merkmal sich wollte entschlüpfen lassen. Wie war ich erstaunt, als, während schon die bezeichnete Stunde herannahte, plötzlich Karlott meinen Arm ergreift und mir zuflüstert: «Ich habe dir etwas zu vertrauen.» — «Was, mein Theurer?» — «Ich habe heute Nacht ein Liebesabenteuer im Sinn.» — «Du?» — «Ja, ich. Du erräthst es wol schon, mit wem? Ich kann nicht fortgehen, ohne dem lieben Mädchen ein Lebewohl zu sagen.» — «Dem lieben Mädchen?» — «Nun, mein Himmel, ja; du hast mir ja selbst diese Liebschaft gleichsam an den Hals gehängt; ich meine die Florette.» — «Ach, die Florette!» rief ich aufathmend; ich glaubte schon, du hättest dich bekehrt und machtest

Anstalten, deine Wünsche der schönen Cousine zu erklären.» — «Nein, nein!» — «Aber sie ist eine Frau für dich. Bedenke, das Verhältniß in Berlin zu deiner Cousine hat sich halb und halb schon wieder gelöst.» — «Es wird sich ganz lösen; ich heirathe überhaupt noch nicht.» — «Hier findest du Jugend, Schönheit, Vermögen!» — «Aber ich will nicht. Um die vierte Morgenstunde, verstehst du, halte Wache ein wenig vor dem Pavillon. Nicht wahr, den Freundschaftsdienst thust du mir? Um sechs Uhr sollen wir ausrücken; es ist also ein zärtlicher Abschied fürs ganze Leben, den ich von Floretten nehme.» — «Gut, ich werde die bezeichnete Stunde nicht versäumen.» — Als er fort ist, rufe ich freudig: «So hab' ich Beide wo ich euch haben will, und eine Nacht entscheidet Amor's Angelegenheiten; der morgende Tag gehört dem ernsten Mars!»

„Robert ist Karlott ähnlich, in Wuchs, in Stimme; wenn er die preußische Uniform trägt und das gehörige Dämmerlicht herrscht, kann man den Einen für den Andern nehmen. Und Julie nahm den Einen für den Andern. Als sie den Pavillon verließ, erhitzt, das Taschentuch vor die Wangen haltend, in ihre Mantille gehüllt, und sich durch den kleinen Fliederheckengang in ihr Zimmer flüchtete, glaubte sie

dem Einen zu gehören und gehörte dem Andern. Sie schrieb folgende Abschiedszeilen, die sie Floretten übergab, welche sie mir auslieferte:

„«Mein Geliebter! Werde ich dich morgen wiedersehen? Wenn nicht, so nimm das Angedenken jener Stunde mit, die mir keine Reue erweckt, weil sie mir als ein Triumph meines liebenden Herzens über meinen Stolz gilt. Unsere Geschicke werden sich bald entscheiden; ich folge dir, wohin du gehst. Deine Julie.»

„Diesen Brief — so war es verabredet — mußte Julie als durch einen schlimmen Zufall in meine Hände gefallen betrachten. Sie sah sich verrathen; denn wir waren niemals sehr gute Freunde gewesen; ihr Ruf stand auf dem Spiele. Zu gleicher Zeit hatte ich Floretten benachrichtigt, welche Rolle sie zu spielen hatte. Sie mußte zuerst die Schäferscene im Pavillon spielen, dann durch einen versteckten Ausgang forteilen und nun, vom Schlosse kommend, dem unglücklichen Schäfer in der Eile zuflüstern, daß sie nicht habe kommen können, daß das Fräulein diese Nacht im Pavillon geschlafen, und daß ihr keine Zeit und keine Gelegenheit geblieben, den jungen Herrn von diesen veränderten Umständen zu benachrichtigen. Karlott mußte also glauben, er habe Heloisen statt Floretten die Schwüre seiner Zärtlichkeit gebracht.

„Nun, Freunde, hättet ihr am andern Tage — denn wir blieben noch bis gegen Mittag — diese beiden schuldlosen Schuldbewußten sehen sollen! Julie, in wundersamer Zärtlichkeit, in tiefer Scham erglühend gegen den völlig gleichgültigen und von nichts wissenden Karlott, und Heloise wieder nicht begreifend, weshalb Karlott, sein Benehmen gegen sie plötzlich ändernd, wie ein Mädchen erröthete, wenn er sie sah, und jeden Augenblick in kindischer Unbeholfenheit im Begriff war sie um Verzeihung zu bitten. Robert und ich belustigten uns köstlich. Die Stunde des Abschieds rückte heran. In eine Fensternische zurückgezogen flüsterte Julie: «Welche männliche Festigkeit, welche Verstellungskunst! Die Welt ahnt nichts.» — «Wirklich? Ahnt sie nichts? Ich bin so ungewohnt in dergleichen! Auf Ehre, ich zittere daß mein Geheimniß an den Tag kommt.» — «Es soll auch an den Tag kommen!» — «Ich wäre verloren! Wie könnte ich das unverzeihliche Verbrechen gutmachen!» — «Die Liebe verzeiht; das Band der Ehe umschlingt zwei thörichte Herzen und macht sie glücklich.» — «Das Band der Ehe?» — «Nun ja.» — «Wirklich, es wird nichts Anderes übrigbleiben; ich werde einen reumüthigen Brief an Heloisen schreiben.» — «An Heloisen?» — «Ach, sie soll mir verzeihen!» —

«Was soll sie verzeihen?» — «Mein Gott, als wenn sich das so sagen ließe!» — «Alles darf die Liebe sagen, denn die Liebe verzeiht Alles. Karlott, ich verzeihe dir!» — «Sie mir, mein Fräulein?» — «Ja, ich dir! Fort mit der Maske!» Sie legt ihren Arm auf seine Schulter, ihr Auge sucht das seinige und ... ein tiefer Seufzer entsteigt ihrem Busen. Sie wendet sich, verbirgt ihr Auge im Taschentuch und verliert sich unter der Menge der Gäste, die jetzt in den Saal strömen. Karlott steht verblüfft ein paar Minuten, dann will er forteilen; da tritt ihm heiter lächelnd Heloise entgegen. «Nun, mein tapferer Herr, es soll also wirklich geschieden sein?» — «Ach, mein Fräulein!» — «Weshalb so bestürzt?» — «Diese Stunde des Abschieds!» — «Ist wie jede andere Stunde; man geht auseinander, man tröstet sich! Wirklich zum ersten mal seh' ich Sie bewegt, gleichsam erschüttert. Was ist Ihnen?» — «Sie können fragen?» — «Hat man Sie beleidigt?» — «Ich habe beleidigt.» — «Das ist nicht gut; dann bitten Sie hübsch ab.» — Karlott stürzt sich auf Heloisens Hand, er stammelt: «Wenn ich hoffen dürfte? Ach, Heloise, Ihr zürnendes Bild wird einst an mein Lager treten, wenn ich mit dem Tode ringe!» — «Mein Himmel, nicht doch! Wie käme ich dazu,

auf Sie zu zürnen?» — «Hätten Sie mich Sinnlosen zur rechten Zeit gewarnt!» — «Ich, Sie warnen? Wovor?» — «Aber kein Laut Ihrer Stimme sagte mir . . .» — «Was?» — «Ach, es ist zum Verzweifeln! Aber nie, nie wieder will ich einem Pavillon zu nahe kommen.» — «Einem Pavillon?» — «Um Gottes willen, kein Wort weiter; man könnte uns belauschen. Das Ohr eines Verräthers brächte unserm Bündniß Gefahr.» — «Was sagen Sie da? Ich verstehe kein Wort.» — «Genug, die nächste Zeit bringt Entscheidung. Entweder ich falle auf dem Felde der Ehre und mein Leichtsinn wird durch Tod gesühnt, oder Sie sehen mich bereit, Heloise, meine Heloise, als ein Ehrenmann mir Ihre Verzeihung zu erbitten!» Damit stürzte der junge Mann fort und ebenso erstaunt und ebenso sinnend, wie früher er, bleibt Heloise zurück.

„So weit, meine freundlichen und nachsichtigen Zuhörer, unser Abenteuer in Schleswig. Die Ereignisse, die bald darauf folgten, wissen Sie. Ich habe die beiden Heldinnen des kleinen Doppelromans, sowie meine angebetete Mademoiselle Pimpenel und den gastfreien Obersten nicht wiedergesehen. Wir kamen hierher zurück, und wie sich das Drama noch entwickeln wird, das wissen die Götter! Karlott fand

es seiner Ehre gemäß und ich rieth ihm auch ernstlich dazu, um Heloisens Hand anzuhalten. Er erwartet mit jeder Post das entscheidende Ja oder Nein. Sein Verhältniß hier in Berlin hat er aufgelöst. Doch da ist er selbst."

„Ein Brief aus Schleswig!" rief der Eintretende. „Ich habe ihn bereits unterwegs am Licht einer Laterne gelesen."

„Nun — kann man Glück wünschen?" fragte Severin.

„Wissen die Freunde hier schon?"

„Alles."

„Nun — ich habe das Jawort. Ich bin der Glücklichste unter den Sterblichen. Heloise gesteht, daß sie mich immer geliebt. Aber — sonderbar! sie bleibt dabei, sie will nicht ihre Schwäche eingestehen."

„Das thun die Frauen nie."

„Aber hier ist ja kein Grund. Ich eile ja, mein Versehen gutzumachen."

Man lachte, und Severin schüttelte dem Freunde herzlich die Rechte: „Aber nun rathe ich dir, künftig nicht auf Kammermädchen Jagd zu machen; du möchtest auf eine stoßen, die nicht so gefällig ihr Recht einer Andern abtritt?"

„Was willst du damit sagen?“

„Nichts, mein guter Karlott. Sei glücklich mit deinem hübschen Weibchen, mein Junge, und denke, daß es eine gute Sache ist um Freunde, die zur rechten Zeit die Hand ins Spiel bringen. Steht denn sonst nichts Neues im Briefe?“

„Doch ja! Eine zweite Heirath. Julie reicht ihre Hand Roberten. Robert handelt edel; um den Ruf Juliens, der ich weiß nicht durch welchen Umstand gelitten hat, zu retten, erneut er seine frühern Anträge, und Julie, die stolze Julie, sagt jetzt nicht Nein.“

„Vortrefflich!“

„O die Schickungen des Himmels sind immer weise geordnet. Wir wollen mit diesem trostreichen Spruche den Rest der Bowle leeren.“

„Gewiß, mein guter Karlott! Dann dieses Glas deiner Schönen und dir; endlich dieses der großmüthigen Julie und dem guten Robert, und das letzte Glas, wenn ihr erlaubt, trinke ich auf das Wohl der tugendbelobten Jungfrau Pimpenel, meiner Dame.“

„Ach, du Armer! Eine alte, blinde und taube Gouvernante! Das ist traurig. Wenn wir doch für dich eine schöne Frau fänden!“

„Ich danke; ich weiß wie man zu Frauen kommt. Wenn ich dereinst als ein Junggeselle mein Haupt zur Ruhe lege, so ist «das Abenteuer in Schleswig» daran schuld.“

5.

Ich kam in Breslau an bei sehr üblem Wetter, dadurch erschien mir die Stadt, die ohnedies nicht zu den bestgebauten und freundlichsten gehört, vollends düster, beengt und ungastlich. Die engen Straßen waren fast ungangbar gemacht durch die Reste, die der letzte sehr reichliche Schneefall zurückgelassen. Ich ging die Reiterstatue Friedrich's des Großen zu betrachten, die mir sehr wohl gefiel, trotzdem daß sie nicht von Rauch war, und es deshalb nicht Mode war, von ihr großes Wesen zu machen. Die beste Statue Friedrich's kann ich mich entsinnen in Stettin gesehen zu haben, wo der König zu Fuße sich zeigt, in Stellung und Miene höchst charakteristisch. Friedrich war recht gemacht für plastische Darstellung; nur mußte man jedes Beginnen aufgeben, ihn zu idealisiren. Man konnte im Gegentheil bei ihm fast bis an die Grenze des Charakteristischen gehen, da wo dasselbe in Caricatur übergeht, und immer besser und immer schär-

fer trat seine Eigenthümlichkeit hervor. Der Krückstock, der dreieckige Hut, der lange Zopf — Alles sehr unschöne Dinge, und es mußte eine gewaltige Persönlichkeit dagegen eintreten, um das Misfällige zu besiegen, das in diesen Attributen der Hinfälligkeit und des verdorbenen Geschmacks liegt. — Den Buchhändler Max besuchte ich aus Rücksicht für das Andenken der edeln Paalzow, die mit ihm in langjähriger Correspondenz gestanden. Diese Briefe sind nunmehr gedruckt, und es ist nicht eben vortheilhaft für die Frau, daß es geschehen; es prägt sich gar so sehr eine ungemeine Eitelkeit in diesen Blättern aus, und wenn man nur aus diesen Briefen ihre Bekanntschaft machte, so könnte man sie für eine in fast lächerlicher Selbsttäuschung über ihren Werth und ihre Stellung befangene Frau halten. Das war sie aber nicht. Sie nahm, wie man leider aus diesen Zeugnissen sieht, die unerhörten Schmeicheleien, die ihr vom Hof und von Personen der Umgebung des Hofes gesagt wurden, als baare Münze auf, aber dennoch war sie innerlich bescheiden und fügsam, sonst hätte nicht die bessere Natur bei ihr die Oberhand behalten. Sehr amusant ist's, wie ihr Humboldt versichert, daß er vor lauter Interesse für den Roman „Thomas Tyrnau" eine ganze Nacht schlaflos zuge-

bracht, und wie sie gutmüthig genug war, diese Phrase für Wahrheit zu nehmen. Aber man sieht hieraus immer von neuem, wie man mit derselben Lockspeise immer dieselben Vögel fängt. Es sollte bei dem wahren Talente endlich einmal der Stolz erwachen, daß er es verschmäht, von den höhnend hingeworfenen Brocken der Höflinge und Günstlinge des Glücks zu leben, die heute eine gutgerathene Pastete fast mit denselben Worten, wie morgen ein treffliches Gedicht oder eine schöne Kunstproduction preisen. Die Kundgebung dieser Zeichen von Schwäche und Urtheilslosigkeit hätte Herr Max seiner Gönnerin und Freundin ersparen können.

Durch Herrn Max erfuhr ich, daß eine Schriftstellerin von Bedeutung, Ida von Düringsfeld in Breslau lebe, und zwar als verehelichte Baronin Reinsberg. Sogleich stand mein Entschluß fest, sie aufzusuchen. Was konnte mir Besseres begegnen, die Einsamkeit meiner Gasthofexistenz erfreulich zu unterbrechen. Man mußte ziemlich weit hinauswandern, um diese schlesische Muse in ihrer Zurückgezogenheit aufzufinden. Die Gegend sogar, versicherte man mich, war unsicher, und bei meiner spätabendlichen Heimkehr begleitete mich der Baron, und indem er auf diese Weise die Pflichten der Gastfreundschaft sogar bis

auf die Straße hinaus verlängerte, zeigte er sich mir als einen ebenso angenehmen als nützlichen Führer. Frau von Reinsberg lebte damals in einer nicht sehr glücklichen Lage; sie hatte sich mit ihren sehr nahen Angehörigen entzweit und hatte sich mit dem Mann ihrer Wahl in eine unabhängige, wenn auch mit Sorgen verknüpfte Existenz geflüchtet. Alle Ehre machte es dem sittlichen Ernst ihres Charakters, der Festigkeit ihres Willens, daß sie ein trübes Loos in Freiheit einer behaglichen und gesicherten Existenz im Gefolge geistiger Unterdrückung und Bevormundung vorzog. Wenn ich die Dichterin und Schriftstellerin nicht schon geschätzt, ich hätte die Frau und Mutter achten müssen, und ich hätte einen Grund sie aufzusuchen. Dabei, wie das immer zu gehen pflegt, versagt der Körper seine Dienste, wenn die Seele ihre stärksten Kämpfe kämpft; Frau von Reinsberg war leidend, hinfällig, war körperlich gebrochen, gerade in dieser Zeit, wo ihr Geist seine Stärke, ihr Wille seine volle Energie im Kampfe mit den Verhältnissen zu zeigen hatte. Wie wir am Theetische beisammensaßen, lag sie auf dem Ruhebette, gequält von einer nicht endenden Migräne, und dennoch galt es, Plane und Gestalten zu immer neuen Productionen der Phantasie abzunöthigen. Mein Wohlgefallen, das

ich an ihrem größern, reich colorirten, geschichtlichen Roman, der die schöne und gefährliche Kokette, die Gemahlin Heinrich's IV. zur Heldin hat, kundgab, machte ihr Freude. Die mit keckem, muthvollem Griffel scharf und doch leicht hingeworfenen Gemälde sinnlicher Leidenschaft, die in diesem Bilde vorkommen, machen dem Beschauer einen angenehmen Eindruck, der an den verschwommenen, weichen und markloſen Pinsel gewöhnt ist, den die heute schreibende prüde und kindisch sich geberdende Damenwelt in der Hand führt. Leider haben die spätern Erzeugnisse der Düringsfeld wenig mehr von dieser Frische und Keckheit aufzuweisen, sie sind mehr oder weniger amusante und pikante Salonplaudereien geworden, wie sie sich an jedem Theetisch, der von den Musen nicht gerade mit dem Rücken angesehen wird, sprechen lassen. Sie haben den ewig wiederkehrenden Gegenstand der „Liebe" sich erkoren, nämlich wo eine schöne launenhafte Sie einen interessanten Er findet, und sie eine allerliebste Toilette und er einen musterhaften Backenbart zur Schau trägt. Dieses unselige Genre hat gemacht, daß man eine ganze schöne Romanenwelt nicht mehr mag, lediglich weil Backenbärte und schöne Toiletten darin vorkommen, und daß man sich, um nur diesen Dingen zu

entgehen, den Gänsemädchen und den Dorfpfarrern in die Arme wirft. Die Gräfin Hahn, Ida von Düringsfeld und noch ein paar Andere haben die Gefühls- und gesellschaftlichen Romane in so schlimmen Miscredit gebracht, daß nur dadurch allein es möglich wurde, daß der Ungeschmack, der die Maske der Volksthümlichkeit und der einfachen Natur vornimmt, ein solches Glück hat machen können. Diese Damen in hübscher Toilette, in graziöser Fächerhaltung, gelangweilt, voll alberner Prätensionen, und diese Legationssecretäre mit den vornehmen „Allüren" und in den glänzenden lackirten Stiefelchen sind freilich eine Sippschaft, die man je eher je lieber aus dem Tempel hinauswerfen soll, aber sind denn diese Puppen die Welt? Müssen wir denn deshalb zu den ebenso unwahren, ebenso gekünstelten Gänsemädchen, die hinter ihrer Heerde jeanpauliſiren und goetheſiren, überlaufen? Es gibt für den wahren Dichter überall Leben und dieses Leben schildert er. Ida von Düringsfeld's Zierromane und Romänchen, wie sie alle heißen mögen, sind nichts besser und nichts schlechter als die ähnlichen Productionen der Hahn, nur daß die Hahn eine noch kolossalere Selbstvergötterung trieb und noch mehr der „souveränen Frauennatur", die in Liebe wie im Haß, im

Gemüth wie im Geist stets hoch über den Männern steht, schmeichelte. Die schriftstellernde Frau soll noch geboren werden, die wieder vor dem Manne gehörigen Respect hat, wie es sein muß; denn „er soll dein Herr sein!“ Freilich müssen wir Männer uns denn auch zusammennehmen, damit wir einer übermüthig und ausgelassen gewordenen Frauenwelt in großen und schönen Musterproductionen vorangehen. Ganz leicht ist die Sache jetzt nicht mehr; denn es flutet überall ein Wissen, ein Fühlen, ein Können in der Atmosphäre, das mit der Leichtigkeit, womit jetzt die technischen Schwierigkeiten besiegt werden, unversehens zur Production wird, die dem nicht scharf prüfenden Auge sich glänzend und fertig genug darstellt. So geht es mit den Künsten, so mit dem Schreiben.

Die Dichterin par excellence unter den schreibenden deutschen Frauen bleibt immer Betty Paoli ich stelle sie, selbst was die gewaltige Innerlichkeit ihrer Gemüthsklänge, die leidenschaftliche furcht- und zwangloſe Aeußerung derselben betrifft, über die zeitgenossischen Lyriker unter den Männern, namentlich über Geibel, der so sehr gerühmt wird. Niembsch (Lenau) kommt ihr am nächsten, übertrifft sie aber nicht. Das großartigste Talent, das aber nicht zur

Klarheit und Durchbildung kam, fand sich bei Annette Droste-Hülshof. Diese zwei hochbegabten dichtenden Frauen können der Stolz unserer Tage sein, und gerne wollen wir dieser zwei Purpurträgerinnen wegen die vielen Theaterprinzessinnen, die rothgefärbten Kattun statt Purpur um die Schultern schlagen, hinnehmen. Es müssen ihrer nur nicht gar so viele werden, sonst muß wirklich die Kritik mit dem Besen dreinfahren, wenn auch aus keinem andern Grunde, als nur um „Platz zu schaffen". —

Ida von Düringsfeld-Reinsberg besitzt ein schönes Talent, Schöpfungen in fremden Sprachen in die unserige herüberzuholen, und zwar so, daß auf dem Transport, nicht wie bei Kisten mit Glaswaaren, die schönsten Stücke zerbrochen ankommen. Ihre aus dem Czechischen übersetzten Lieder lesen sich wie deutsche, sie sind leicht, voll Wohlklang und Anmuth. Auch der Baron, ihr Mann, übersetzt und sammelt, und somit ist das fleißige Ehepaar, das öfters auf Reisen ist, und sich gegenwärtig bei Brüssel niedergelassen hat, wo denn Ida auch über vlämische Kunst, Sprache und Literatur sich vernehmen läßt, als redliche Arbeiter auf dem Felde der schönen Künste und Literatur zu betrachten. Neuerdings hat Frau von Reinsberg einen kleinen Roman in fran-

zösischer Sprache geschrieben, und verspricht noch mehre dergleichen folgen zu lassen, auch eine poetische Biographie Goethe's zu schreiben, die eigens für Franzosen berechnet sein soll. Dieser à la française zubereitete Goethe kann ein schmackhaftes Gericht werden, ich zweifle aber, daß dann etwas von dem „Herrn Geheimrath" übrig bleiben wird, der durch und durch eine „deutsche" Figur ist, und den die Franzosen nie werden verstehen lernen, so wundersam mischt sich der götterglühende Dichterheros und der frankfurter Patriciersohn und die steife Ministerialpuppe in diesem wundersamsten aller wundersamen Menschen. Schiller wäre eher für die Franzosen zuzurichten, sowie die französische rhetorische und declamatorische Poesie in Schiller bei weitem mehr annähernde Elemente fand als bei Goethe. Doch Beides ist, bei Lichte besehen, ein zweckloses Beginnen, und ist damit viel zu viel Artigkeit dem Nachbarvolke bewiesen. Es kann selbst kommen, wenn es das Bedürfniß fühlt, und unsere großen Geister sich holen, will es das nicht, wir sind nicht dazu da, ihnen entgegenlaufend bald diesen, bald jenen unserer „Matadore" ihnen hinzutragen.

Das Gespräch am Theetisch kam, ohne daß wir es dahin lenkten, auf die Begebenheiten, die nahe

hinter uns lagen, und ich freute mich, in unserer Wirthin eine gemäßigte Aristokratin und Legitimistin zu finden. Ich erzählte ihr, wie ich zum letzten mal die Gräfin Hahn in Berlin gesehen und wie diese, in einer fast wahnsinnigen legitimistischen Wuth, sich über die Ereignisse ausgesprochen. Wirklich konnte die Frau, so wie sie sich damals geberdete, nur zwei Wege gehen, entweder ins Tollhaus oder ins Kloster. Sie hat den letzten gewählt. Am ärgsten wüthete die Verfasserin der „Faustine" gegen die Prinzessin von Preußen, und einmal übers andere rief sie mir zu: „Nicht sechs Pferde ziehen mich in den Salon dieser Frau!" In der That war damals das Benehmen der Prinzessin das Tagesgespräch und wurde von den Fanatikern für das alte Schwarz-Weiß mit misbilligenden Blicken angesehen. Die Folgezeit hat bewiesen, wie richtig die kluge Frau manövrirte und wie scharf sie in die Zukunft sah. Wenn sie Männer wie Camphausen, Auerswald und Andere mit Auszeichnung, trotz der Kälte, die der Hof und seine Partei diesen Männern zeigte, behandelte, so hing vielleicht von einem zur rechten Zeit angebrachten schmeichelnden und gütigen Worte die glückliche Wendung mancher auf der Schwebe stehenden Gesinnung ab. Das wollten und wollen auch noch jetzt

die Männer der Legitimität und des germanisch-christlichen Staats nicht zugeben. Sie und ihr Gemahl wirkten mit Nachdruck einer gewissen Partei entgegen, die bisjetzt gewohnt war, unbedingt in Preußen zu herrschen und einen mumienhaft einbalsamirten, siebenfach eingeschlossenen, verknöcherten Absolutismus als das Lebensprincip des Staats und des Völkerdaseins aufzustellen. Ich kann es mit einer Art freudiger Genugthuung verkündigen, daß ich auch nie, auch nicht das kleinste Zeichen ihres Wohlwollens oder ihrer Gunst erhalten, nie habe ich mich ihr in den Weg gestellt und werde es auch nicht, deshalb ist die Verehrung, die ich ihr widme, völlig Sache meiner Ueberzeugung. Die Baronin Reinsberg theilte mir einige Details über breslauer Vorfälle mit, die ich hier nicht mit einflechten will, da die Zeit längst über unerfreuliche Dinge aller Art ihren Schleier geworfen.

6.

Nachts um zwei Uhr verließ ich Breslau und nach einer peinlichen Stunde Wartens in Oderberg, wo wir die guten preußischen Wagen gegen die österreichischen vertauschten, kam ich gegen elf Uhr in Wien an, in das im „Belagerungszustande" stehende Wien. Schon dieser Umstand dämpfte ein wenig das Feuer der Erwartung von dem in alter Lustigkeit schwärmenden Wien. Die Kanonen auf den Basteien paßten schlecht zu den Strauß'schen Walzern. Im Gasthofe zum Römischen Kaiser stieg ich ab.

Da ich bereits in einer kleinen Schrift, „Der Fasching in Wien", über die Personen und Gegenstände, die ich damals, im Februar 1851, in Wien gefunden, gesprochen, so will ich hier nur flüchtig Einiges nachholen und besonders über gewisse Persönlichkeiten etwas hinzufügen, was ich in jenem, unter österreichischer Aufsicht, um nicht zu sagen Censur, geschriebenen Büchelchen nicht habe sagen

können. Daß ich Meyendorff hier wiederfand, und wie es schien in einer behaglichen Lage und in gebessertem Gesundheitszustande, kam mir gelegen, denn ich konnte jetzt hoffen, mit der österreichischen Aristokratie, um die es mir zu thun war, in Berührung zu kommen. Zum Glück hatte ich es nicht nöthig, die Hülfe des so sehr in Anspruch genommenen Mannes mir zu erbitten, ein Landsmann von mir, ein Mann, der in der großen Welt lebte und zahlreiche Bekanntschaften hatte, übernahm es, mir diejenigen Häuser zu öffnen, in denen sich, einem Fremden oft völlig unzugänglich, die „crême der crême" der Gesellschaft zusammenfand. Auch dem Grafen Stackelberg, dies war der Name dieses Landsmanns, wäre hierher der Zutritt schwerlich geöffnet gewesen, wenn nicht eine Dame unsers Landes, eine Gräfin Tiesenhausen, vermählt an den österreichischen Minister Grafen Ficquelmont, als eine Verwandte seiner Frau ihm behülflich gewesen. Man weiß, wie exclusiv die wiener Gesellschaft ist, wie sie sich von Launen beherrschen läßt, und wie es gar wenig zur Sache thut, Fürst, Graf oder Baron, oder sonstwo an einem Hofe wohl angeschrieben zu sein, um dadurch in diese Cirkel zu gelangen. Oft kommt ein Mann ohne Namen und Stellung, der nur das Glück gehabt,

dieſer oder jener Dame der Excluſiven gefallen zu haben, mitten in dieſe myſtiſche Freimaurerverbrüderung, wohin ihm kein Fürſtentitel und kein Ordensband zu folgen im Stande iſt. Die Gräfin Ficquelmont und ihre Tochter, die junge Fürſtin Clary, hatten das Glück, zu der crême der crême zu gehören, und in dem Salon dieſer Damen ſich erblicken laſſen, galt für eine Eintrittskarte auch in die andern Räume. Ich wußte ſelbſt nicht gehörig dieſe Ehre zu ſchätzen, und hielt es für etwas, was auch wol andern ehrlichen Menſchenkindern geſchehen konnte, aber Wiener ſelbſt belehrten mich, wie ich da zu einem ganz beſondern Glücke gelangt ſei. Die liebenswürdige Gräfin Ficquelmont übrigens konnte für eine ſehr angenehme Acquiſition gelten, ſie wäre nun in jedem beliebigen Hauſe zu finden geweſen. Die echte vornehme Bildung hat gerade das zum Charakteriſtiſchen, daß ſie ſich der ſchönen Humanität, der Offenheit und Natürlichkeit in einer Weiſe nähert, daß, wenn ſie auch nicht die vollkommene Güte und Schönheit ſelbſt iſt, doch dieſem ihrem Vorbilde zum Verwechſeln nahe kommt. Deshalb wird man ſich in der Nähe dieſer wahren vornehmen Bildung immer wohl fühlen, und dieſes Sichwohlfühlen iſt das Kennzeichen, daß man in eine Atmoſphäre gerathen

ist, die zu unserm Gedeihen wesentlich nöthig ist. Ich kann dies nur von sehr wenigen vornehmen Frauen und Männern meiner Bekanntschaft sagen, während ich manche Bürgerliche so vornehm gefunden habe.

Fast alle Abende, die mir frei blieben, denn das Theater machte kein Hinderniß, da man erst nach demselben zusammenkam, brachte ich im Salon der Gräfin zu, die mir hier und da biographische Notizen gab, bald über diesen, bald über jenen berühmten und bekannten Namen. Da fand ich auch zuerst meinen eigenen wieder, indem der Diener, der die Thür öffnete, den Namen „Sternberg" hineintönen ließ. Es war ein junger Graf mit seiner Gemahlin. Unsere Wappen verbeugten sich gegeneinander, und dabei blieb es. Es ging mir flüchtig durch den Kopf, daß es doch sehr schön wäre, ich säße auf dem alten Stammschlosse in Prag, statt dieses, meines ehrenwerthen Herrn Vetters, dann aber kam mir wieder die philosophische Grille, die Voltaire zum Stützpunkt einer seiner komischen Romane gemacht, daß in dieser besten der Welten Alles aufs beste eingerichtet sei, und ich zürnte nicht meinem Urahnherrn, daß er unter die blinden Heiden gegangen, um die Fahne der heiligen Jungfrau an die Ufer der Düna zu

bringen, obgleich er bei der Gelegenheit seinen Grafentitel verlor.

Ich fragte immer wieder nach dem „lustigen Wien". Man sagte mir: „Gehen Sie in die, gehen sie in jene Gegend und Sie werden Strauß spielen hören." Ich hörte Strauß spielen unter lauter Zuckungen und Grimassen, aber das lustige Wien war das nicht. „Mein Gott!" sagte man mir, „so gehen Sie auf einen der Bälle in den «Sperl», in den «Apollosaal» u. s. w." Ich ging hin, aber das „lustige Wien" war auch dort nicht. „So gehen Sie in die Kaffeehäuser"; aber da kam ich gerade recht, da herrschte nun vollends Grabesstille, und jeder Gast versteckte sein Gesicht, oder vielmehr die Gesichter, die er schnitt, hinter ein ungeheures Zeitungsblatt. So still war es in Berlin, das doch auch unter dem Segen des Belagerungszustandes seufzte, lange nicht; und doch war jenes das ernste Berlin, und doch war dieses das „lustige" Wien. Mit dem Glockenschlage neun Uhr Abends fing aber die Lustigkeit an, und das war wahrscheinlich die, von der immer gesprochen wurde, die Wagen rollten endlos über das Pflaster und die erhellten Ballsäle füllten sich mit geschmückten Herren und Damen. Hier freilich sah man keine Kanonen und keine „bezeichneten" Laternenpfähle,

hier sah man frische jugendliche Gesichter, die dem ersten Galopp oder der ersten Française so glänzend heiter entgegensahen, als gäbe es in der ganzen Weltgeschichte von Anfang bis zu Ende nichts als Françaisen und Galoppaden. — Was ich früher an Bällen gesehen, war ein Kinderspiel hiergegen, Terpsichore flatterte hier als Königin der Welt in ellenbreiten brüsseler Kanten und mit den frischesten Blumen und den schönsten Diamanten geziert. Hier lohnte es sich doch jung zu sein, denn ein Meer von Lichtern zeigte den Contour der feinsten Linie, die Rundung der lieblichsten Form; hier war es auch kein Unglück und kein Verbrechen, alt zu sein, denn dieselben Lichter brachen sich in den schönsten Rubinen und Smaragden, die die halbe Jahrhunderte alten Hälse vergessen ließen, an denen sie hingen; und endlich war es hier auch durchaus nicht beschämend nichts zu sein, denn wiederum kamen die Lichter und machten auch den kleinsten Orden und niedlichsten Schlüssel auf der Hüfte bemerkbar, die dem „Nichts" beigegeben waren. Die wundervolle Pracht der Säle, und vor allem die feenhafte Beleuchtung durch riesenhafte Candelaber in den Ecken und kolossale Lustres-Pyramiden, die von der Decke niederschwebten, konnte durch nichts in dieser Art, was frühere Tage zeigten,

übertroffen werden: es war aber auch das Fest der Neubelebung, das gefeiert wurde, und die häßlichen Schatten, die an diesen Wänden hingehuscht waren, sollten bis auf die letzte kleinste Spur verschwinden. Wien war gerettet, Wien hatte einen jungen Kaiser — und dies waren die ersten Winterfreuden, die ersten glänzenden Bälle, und Häuser, wie Schwarzenberg und Liechtenstein, übernahmen es die Honneurs des wiedererstandenen „prächtigen" Wien zu machen. So hatte ich denn nicht das „lustige" Wien, sondern das prächtige Wien gefunden.

Kein Wort von Politik!

Windischgrätz, Haynau, Heß, Schlik — alle diese Illustrationen vor Augen und — kein Wort von Politik.

Es war als hätte ein Zauberer gesprochen, ein unvorsichtiges Wort über eure Lippen, und augenblicklich versinkt die Zauberpracht wieder in die Tiefe!

Und Niemand sprach ein unvorsichtiges Wort.

Mich plagte die Neugier, den jungen Kaiser zu sehen, diesen Glücklichen, der auf seinem noch fast knabenhaften Haupte den Kronenreif Karl's des Großen trug! Diesen Glücklichen, der eine harmlose Existenz hinlebend, plötzlich eine Hand ihn ergreifen fühlte, die ihn auf den ältesten Thron Deutschlands hob.

Welch ein Geschick! Man hatte von diesem Prinzen nichts gehört, auf einmal sollte man nur von ihm hören. Franz Joseph! Welche schön zusammenklingende Namen! In allen Häusern, die ich besuchte, hatte ich schon sein Bild gesehen. „Wer ist dieser junge Mensch zu Pferde?“ fragte ich eine nervenschwache Dame, die dicht vor sich eine Gyps-Reiterstatuette hatte. „Mein Gott, der Kaiser!“ flüsterte sie erschrocken. „Wer ist der junge Fähnrich, dessen Bild dort mitten unter den Kriegshelden und besternten alten Herren hängt?“ „Mein Gott, der Kaiser!“ entgegnete Se. Excellenz mit zurechtweisender Miene. So war überall dieser knabenhafte Jüngling zu sehen. Aber ich wollte nicht seinem Bilde, ich wollte ihm selbst begegnen. Bei Hofe mich vorstellen zu lassen, dazu waren allerlei Dinge nöthig, die ich nicht bei der Hand hatte, Uniform u. s. w. Es war leichter, den Gegenstand meiner Neugierde an einem andern Orte zu sehen. Ich konnte ihn auf dem Glacis sehen, wie er eine Parade abhielt, ich konnte ihn im Theater sehen, endlich konnte ich ihn auf einem der Bälle sehen, die in Aussicht standen. Auf dem Balle beim Fürsten Liechtenstein sah ich ihn endlich zuerst und ganz in der Nähe. Die Gesellschaft war schon versammelt, als dem Herrn und

der Frau des Hauses ein Zeichen gegeben wurde. Der kaiserliche Wagen war vorgefahren. Die Fürstin eilte an den Eingang ihrer Appartements, der Fürst hinunter bis auf die Straße. Alles drängte sich in die vordern Säle; ich war nicht der Letzte. Und endlich die schöne Fürstin Liechtenstein, diese stolze und imposante Gestalt, endlich sahen wir sie durch die Straße, die die Gäste gebildet hatten, heranschreiten am Arme des Kaisers. Es war die bekannte weiße Uniform, die rothen Beinkleider und auf der Brust nur ein kleiner Orden, und dies war ein russischer. Alles verneigte sich. Der Gruß, den der Kaiser spendete, war nicht in freier ungezwungener Bewegung. Wo sollte er auch das gelernt haben; so plötzlich, so unerwartet war er auf diese Höhe gestiegen. Alte Fürsten haben Zeit, alle die kleinen Manöver sich anzulernen, die zur Repräsentation gehören, das huldvolle, das graziöse, das warme Lächeln, das gemessene, das kühle, das kalte und das eiskalte Grüßen; daß Franz Joseph das Alles noch nicht wußte, gab seiner Erscheinung einen Reiz mehr. Es war wirklich das Bild der Jugend, die mit Erschrecken sah, in welcher Lichtglorie sie daherschritt. Auch die übliche Conversation der Fürsten hatte er noch nicht gelernt, diese Wichtigkeit über ein Nichts,

dieses absichtliche kokette Spiel, abwechselnd mit Spannung hinzuhören, dann zerstreut wegzusehen, durch die Lorgnette eine ferne Gruppe zu betrachten, während in der Nähe zu ihm gesprochen wird. Auch verstand er nicht zu markiren, bald halb, bald ganz einer misliebigen Persönlichkeit den Rücken zuzukehren, einer beliebten schon von ferne einen gütigen Blick zuzusenden; bei Franz Joseph sah man, daß er in den ehrlichen guten Grundsätzen aufgewachsen war, das Alter und das Verdienst zu ehren, und daß er sich jetzt nicht recht darein finden konnte, so viele greise Häupter, so viele hohe Würdenträger sich tief vor ihm, dem Jüngling, der erst ins Leben trat, sich erst Verdienste erwerben sollte, beugen zu sehen. Und dieser Zug war auch ein sehr liebenswürdiger. Er gab Zeugniß von der edeln Bescheidenheit eines unverdorbenen, jugendlichen Sinns. Wie viele kleine Prinzchen sieht man sich mit hoher und allerhöchster Keckheit und Sicherheit vor dem ehrwürdigen Alter und dem Verdienste spreizen. Franz Joseph hätte nun gewiß gern die schönen jungen Damen aufgesucht, deren eine ganze Fülle vorhanden war, denn er war unter den jungen hübschen Offizieren der jüngste und hübscheste; aber da saß die Frau Erzherzogin Sophie, die kaiserliche Mutter, da standen dieser

Minister und jener Oberhofmarschall, und von den Blicken dieser hohen Existenzen gingen unsichtbare telegraphische Leiter aus, die immer anderswohin einen Pflichtgang bezeichneten als zu den hübschen Mädchen, und Se. Majestät gelangten endlich zu den hübschen Mädchen, als der erste Walzer seine zauberhaften Klänge von dem Orchester herab ertönen ließ. Nun waren all die Excellenzen beseitigt, all das gezwungene Gespräch, und das achtzehnjährige Reichsoberhaupt hatte die Freiheit, eine allerliebste kleine Unterthanin, die schöne Gräfin Hunyady, in den Arm zu schließen, um auf den Flügeln eines prächtigen Strauß'schen Walzers auf dem herrlichen Parquet dahinzufliegen. „Der Kaiser tanzt!" flüsterte man sich zu. „Er amusirt sich! Er geht selbst zu engagiren! Wie ist das schön und wunderbar! Wie lange hat man dergleichen nicht gesehen! Ueberall die weiße Uniform, und überall im Walzer dahinfliegend! Ein Fähnrich, der zum ersten male die Offizierepauletten angelegt, kann nicht lebhafter tanzen, kann nicht fröhlicher in den Pausen mit seiner Tänzerin sprechen. Das ist schön! Das ist herrlich! Und die Erzherzogin Sophie, sie sitzt da, eine glückliche Mutter; alle ihre Söhne wirbeln sich im Cotillon herum. Da ist der blasse junge interessante

Admiral, ein Prinz, der immer eine Lorgnette vor den Augen und einen guten Einfall auf der Zunge hat; da sind noch zwei andere Prinzen, deren Mission für die Zukunft noch nicht ganz deutlich ist, die aber fürs erste glücklich sind und — tanzen. Ein ganzer jugendlicher Hof, ein ganzes Bouquet glücklicher Herzen, die in Liebe zueinander vereinigt sind, die noch nichts von den alten erbärmlichen Uebeln und Narrheiten der Welt zu leiden gehabt haben. Funfzig Jahre später und die Welt hat die frischen Gestalten in die grauen Staubmäntel der Etikette, der Misgunst, des Neides, des Lebensüberdrusses gehüllt und sie sind zusammengewelkt unter der Fürstenhypochondrie, der Langeweile."

Diese Gedanken bewegten mich, als ich dicht hinter der schlanken Gestalt des jungen Kaisers stand, der erschöpft vom raschen Tanze einen Augenblick träumerisch und nachdenklich vor sich hinsah. —

Wenige Tage darauf sah ich den Kaiser, seine Mutter und seine Brüder nochmals auf dem Ball bei dem Fürsten Schwarzenberg.

7.

Ich merkte wohl, daß, wenn ich mich stets in den Kreisen bewegen wollte, in die ich nun gerathen war, ich mich bald würde abgenutzt haben, und ich wollte Frische und Empfänglichkeit behalten für noch andere Erscheinungen. Als ich also in den Salons die Celebritäten der damaligen Welt, die gepriesenen Sieger und Helden, Windischgrätz, Schlik, Heß und Andere gesehen hatte, suchte ich wieder zu verschwinden, was mir gar nicht schwer wurde, denn rasch wird eine solche Lücke von Einem, der da geht, von Einem, der da kommt, ausgefüllt. Die politische Schwüle, die über allem Leben sich hinbreitete, machte jede freie Aeußerung unmöglich, und man kam zusammen, aber man gehörte nicht zusammen. Die schönen Frauen, hatte man sie einmal gesehen, hatte man sich gemerkt, wie die eine es in ihrer Art hatte, das Köpfchen links, die andere, es rechts zu senken, wie diese mit ihrem Fächer, jene mit ihrem Armband zu spielen pflegte,

und hatte man sich die Anzahl junger Legations-secretäre, herumvagabundirender kleiner Fürsten und fashionabler Lieutenants gehörig angeschaut, so war ein Gesellschaftsabend genau wie der andere, ein Ball wie der andere. Die Conversationen fielen mager aus. Man hatte sich nichts zu sagen. Die Exclusiven waren noch exclusiver, als sie es jemals gewesen. Da war es in Berlin doch besser; es war doch Bewegung dort, trotz der Kanonen des Belagerungszustandes. Von Intriguen hörte man gar nichts mehr, und die alten lustigen Gräfinnen, die früher soviel Confusion in die genealogischen Tabellen brachten, schienen ganz ausgestorben. Eine von dieser alten Garde besuchte ich; ich fand sie hinter einem grünen Schirm, der die Augen deckte, die einst so eroberungssüchtig und so unerbittlich gewesen waren. Nun ist aber ein grüner Augenschirm bei einer Frau für mich immer eine detestable Vorkehrung; es ist solch ein Schirm ein für immer aufgeworfener Damm gegen alle und jede weltliche Anfechtung, sie möge auch von der unschuldigsten Natur sein. Es ist eine dünne, schwache, aber dennoch unübersteigliche Klostermauer, hinter die eine solche alte Heloise sich zurückgezogen hat, um sich gegen die verspäteten Abälards zu schützen, die eben jetzt noch die Lust zeigten, An-

griffe zu machen. Man hat bei solchen grün zugepflasterten Augen es nur mit dem Munde und mit der Nasenspitze zu thun, die einzigen Fragmente, die von einem Gesicht übrig geblieben sind, in welchem Alles einst Liebhaberrollen spielte, vom Kinn an bis oben zu den Haarwurzeln. Meine alte Leichtfertige wußte nichts zu erzählen, sie fingirte eine mir sehr unwillkommene Gedächtnißschwäche und Zerstreutheit, und statt mir von dem Wien zur Zeit des Congresses zu erzählen, erkundigte sie sich, ob ich schon das Hospital zu den Barmherzigen Schwestern gesehen hätte. „O du alte Barmherzige", dachte ich bei mir selbst, „wie tückisch und boshaft ist es von dir, mich und meine Wünsche nicht verstehen zu wollen, Wünsche, die du erfüllen kannst, trotzdem daß du nahe an achtzig Jahre alt bist!" Als ich mich empfahl, bemerkte ich im Vorzimmer, halb versteckt hinter einer Blumenvase, das Bild eines jungen Mannes in ungarischer reicher Militärkleidung. Ich sah es mir an; es war aus der Zeit des Congresses und es hatte schöne dunkle, siegreiche Augen. Wenn ich nur etwas über diesen jungen Offizier gewußt hätte! Allein ich getraute mir nicht umzukehren und die alte Kalypso über das Original dieses hinter Immergrün und Myrten versteckten Jünglings zu befragen. Sie würde

ohne Zweifel auch hier sich nicht haben besinnen können und die Vergeßliche gespielt haben. So ging ich denn und gelangte zu einer andern Dame ohne Augenschirm, die etwas mehr wußte und etwas mehr erzählte, aber im besten Erzählen gestört wurde, indem ihr Neffe eintrat, ein junger Unschuldiger von siebzehn Jahren. Ich erfuhr also auch hier nichts weiter, als wie der Schlitten ausgesehen, in welchem der Kaiser Alexander mit der schönen Fürstin Esterházy gesessen. Man muß, um solche Nachrichten zu sammeln, längere Zeit in Wien sein und in Kreisen Zutritt erhalten, die jetzt nicht mehr in der Mode sind. Dann erfährt man aber auch die köstlichsten Geschichtchen, zuweilen aber auch nächtliche Gebilde, die Einem das Haar sträuben machen, denn es ist ganz toll drunter- und drübergegangen am Schluß des vorigen und beim Beginn des jetzigen Jahrhunderts. Wien, München und Manheim waren die Hauptstapelplätze dieses Treibens. Aberglaube, Freigeisterei, Bigoterie, Libertinage — Alles durcheinander! und die allerentsetzlichsten Conflicte inmitten der Familien!

Von den wiener Schriftstellern, Halm, Bauernfeld, Castelli u. s. w., habe ich bereits in jenem obenangeführten Büchelchen gesprochen. Von ihnen sagte mir Münch-Bellinghausen (Halm) am meisten zu,

obgleich die oberflächliche Bekanntschaft, die ich mit ihm machte, kaum für eine zu rechnen ist. Der specifisch wiener Schriftsteller und Dichter ist ein völlig für sich bestehendes und exclusives Wesen, und selten wird er und seine Productionen dem Nord- und Mitteldeutschen auf die Länge der Zeit zusagen. Es geht ein Zug von Weichlichkeit und von Selbstgenügen durch ihr Wesen und ihre Werke, der die Empfindung abstumpft und den Geist unthätig stimmt. So kam es mit Lenau bei allen seinen schönen Gaben doch eigentlich zu nichts, so welkte Grillparzer rasch zusammen und so ist auch Halm mit ein paar erfolgreichen, obgleich in einem falschen Geschmacke gewonnenen Debuts rasch wieder von der Bühne abgetreten. Sie wollen Norddeutschland das Supremat der Bildung nicht zugestehen, und doch können sie für sich allein nicht bestehen. Die einzige Saite auf der Lyra, die sie mit Erfolg anschlagen, ist die in frischer Sinnlichkeit erblühende Volkspoesie, nämlich die harmlose, gemüthliche, für die die Norddeutschen wol Sinn, aber kein Talent haben. Wenn zu diesem innigen, blutwarmen Liederton des Volks eine gleiche religiöse, nämlich immer nur katholische, Innigkeit hinzukommt, so kann ein wundersames, heiterfrisches und doch dabei so heimlich glühendes Gebilde entstehen, wie es

nirgends auf einem andern Boden wachsen kann. Gesellt sich zu jenem sinnlichen Volksliederton eine weltliche Schalkheit, eine rein profane Tändelei, so kann auch wiederum ein so entzückend frivoles Liedchen entstehen, das wir Norddeutschen mit unserer bewußten Witz- und Verstandesweise nie erreichen können. Darum sind die sinnlichen Volksdichter, wenn sie nichts weiter sein wollen als das, so unerschöpflich wahr und herzinnig schalkhaft. Unerträglich wird es, wenn der Berliner diese Weise nachmachen will, sowie des Birch-Pfeiffer'schen „Lorle" Gequik und Gequak das Unleidlichste an Unnatur ist, was es geben kann. Diese Art Literatur, wenn man sie so nennen will, ist den Frescobildern gleich; sie sind auf die Wand des Volkes gemalt, man kann sie nicht mitnehmen, oder man müßte die ganze Wand mitnehmen, was ein Ding der Unmöglichkeit ist.

Wenn ich nicht in den Gesellschaften zu finden war, wenn mich nicht die Abende in Anspruch nahmen, wo Herr Laube einen Kreis Literaten um sich versammelte, bei welcher Gelegenheit Frau Laube ihr ganz eigenthümliches Talent entwickelte, eine Gesellschaft zu beleben und zusammenzuhalten, wenn endlich, was nicht oft geschah, mich nicht die engen Räume des Burgtheaters aufnahmen, so suchte ich, auf der

Bastei und dem Glacis herumwandernd, mir frische Luft zu schöpfen; denn in dem dichten Häusercomplex der Stadt ist dies durchaus unmöglich. Die Schottenbastei war mir die nächste. Da ich selten ausging, ohne mein Skizzenbuch mitzunehmen, so war dies auch an einem Abende der Fall, wo ich die Ehre hatte mit einem kleinen Mann in einem grauen Ueberrocke zusammenzutreffen, der mit einem ganz besondern schlauen Lächeln mich von der Seite ansah und schwierige Versuche machte, sich auf die Fußspitzen hebend, mir über die Schulter in mein Buch zu sehen. Er gewahrte, wie eine Gruppe Offiziere fertig wurde, die in ihren langen weißen Reitermänteln, von der Abendsonne beschienen, eine ganz gute kleine Skizze abgaben. „Sie zeichnen wol auch?" fragte ich meinen unbefugten Zuschauer, indem ich ihm Gelegenheit geben wollte, ein Gespräch mit mir anzuknüpfen, was er unfehlbar beabsichtigte. „Nein", erwiderte er, „dieses Talent besitze ich nicht." — „Aber es erfreut Sie, Zeichnungen zu sehen?" — „Gewiß; besonders solche, die ich vor meinen Augen entstehen sehe." — Mein kleiner Mann schwieg und fing wieder an sich auf die Fußspitzen zu heben, um noch andere Skizzen zu erhaschen, die ihm beim Umwenden der Blätter bemerkbar wurden. Ich schlug das Buch zu,

steckte es in die Tasche und sagte dann: „Wenn es Ihnen lieb ist, so wandern wir miteinander bis an das nächste Thor.“ — „Recht gern; ich habe nichts zu versäumen.“ Infolge des Gesprächs erfuhr ich, daß mein Grauer der zweite Organist bei der St.-Stephanskathedrale war, also in seiner Art eine wichtige Person. Er war gebildet, hatte aber eigenthümliche und manchmal barocke Ansichten, die eine Folge seines einsiedlerischen Lebens zu sein schienen, denn er bemerkte mir mit einem gewissen Triumphe, daß er nun vierzig Jahre mit seinen Notenbüchern allein lebe und weder Freunde noch Feinde habe. Er hatte Beethoven gekannt und in seiner frühesten Jugend auch Haydn und Mozart. Da es schon anfing dunkel zu werden, machte er mir den Vorschlag, in den St.-Stephan mit ihm einzutreten, wo er mir etwas auf der Orgel vorspielen wolle. Nichts konnte mir willkommener sein als dieser Vorschlag. Die Orgel ist von jeher ein Instrument für mich gewesen, mit dem ich, ich weiß nicht was alles für wundersame Träume aus meinen Kindertagen in Zusammenhang bringe, und nun dazu der alte Riesenbau des St.-Stephan, dieser Steincascade, die ihren Strahl bis in die Wolken hinauftreibt. Wir traten durch ein Hinterpförtchen ein und gingen an einigen Gruppen

vorüber, die in Andacht hingegossen dalagen, im wahren Sinne des Worts lagen, denn ein Knien konnte man das nicht nennen. Es waren gewiß wahre Andächtige; Herzen, die zerknirscht und zertreten sich aus dem Wirbel der Welt hierher in den dunkeln Kirchenwinkel, vor das düstere Lämpchen, gerettet hatten. Wir gingen so leise wie möglich an diesen Betern vorüber, erstiegen einige Treppen, und mein kleiner Mann ließ sich vor einem Notenpult nieder, das die aufgeschlagenen Blätter irgendeines Oratoriums trug. Ehe er anfing zu spielen, zeigte er in das Schiff der Kirche hinunter und sagte dabei: „Dort saß der Kaiser Alexander, neben ihm der König von Dänemark und andere Fürsten, und sie hörten das Requiem mit an, das der Fürst Talleyrand, boshaft wie er war, vor den versammelten Monarchen zum Gedächtniß an den unglücklichen Ludwig XVI. aufführen ließ. Mitten im Taumel dieser galanten Feste, mitten in den Siegen, die die wiedereingesetzte Legitimität feierte, hatte der Mann den Muth, diese Kronenträger daran zu erinnern, daß das Haupt des legitimsten Königs auf Befehl des Volks dem Henkerbeile verfallen war. Wirklich, der Fürst mochte dies nun gethan haben aus welcher Absicht er es immer wollte, es war ein großer Gedanke, und gewiß nie ist in den Hallen

dieſes Domes eindringlicher gepredigt worden als damals, und ich liebe den Fürſten deswegen.“ Der kleine Mann ſetzte ſich, nachdem er dieſe Herzensergießung angebracht, an die Taſten ſeines prächtigen Inſtruments. Es war Nacht und Stille um uns her, ein eigenthümliches Sauſen abgerechnet, das um die hohen Fenſter, wie das Schwingen von koloſſalen Flügeln, die ſich oben bewegten, ertönte. Langſam, wie aus tiefer Bruſt, begann eine der Rieſenflöten aufzuſeufzen und weckte wie als Antwort einen ähnlichen Klagelaut von der andern Seite her. Es war nur ein kurzes Präludium, das er ſpielte. Als er ſich wieder erhob, und ich, ſoviel die Dunkelheit geſtattete, mir den Bau der Flöten betrachtete, ſagte er in ſeinem halb wehmüthig klagenden, halb ſpottenden Tone: „Nicht wahr, ein großartiges Bauwerk das! Das echte Bild einer legitimen Autokratie: Alle Flöten, die rieſengroßen wie die winzigkleinen, durch Einen in Bewegung geſetzt! Und merken Sie wohl — die Harmonie, die uns entzückt, die wir für eine Schöpfung des Himmels halten, durch — Fußtritte wird ſie hervorgebracht. Die allergetreueſten Unterthanen, um harmoniſch zuſammenzuwirken, müſſen gehörig — getreten werden.“ Der kleine Mann, indem er mir dies ſagte, ſchien in den ungewiſſen Umriſſen, die ich

von ihm gegen die hellere Fläche des nahen Fensters sah, zu wachsen und seine Stimme klang mir auch befremdend. „Sie sind ja ein arger Politiker!“ sagte ich ihm. Er antwortete nicht, sondern beschäftigte sich mit Ordnen der Notenbücher, die er sehr geschickt im Dunkeln zu finden wußte. Dann nahm er mich bei der Hand und führte mich an die Treppe, die wir hinaufgekommen waren. „Wir gehen einer ganz besondern Zeit entgegen“, sagte er, „und es werden Orgeln errichtet werden von ganz besonderm Bau. Aber“, setzte er seufzend hinzu, „getreten wird auch da werden müssen; es geht nun einmal nicht anders. Zwischen «Treten» und «Fußtritte geben» ist aber doch noch ein Unterschied.“ Er zeigte mir eine Stelle, wo der Abt Vogler immer zu sitzen pflegte, wenn er sich von den wiener Damen wollte belauschen lassen: „Da saß denn der gute Abt und verdrehte die Augen, und es sollte dies darstellen, daß er ganz erfüllt sei von den himmlischen Accorden, die ich eben angeschlagen; im Geheimen dachte er aber wol an irgendeine kleine Intrigue, die er tief unten in der Stadt angeknüpft. Nun wir sind Alle Menschen. Wenn erst die Tausende reden sollten, deren Gebeine hier unten in den Katakomben aufgeschichtet liegen, was würde erst da für Heuchelei, Ungerechtigkeit, Hochmuth u. s. w.

an den Tag kommen! Haben Sie die Todtenkammern unten schon gesehen?"

Ich verneinte dies mit dem Bemerken, daß es seit einigen Jahren nicht mehr gestattet sei, die Gewölbe zu besuchen.

„Ganz recht", erwiderte er, „seitdem die naseweise Mistreß Trollope allerlei davon ausgeplaudert hat, was den Herren, die hier etwas zu sagen haben, nicht gefiel. Allein es ist doch noch möglich, hinunterzugelangen, und ich — will Ihr Führer sein. Freilich können wir nur in die oberste Etage eintreten; die zwei untern Stockwerke sind jedem Eingange unzugänglich gemacht, weil dort die Zerstörung so arg die Oberhand gewonnen, daß Alles darunter- und darüberliegt und man fürchten muß, daß ein Gast, der sich hineinwagt, in eine bodenlose Tiefe, in einen Wust von Moder stürzen könne."

Um meinen kleinen Grauen durch eine abweisende Antwort nicht zu beleidigen, nahm ich seinen Vorschlag an, obgleich ich überall, wo ich dergleichen Orte habe sehen können, es gern vermieden, mich lange mit ihnen zu beschäftigen. Das Bild des Todes hat etwas Beruhigendes und Tröstendes, wenn man ihn betrachtet als Verwalter und Vertheiler der Lebensstoffe, der hier nimmt und dort gibt; hält man

aber auf künstlichem Wege sein Vermittleramt gleichsam in Banden, so kommen die widerlichen Fratzen und Unformen zu Tage, die ein gestörter und gehemmter physischer Proceß zur Folge hat: die jahrtausendelang erhaltenen, in klebrigem Harze gesättigten Knochen eines Schädels oder sonstiger Körpertheile. Auch schon ein Sarg erscheint mir als ein Hemmniß. Ein Korbgeflechte, in welchem die zu verwandelnden Stoffe gebettet und, gleichsam als ein Blumenkorb für künftige Blumen, der Natur für ihr großes Pflanzenhaus zugeschoben werden, ist meiner Ansicht nach die passendste Form einer Bestattung. Die abergläubischen Schrecken, mit denen sich Jahrhunderte getragen haben, finden für den Forscher fast einzig ihren Grund in dem häßlichen Spiel, das man mit der Verwesung getrieben hat, die ein Naturproceß ist, wie jeder andere, der einem Lebensacte sich anschließt oder ihm vorhergeht. Ein Gerippe zu sehen, seinen ingeniösen und künstlichen Bau zu betrachten, kann nicht anders als Freude machen; allein dasselbe Gerippe sich durch irgendeine geheimnißvolle Kraft als belebt gedacht, macht uns erblassen und jeden unserer Nerven erbeben. Zum Glück sind wir durch das Licht der Naturwissenschaft und durch die Erfolge einer echten Humanität so weit gelangt, daß

die mittelalterlichen Schrecken keinen Einfluß auf unser Leben mehr gewinnen werden, wenn man auch sich die Mühe geben wollte, unter irgendeiner Form sie wieder wachzurufen. Auch sich den Tod unter der so beliebten Gestalt, als Schlaf zu denken, ist mir immerdar zuwider gewesen. Man schläft nicht und verliert im Schlaf bald dieses bald jenes Glied, gleichsam wie ein zerstreuter Mann seine Tabatière oder sein Schnupftuch liegen läßt. Was wäre das für ein Schlaf! Tod ist Tod und soll Tod sein und nichts Anderes, ein völliges Dahingeben an die große Naturwerkstätte, in der ein mächtiger und allgewaltiger Meister ewig und, wie wir annehmen müssen, aufs beste das Hin- und Herströmen der gewaltig brausenden Naturströme leitet und wobei immerfort neues Leben, neue Schönheit, neuer Lebens- und Daseinsgenuß, formwechselnd, auftaucht.

Mit diesen Gedanken ausgerüstet, begab ich mich eines Morgens mit meinem Führer, der einen Mann mit Fackeln mitgenommen, in den unterirdischen St.-Stephan. Aber wir gelangten nicht weit, und was ich gesehen habe, ist eigentlich nicht der Rede werth. In der alten Abteigruft zu Quedlinburg, wo ich die Ehre hatte, Auroren von Königsmark, der

schönen Geliebten August's des Starken, von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen, bahnte sich mehr poetischer Zauber zu meiner Phantasie den Weg, als hier im Vorhof der Katakomben des alten heiligen Stephan. Ein einziger Anblick konnte einen phantastisch-grausigen Stoff bieten. Es war nämlich eine der unterirdischen Mauern, die eine ganze Schicht Gerippe zu tragen hatte, geborsten, und aus dem Spalt stürzten nun mit halbem Leibe, wie auf der Flucht begriffen vor etwas Entsetzlichem hinter ihnen, die entfleischten Körper, halb in ihre Grabtücher gehüllt, hervor. Wie ein mitternächtliches Heer hülferufender Gespenster, die von Teufeln gejagt wurden, drangen sie durch den Mauerspalt und sahen mit ihren augenlosen Schädeln auf den untenstehenden Beschauer herab. Mit dieser Ansicht hatte ich genug, und es drängte mich, wieder an die Oberwelt zu gelangen. Eine Skizze, die ich mir an demselben Tage aufzeichnete und die ich noch bewahre, macht einen seltsamen Contrast mit den Gruppen, die ich auf dem Balle des Fürsten Schwarzenberg aufgefaßt.

Mein Grauer war sichtlich erbaut von der Art, wie ich diese Expedition mitgemacht; er war zufrieden, mich von diesem Anblick nicht sehr in Bewegung gesetzt zu sehen. Ich gestand ihm, daß eine einzige

halbe Stunde seines wunderbaren Orgelspiels bei Mondschein in den alten Hallen des Stephan mir unendlich viel mehr werth sei als ein ganzer Tag unter den interessanten Forschungen im Reiche der Todten. Er gab mir Recht und sagte lächelnd: „Man trage sie einmal alle hinaus, diese Gebeine, und dünge mit ihnen irgendein Feld, und in die leer gemachten Gewölbe schaffe man Ungarwein in Fässern, meinethalben wie das Heidelberger Faß so groß, und mit diesem gesunden Odem im Leibe kann dann der alte Stephan ganz anders zu dem lebenden Geschlechte sprechen, viel wirksamer, viel eindringlicher!" Diese ketzerischen Gedanken flüsterte mir mein Grauer ganz heimlich zu. „Es ist aber nicht recht", setzte er hinzu, „so zu urtheilen, denn der Wiener ist ohnedies so sinnlicher Natur, er hat vielleicht mehr als ein Anderer ein Gegengewicht nöthig, daß er nicht gar zu viel lebe und liebe." — „Das Gegengewicht wird schon da sein", entgegnete ich; „es ist überall in der Natur vorhanden, dazu ist diese Anhäufung von Todtenknochen nicht eben nöthig." — „Ich meine nur", sagte der Graue, „es muß auch einen solchen «Congreß» geben, einen Congreß, wo man nicht tanzt."

8.

Meine Bekanntschaft mit dem gelehrten Hammer-Purgstall, der Einer von der guten alten Schule der Wissenschaftsmänner war, die es verstanden, ihre Schätze dem Laien durch eine muntere belehrende und gefällige Umgangsform zugänglich zu machen, und durch den ich tausend und eine amusante und charakteristische Anekdote oder Schilderung aus dem Leben im Orient in Vorzeit und Gegenwart erfuhr — diese Bekanntschaft erinnerte mich an einen österreichischen Dichter und Diplomaten, der mir seinen liebenswürdigen Umgang in Berlin gönnte, und den ich herzlich schätzen und verehren gelernt habe, obgleich wir nicht lange im Verkehr blieben, und uns nicht oft sahen, woran seine Stellung als Gesandter, die vielen und verwickelten Geschäfte, die gerade damals einem Manne in diesem Amte aufgebürdet waren, die Schuld trugen. Es ist dieser Mann der Freiherr Prokesch-Osten, der, soviel mir bekannt, aus einer

niedern militärischen Stellung sich durch sein Talent und seinen Charakter zu so ansehnlichem Wirkungskreise berufen sah. Dem Fürsten Schwarzenberg gebührt das Verdienst, die Talente seines Schützlings frühe anerkannt und richtig gewürdigt zu haben. Nie ist mir ein Mann vorgekommen, der so sehr das Gepräge einer edeln, tiefen, schönen und poetischen Natur in seinem Gesichte trug als er: eine gewölbte Stirn, Augen, die so geheimnißvoll glühten, dabei so lieblich und bezaubernd freundliche Strahlen aussenden konnten, ein wohlgeformtes Oval, ein Mund, der im Schweigen beredt sein konnte, in Allem ein wundersam schöner Kopf, den man wahrlich nicht unter dem Volke der Diplomaten suchte, wenigstens nicht unter der Sorte, die sich mit dem Grundsatze brüstete, die einzige Feder, mit der man noch wirksam thätig sein könne, sei die Spitze des Bajonnets. Meine Bekanntschaft mit ihm knüpfte sich auf eine originelle Weise. Er kannte mich, ich aber ihn nicht, da ich in der letztern Zeit meines Aufenthalts in Berlin wenig mehr die Gesellschaften besuchte. Eines Abends machte ich einen Spaziergang im Thiergarten, und war fest überzeugt, in einem einsamen Gange mich ungestört meinen Träumereien überlassen zu können, als ich plötzlich eine Hand meine Schulter

leicht berühren fühlte. Unangenehm erschreckt sah ich mich um und sah nun einen Mann mir zur Seite, der mit freundlich-ernstem Gruße mich anredete und sich mir ohne weiteres anschloß. Dergleichen unaufgeforderte Spaziergäste, die die Langeweile antreibt, oder sonstige Gründe, sich einem ebenfalls einsamen Wandelnden anzuschließen, sind im Thiergarten nichts Seltenes. Ich glaubte anfangs, einen solchen vor mir zu sehen; doch die ersten Worte, die der Mann sprach, sein Wesen voll Lieblichkeit, Würde und einem vornehmen Wesen, das sich sogleich fühlbar machte, überzeugten mich von dem Ungrund meiner Annahme, und nicht lange dauerte es, so erfuhr ich seinen Namen. Nun entspann sich ein lebhaft angeregtes, von meiner Seite mit einem überraschten und dankbaren Gefühl, daß mir eine so angenehme Bekanntschaft ungesucht, wie ein plötzlich mir zufallendes Geschenk zutheil geworden, geführtes Gespräch. Er erzählte mir, dichterisch aufgefaßt, sein Leben und Treiben in Athen, wo es ihm gelungen, eine kostbare Antike den Händen der Türken mit List zu entreißen. Es war eine Minerva. „Nie", sagte er lächelnd, „ist es wol einem Manne schwerer geworden, eine Frau zu entführen, als mir, und ich würde dieses Wagestück nicht zum zweiten male zustande bringen.

Aber ich war damals jung, und es reizten mich die Schwierigkeiten, die sich mir in den Weg warfen, zu verdoppelter Anstrengung.“ Ich erwiderte ihm scherzend, daß eine Frau von Marmor ein Wesen sei, das zu sehr ins Gewicht falle, um nicht selbst für die Kräfte eines noch so jugendlichen und feurigen Liebhabers zerstörend zu wirken. Er sprach jetzt so Vieles über das Leben im Orient, über die Zukunft dieses einst so gesegneten Landes, und mit ins Feld der Betrachtungen ernstester Natur wußte er die anmuthigsten Geschichtchen zu weben, die scherzendsten Ausfälle bald auf diese, bald auf jene pedantische Richtung unserer Tage. Er war ganz Poet, wenn er von der Kunst sprach, und ganz feiner Beobachter und Weltmann, wenn er seinen Blick auf die Salons und die traurige Wichtigthuerei mancher seichten und rohen Naturen, gerade jetzt im Felde der Diplomatie, richtete. Ich war mit einem Exemplar dieser letztern Sorte, dem die Ehre zugefallen war ein großes Reich zu repräsentiren, gerade in den letztern Tagen zusammengetroffen, und deshalb waren mir diese Schilderungen doppelt interessant. In einzelnen Zügen, auch in dem Imponirenden des Aeußern, erinnerte mich Prokesch an Radowitz, nur war Prokesch jugendlicher und beweglicher. Später hatte ich noch

oft die Freude, bei ihm als Gast einzusprechen; stets, wenn ich kam, legte er, wenn auch nur auf Augenblicke, die er seinem Schreibtische abmüßigen konnte, den Geschäftsmann und Diplomaten ab, und wir plauderten über Poesie und Kunst. Auch seine liebenswürdige Frau und seine schönen Söhne lernte ich kennen. Leider, für mich zu früh, wurde Prokesch von dem Posten in Berlin abberufen und das gastliche Haus auf dem Pariser Platz schloß sich für mich.

Die großen Gemäldesammlungen in Wien sind bekannt, es ist auch hier nicht der Ort, über sie zu sprechen; ich will nur einer kleinen Privatsammlung Erwähnung thun, in die ich zufällig gerieth, und auch nicht wegen der Bilder, sondern wegen ihres Besitzers, der ein Schuster war. Dies klingt seltsam, ist es aber längst für den eingeborenen Wiener nicht, denn es ist bekannt, daß reiche Ouvriers sich Sammlungen von Gemälden und Kunstsachen anlegen, dabei aber immer, was sehr zu loben ist, bei ihrem Handwerk bleiben. Mein Schuster war ein Mann, der in seiner Art sich mit der Kunst zu beschäftigen ein Dutzend sogenannter Kunstmäcene aufwiegen konnte, er wußte, was er wollte, und hatte mit richtigem Auge und unverschrobenem Urtheil Das gewählt, was ihm gefiel, und was die Kräfte seines Beutels ihm

zu erstreben gestatteten. Das Meiste waren Copien, aber gute; unter den Niederländern war ein unbezweifeltes Original von Metzu, das auch dem Meister ganz besonders zusagte. Es stellte einen Mann vor, der sich in der Nähe eines Wildpretladens mit einer Frau über die Beschaffenheit eines ausgestellten Hasen unterhielt. Dem Wildprethändler kam offenbar diese Kritik nicht gelegen, denn er zeigte sich mit einer halbverschobenen Nachtmütze und einem äußerst verdrießlichen Gesichte am Fenster. Ich fand das allergrößte Behagen in der Behausung des kunstliebenden Handwerkers und ich kann mir denken, ehe noch die langweilige und frostige Erfindung mit den Galerien Mode wurde, wo man zu Tausenden die Bilder aufstapelt, und durch diese Menge und durch dieses Durcheinander den Beschauer verwirrt macht, ihn durch die Massenhaftigkeit des Schönen, das so plötzlich auf ihn zustürzt, das einzelne Schöne übersehen macht, daß, meine ich, diese Art, die Kunst in das Leben einzuführen, so recht ein lieber Gebrauch gewesen. In den flandrischen Städten, als die niederländischen Schulen blühten, war es gewiß gerade so. Ein reicher Handwerker, ein Gelehrter, ein bemittelter Handelsherr, sie Alle hatten die Bilder im Hause und erfreuten sich mit den Freunden und

Genossen an dem Kunstwerk, das täglich und stündlich, auf einem Ehrenplatz im Zimmer aufgestellt, zur Ansicht war. Nicht zu bestimmten Stunden wurde man in eine sonst sorgfältig geschlossene Galerie gehetzt, um dort nach dem vorgeschriebenen Zeitmaß sich mit der Kunst zu beschäftigen, und um dann ermüdet und erschöpft wieder entlassen zu werden, man sah mit dem Bilde auch den Besitzer desselben, und Beide machten die Theile eines Ganzen, und dieses Ganze war eben das Leben selbst, nicht ein Abgesondertes, Apartes, Exclusives. Ein Mann, der bei verhältnißmäßig doch geringen Geldmitteln 300 Dukaten für ein Bild gab, war ein Gegenstand der Beachtung für eine Person, und es konnte angenehm sein, mit dem Bilde auch den Mann sich zu beschauen. War es ein vornehmes und reiches Haus, so entdeckte das Auge des Beobachters sogleich, daß die Wahl der Gemälde mit dem Charakter ihres Besitzers eine wesentliche Aehnlichkeit hatten, und daß die prächtigen Gewänder eines Paul Veronese, die schönen üppigen Weiber von Rubens, oder die Ueberladung an effectvollen Scenen von Caracci so recht in diese Säle hingehörten, durch welche schöne Frauen rauschten und elegante Cavaliere ihnen folgten, Hof und Hoflustbarkeiten herrschten. Im Cabinet des dicken

Domherrn sehen wir den einschmeichelnden Poelemburg, mit seinen badenden Nymphen, und wir werden bekennen, auch hier hat der Besitzer mit seinen Bildern eine und dieselbe Geschmacksrichtung. Es ist freilich wahr, daß ein Kunstkenner sehr viel damals reisen mußte, er mußte unzählige kleine Sammlungen aufsuchen, und oft mochte es vorkommen, daß er sein ganzes Leben lang nach Einem Bilde auf der Jagd war; allein es will mich bedünken, daß die Kunstkennerschaft, auf diese Weise erworben, eine mehr mit Blut und Leben durchsogene war, als es die ist, die der Katalog unserer Galerien, auf leichtem Wege, heutzutage jedem kritischen Dilettanten beibringt. Es ist nicht zu sagen, welche Heuchelei und Ostentation gerade mit den Bildern getrieben wird, wie Wenige wirklich sehen, wenn sie gleich nur zwei Schritte von ihrem Gegenstand entfernt stehen. Die Freude an Bildern müßte sonst, wenn man wirklich mit dem Auge der Liebe das Gebilde einer Seele, die da ihr Innerstes ausströmte, betrachtete, viel größer sein; allein man schwatzt sinnlos nach, was sinnlos vorgeschwatzt worden, und übrigens läßt man Bilder — Bilder sein, und eilt nach Hause, um die Suppe nicht kalt werden zu lassen. Ich finde bei diesem frivolen Treiben besonders als Hauptgrund unserer

Galerien, wo es auf der einen Seite dem Publicum zu bequem gemacht wird, oberflächlich sich mit der Kunst zu beschäftigen, andererseits wieder zu schwer, indem es dem wahren Liebhaber der Kunst in einer Galerie fast unmöglich ist, zu der Ruhe und Sammlung zu gelangen, die da nöthig ist, um unter dem Wuste von Nebeneindrücken, die ihn belagern, gerade für ein Bild das Verständniß zu finden.

Ich besah mir die Sammlung des Schusters in Gesellschaft einer Dame, der Witwe eines sehr geachteten Künstlers in Petersburg, der zugleich die besondere Gunst des Kaisers Nikolaus besaß, der öfters kam, um die Künstlerfamilie bei ihrem Frühstück zu überraschen, und gelegentlich dem arbeitenden Künstler seine Aufmerksamkeit auf ein paar Augenblicke zuzuwenden. Die Dame theilte mir mit, als wir eben die Bilder von Teniers betrachteten, auf welche eigenthümliche Weise sich der Kaiser Nikolaus mit der Kunst zu beschäftigen pflegte. Er ließ sich, wenn er zu dem besagten Künstler kam, ein Blatt Papier geben, das immer sehr fein und glatt sein mußte, und darauf fing nun Se. kaiserliche Majestät an das Kunstwerk ins Leben zu rufen, das Dero Phantasie vorschwebte. Es war stets ein Soldat in voller Uniform; und zwar fing der erhabene Zeichner mit

den Füßen des Soldaten an, und zeichnete so aufwärts den ganzen Mann fertig, was bewunderungswürdig schnell ging, aber eine gewisse Monotonie nicht verleugnete, indem immer ein Grenadier völlig so aussah wie der andere. Es lag dies freilich auch in der Wahl des Gegenstandes. Nie war ein Knopf vergessen, nie eine Falte angegeben, die vorschriftsmäßig nicht hätte existiren dürfen, das Bild war vollendet zu nennen. Doch begnügte sich auf die Länge Se. Majestät nicht mit diesen freien Handzeichnungen, sie ging auf das Feld der Oelmalerei über, und da ereignete sich ein Umstand, der bedenkliche Folgen haben konnte für die kaiserliche Gemäldesammlung in der Eremitage. Es befanden sich nämlich zufällig zwei Landschaften im Atelier des Künstlers, die er soeben vollendet hatte. Der Kaiser betrachtete eines dieser Bilder mit Aufmerksamkeit, ergriff dann den Pinsel und fing an, in dem Gemälde Aenderungen anzubringen; er malte hier und da Soldaten hinein, die unbekümmert um die Regeln der Perspective in gleicher Größe im Hintergrunde wie im Vordergrunde standen. Obgleich durch diese Zugaben das Bild ungemein viel Leben erhielt, so war der Künstler doch nicht ganz mit dieser Staffage einverstanden. Wie sehr erschrak er aber, als

Se. Majestät eines Tages sich über einen Teniers hermachte und daselbst eine alte Frau, die mit ihrem Reisebündel im Vorgrunde saß, in einen Trommelschläger, das Bündel in eine Trommel zu verwandeln begann. Als dieses Werk vollendet war, befahl Se. Majestät noch andere Teniers aus der Galerie herbeizuschaffen, um auch diese den Bedürfnissen der Zeit anzupassen. Zum Glück fand der Maler, der kostbare Schätze der Galerie bedroht sah, den Ausweg, dem Kaiser Copien jener Bilder unterzuschieben, die denn auf obige Weise verändert und umgestaltet wurden. Solche kleine Züge, wenn sie auch etwas Erheiterndes an sich haben, können dem Bilde eines großen Mannes nicht schaden. Niemand verlangt von dem Kaiser Nikolaus, daß er Kenner von Gemälden, ein Mäcen der Künste habe sein sollen; er leistete dafür Anderes.

9.

Mein Aufenthalt in Wien hatte sich bereits zu drei Monaten verlängert, da er doch nur auf einen berechnet war. Allein eine Stadt wie Wien ist, wie Paris und London, nicht in kurzer Frist zu überschauen. Man wandelt auf einem historischen Boden und dieser will sein Recht haben, er kann nicht wie die neuen Kunstbauten, die der Wille eines Einzelnen entstehen ließ, in raschem Ueberblick seinem Werthe nach gewürdigt werden. Ich kam immermehr zu der Ueberzeugung, daß Wien durchaus nicht der Ort sei, um meine ganze Existenz auf diesen Boden zu versetzen. War es nun, daß ich das „lustige" Wien immer noch nicht hatte finden können, oder war selbst das lustige Wien kein Ort für mich. „Warten Sie nur", rief man mir zu, „wenn nur erst die Kanonen von unsern Wällen verschwinden!" — „Die Kanonen?" dachte ich — „wenn die nur allein zu verschwinden hätten!" Ich eilte, meine Abschiedsbesuche

bei meinen beliebtesten Spazierplätzen, in den Galerien und in den Theatern zu machen. Noch ein paar mal sah ich den jugendlichen Kaiser bei Revuen und im Theater, noch einmal die militärischen Notabilitäten im Salon der jungen schönen Fürstin Clary; im Theater sah ich Raimund's „Bauer als Millionär", eines seiner besten Stücke, in welchem mehr gesunde Poesie enthalten ist als in einem Dutzend gepriesener Modedramen der neuesten Zeit. Im Burgtheater ließ ich mich noch einmal durch Laube's unerträgliche „Königin Christine" ärgern, die ohne die französischen Narrheiten im Dialog und in den Situationen ein gutes Stück hätte werden können, wenn Laube seinem Talent gefolgt wäre, nicht geschmacklosen Modemustern. In der Galerie nahm ich mit Wehmuth von Rubens Abschied, der in fünf bis sechs köstlichen Bildern die ganze Fülle seiner brausenden Künstlerseele ergoß. Solch ein Mann und solch ein Schaffen! Das erquickt. Bei dieser Gelegenheit muß ich an unsers Heinse vortreffliche Schilderungen der Rubens'schen Bilder erinnern; sie verdienten neu aufgelegt und dem heutigen Publicum, das sie vergessen zu haben scheint, wieder vorgeführt zu werden. Ich halte nichts davon, Bilder zu beschreiben, wenn es aber geschieht, so muß es so geschehen.

Auch meinen Orgelspieler hörte ich nochmals; aber entweder er oder seine Pfeifen waren nicht in Stimmung, der Vortrag fiel dürftig aus. Dafür erzeigte er mir die Ehre, mich auf dem Wege zur Eisenbahn zu begleiten, und mir den Weg durch seine originellen Bemerkungen, die alle stark auf die linke Seite neigten, zu kürzen. Bei Gelegenheit eines Reisewagens, den wir auf die Bahn hinanschaffen sahen, rief er: „Wahrlich, die Eisenbahn ist eine Erfindung ganz ebenbürtig der Druckerpresse und dem Schießpulver. Wir werden durch sie noch Großes erleben. In dem Kriege, den die einzelnen Rangclassen der Gesellschaft unter sich führen, ist diese Erfindung wie das Schießpulver, sie verändert die ganze Taktik der Kriegführung. Sehen Sie nur unsere Vornehmen und Exclusiven, wie erbittert und mit Recht sie gegen die Eisenbahn sind. Daß sie rasch an irgendeinen Ort hinkommen, daran liegt ihnen wenig, aber daß sie nicht mehr auf ihre Weise die Reise machen sollen, daß ist ein Gräuel. Wie? ein Häuflein untergeordneter Creaturen, Krämer, Handwerker, Künstler, reisender Possenreißer, Alles das hat sich zusammengefunden und zwingt einen Vornehmen, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen? Er muß so recht eigentlich nach der Pfeife dieser Menschen tanzen,

denn sie wollen reisen, und er soll mit ihnen reisen, wenn er überhaupt reisen will. Und der Staat, was thut er? Er begünstigt diese teuflische demokratische und revolutionäre Erfindung, ja auch noch mehr, das Oberhaupt desselben fährt selbst mit Gevatter Schneider und Handschuhmacher zugleich ab. Früher hatte man seinen Reisewagen, seine Dienerschaft, Alles das hing von dem Befehl des Herrn ab, er ließ stundenlang bei grimmer Kälte oft Postillon und Diener warten, dann bewegte sich der prächtige Wagen, so wie der Herr es wollte, langsam oder schnell und nie konnte es sich ereignen, daß besagter Wagen oder sein Inhalt mit der Crapüle in Berührung kam. Das ist anständig, da hatte man doch sichtlich und greifbar etwas vor der Menge voraus, aber jetzt, wenn man auch noch so theuer ein Coupé miethet, das Fatale ist, man muß anhalten, wenn die Menge anhält; das Fatale ist, man muß fahren, wenn die Menge fährt. Wahrlich, der Spaß ist ganz verdorben worden, und es bleibt für unsere Hochtories nur noch übrig, daß sie ihre Landhäuser oder Schlösser gar nicht mehr verlassen, und kleine Hofhaltungen darauf etabliren, wo sie nur ihresgleichen zu sehen bekommen. Denn die Bäder sind auch gleichsam verdorbene Späße geworden, seitdem

jeder reiche Parvenu, jedes namenlose Wesen sich namenlos dort amusirt. Sehen Sie da, reines Schießpulver! Ganze Colonnen sind mit Einem Schlage niedergestreckt. Ein ganzer rechter Flügel ist vom Centrum abgeschnitten und rathlos in die Enge getrieben. O, diese Eisenbahnen, diese Eisenbahnen! Diese Preßfreiheit auf Riesenfoliobogen ganzer Länderstrecken. Denn was läuft nicht jetzt Alles zusammen und tauscht Ansichten und Meinungen aus! Himmel, täglich werden an sechstausend Misvergnügte mit sechstausend Wagehälsen zusammengeführt, und das soll dann keine Explosion geben! Jeder vollgeladene Politiker, der auf der Bahn dahinsaust, ist eine Bombe für sich, die in das feindliche Lager geschleudert wird."

„Ich sehe nicht so grau", sagte ich zu meinem Grauen. „Wenn sich die Thorheit, die Unvernunft, der böse Wille auf die Eisenbahn setzt, so fährt zu gleicher Zeit die Weisheit, die Mäßigung, das gesunde Urtheil mit. Freilich, der Kampf ist da; sich abschließen wollen, oder überhaupt die Möglichkeit annehmen, daß man vornehm und exclusiv im alten Sinne bleiben kann, ist ein beklagenswerther Dünkel."

„Mir kann Alles gleich sein", rief der kleine Mann und rieb sich vergnügt die Hände, „ich habe

meine Orgel. Wenn es drunter und drüber geht, ich habe meine Orgel. Haben Sie bemerkt", setzte er hinzu, „was man Alles jetzt baut! Es ist ein ganzer Kölner Dom, aber auf die Fläche hingedehnt, nicht in die Höhe zugespitzt. Was sage ich ein Kölner Dom? Nein zwei haben wir schon zustande gebracht, wenn wir alle die Eisenbahnwege mit ihren Tunneln und Viaducten betrachten! Riesenwerke, und namentlich die, die man jetzt in der Schweiz aufführt! Und Alles damit Mensch zu Mensch komme, das heißt Meinung zu Meinung! Die ganze Menschheit ballt sich zu einer so ungeheuern compacten Masse zusammen, daß zuletzt selbst nicht das Messer eines Napoleon sie wird in gehörige mund- und magenrechte Portionen zerschneiden können. Aber wie gesagt, ich habe meine Orgel."

„Bei der Sie auch bleiben sollen, wie der Schuster bei seinem Leisten", nahm ich das Wort. „Wenn die Vornehmen und Exclusiven, wie Sie sie nennen, wenn der Adel und die Höfe jetzt auch zurückgesetzt erscheinen, so muß man doch bedenken, daß trotz aller ihrer Schwächen, Thorheiten, ja sogar Laster sie dennoch die Lehrer der Menge gewesen sind, die jetzt über sie lästert und schreit."

„Was haben sie gelehrt? Unsern Töchtern die

Verführungskünste, unsern Söhnen das Schuldenmachen!“ rief der Graue.

„Alles Dinge“, entgegnete ich, „die sie jetzt so gut begriffen haben, daß sie ihren Lehrern Unterricht geben können. Ihre Einwendungen sind Gemeinplätze. Bedenken Sie aber, daß der Adel in einer Zeit, wo ganz Deutschland noch in Barbarei versunken war, an den Höfen die feine Sitte wahrte, die Leichtigkeit der Umgangsformen, daß er den Wissenschaften und Künsten Pfleger ward, und daß er an die Spitze des Staats seine besten Kräfte setzte, und dem Gemeinwesen große Männer in allen Fächern gab.“

„Das soll meinethalben Alles wahr sein, aber für unsere Zeit gilt es nicht mehr.“

„So möge man wenigstens bei den Nachkommen jener Männer, denen man viel dankt, Pietät zeigen.“

„Pietät und Eisenbahnen“, lachte mein kleiner Grauer. „Das sind Dinge, die man nicht in einem Athem aussprechen darf. Jetzt gilt's mehr wie je; der Besitzende und Mächtige hat Recht und wir sind die Besitzenden, wir sind die Mächtigen! Wir, die wir Eisenbahnen gebaut haben, wir, die wir Krystallpaläste errichtet haben, alles ohne Zuthun der Fürsten, ohne ihren Befehl und ohne Zuthun der Exclusiven,

die zwar auf unsern Damastpolstern sich breit niederlassen, sie aber nicht herbeizuschaffen verstehen. Nur ein ganz loses, loses Band hält uns noch an diese Herren, und kann über Nacht plötzlich zerschnitten sein; es kann aber auch durch kluges Wesen erstarken und sich auf die Dauer befestigen. Denken Sie nur immer daran, daß die Eisenbahnen unser Schießpulver sind."

Im Bahnhof angelangt, fielen mir des Grauen Behauptungen ein, als ich eine junge reiche ungarische Gräfin mit ihrem Manne, den sie erst vor wenig Tagen in Wien geheirathet, vor dem Waggon erster Classe stehen sah. Alles Gepäck war bereits aufgeladen, der elegante Reisewagen thronte bereits auf seinem ihm zugewiesenen Platze, wo er statt zu fahren gefahren werden sollte, die Dienerschaft war passend untergebracht, als die Dame sich plötzlich weigerte einzusteigen. Es war ein so trotziges Gesichtchen, ein so eisenfestes Stirnchen, ein so gebieterisch flammendes Augenpaar, daß ich sogleich erkannte, daß hier ein Exemplar der obenbeschriebenen Sorte in vollendetster Gestalt zu erblicken war. Sie wollte nicht in den Waggon einsteigen, weil — Jemand darin gesessen haben mußte, der Taback geraucht. Wer dieser Jemand gewesen und wann dieses Verbrechen begangen worden, vielleicht vor vielen vielen Stunden,

das konnte man freilich nicht errathen, die Gräfin wußte aber, daß ein solcher Jemand dagewesen und daß er geraucht habe, und sie wollte nun um keinen Preis der Welt einsteigen, indem sie das Taschentuch vor das Näschen hielt und empört sich von dem Eingange dieses Höllenpfuhls abwendete. Vergebens verschwendete der Mann alle liebkosenden Worte seines Ehestandsdictionärs; er nannte diesen kleinen Teufel einen Engel und beschwor ihn einzusteigen. Unmöglich könne Alles wieder ausgepackt werden, und jeden Augenblick könne die Pfeife ertönen, die die Abfahrt gebiete. Umsonst! Sie stampfte mit dem Fuß, und mit einem Ausdruck von Indignation, den die Rachel nicht schärfer aussprechen konnte, rief sie auf französisch: „Wie? Ich soll hier sitzen, und ich weiß nicht wer da vorher gesessen hat? Unmöglich! Ich ersticke vor Verdruß und Ekel! Ich will nach Hause, ich will nicht reisen." — „Aber mein Engel!" — „Nein, ich will nicht. Ich will nicht." — Einige umstehende Herren und Damen sahen diesem sonderbaren Kampfe lachend zu. Indem erklang die diabolische Pfeife. Was nun zu machen? Dem geängsteten Mann fiel eine List ein; er flüsterte ihr zu: „Man wird auf der nächsten Station die Koffer öffnen; deine Sachen, deine kostbaren Spitzenman-

tillen, wenn wir nicht dabei sind, werden von den Händen der Zollbeamten durchwühlt werden." Dieses wirkte. Sie sah ihn an mit einem Blick, als wollte sie sagen: „Also so weit kann gegen alle göttlichen und menschlichen Gesetze der Frevel gehen!" und war mit Einem Sprunge im Wagen. Rasch ließ der Mann die Thür schließen.

Somit sagte ich denn der alten Kaiserstadt und dem jungen Kaiser Lebewohl.

10.

Von Wien kommend, macht Dresden nicht den Eindruck einer großen, wohl aber einer freundlichen heitern Stadt.*) Man könnte sagen, es bewirkt dies der Fluß, allein Petersburg hat noch mehr Wasser und Niemand wird Petersburg eine freundliche Stadt nennen; es muß also an andern Dingen liegen, daß Dresden auf den ersten Anblick diesen Eindruck macht, und ich nehme an, daß es das Verhältniß ist, in welchem die einzelnen Theile der Stadt zueinander stehen, und der die Stadt umschließende schöne Kranz von Anhöhen. Kommt man vom Norden, so sieht das Auge hier zuerst einen wellenschlagenden Horizont. Ohne Zweifel hätte es die Elbe hinauf interessantere Plätze gegeben, um eine Hauptstadt des Landes hinzuverlegen, man denke nur an den Königstein; allein es wäre dann keine Stadt für den modernen Verkehr geworden, und große Städte haben wie große Menschen es zu vermeiden,

*) Diese Bemerkungen beziehen sich auf das Jahr 1858.

daß sie nicht für die Menge unzugänglich sind. Uebrigens hat die Natur dicht um Dresden eine Anzahl Proben von fast allen ihren Schönheiten, die sie anderswo im Ganzen und Großen zeigt, hinverstreut. Der Plauensche Grund ist ein kleines Tirol, die Gegend um Schandau eine kleine Schweiz. Gott sprach zu den Sachsen: Wenn ihr recht artige gute Kinder seid, so will ich euch auch etwas ganz Besonderes schenken, und die Sachsen waren artig und sie bekamen eine kleine Schweiz. Seitdem sie diese haben, sind sie ganz glücklich. Leipzig macht gegen Dresden gehalten den Eindruck eines fleißigen betriebsamen Mannes von bürgerlichem Stande, der eine eitle altadelige Frau hat, die unbeschreiblich viel ausgibt und nichts erwirbt. Der Mann muß Alles herbeischaffen, und es ist ein guter ehrlicher Mann, der jeden Tag es sich sauer werden läßt auf seinem Comptoir. Vor hundert Jahren hatte dieses Gleichniß noch mehr Wahrheit; da verschwendete das eitle Weib, Dresden, an Gemälde, an Tänzerinnen und Castraten, an glänzende Feste ungeheure Summen, während die Messen zu Leipzig Geld in Menge herbeischafften. Heutzutage liegt freilich, gegen den Glanz jener Tage gehalten, Dresden todt und einsam da, und wenn man es nicht gerade im Sommer

sieht, wo die Fremden die Straßen füllen, macht Leipzig weit mehr den Eindruck einer großen Stadt als Dresden. Der rege Verkehr in Leipzigs Straßen gibt das Bewußtsein, daß hier Leben und Erwerb ist.

Wenn man in einem Hause lange Jahre lebt, so weiß man von dessen schlechter Bauart und Unbequemlichkeiten zuletzt nichts; der Fremde jedoch sieht sogleich, daß eine dunkle Treppe hinaufführt, daß die Fenster zu klein oder unpassend vertheilt sind, daß man in diesem dunkeln Winkel stolpert, in jenem nicht Platz findet, sich umzuwenden, — alles Das sieht der Fremde. Deshalb muß der Fremde sich nicht einbilden, daß er besonders scharfsichtig ist, oder daß er mehr und bessern Geschmack hat als der Einheimische; er ist nun eben der Fremde, und weil er den Dingen und die Dinge ihm neu sind, so tritt das Verhältniß ein, das oben geschildert worden, daß er in dunkeln Ecken sich stößt, auf finstern Treppen stolpert und in Kellerthüren hineinfällt. Wenn man die gute Stadt Dresden zum ersten male sieht, so kann man schlechterdings nicht begreifen, warum manche Dinge so sein müssen, wie sie sind; warum zum Beispiel eine große Stadt und eine Residenz einen engen Tunnel haben muß zum Haupteingange in die Stadt, in dem nur ein Wagen zur Zeit hin-

durchfahren kann; warum gerade allen Blicken sichtbar an dem jenseitigen Ufer des Flusses ein Wäschetrockenplatz angelegt ist, und mehr aufwärts ein baufälliger lang hingedehnter Schuppen von der allergewöhnlichsten Sorte. Die Wäsche, denkt der Fremde in seiner Einfalt, könnte füglich anderswo getrocknet werden, der Schuppen durch ein schönes Gebäude, deren so viele in Dresden entstehen, ersetzt werden. Wenn man dem Fremden noch weiter zuhören will, so wird er noch mehr sagen. Er wird zum Beispiel sagen: Ihr habt einen so schönen Fluß; was kann es nun so Großes kosten, wenn ihr ihn mit Steineinfassungen schmückt? Ihr habt eine so schöne Terrasse, mit einer Aussicht, wie sie in ganz Deutschland keine andere Stadt hat; weshalb schafft ihr von diesem Platze nicht Alles fort, was ihn verunziert und ihn beengt? Da steht ein alter verwitterter Pavillon, den Eulen und Fledermäuse umschwirren und den Moder und Dunkel einhüllt. Was soll das? Auf diesem schönsten Platze der Stadt das abscheulichste alte Gerümpel von Gebäude, das man sich denken kann. Dann — man sieht, der Fremde wird immer kecker — wozu sitzt die Akademie, oder was sonst für eine Anstalt in dem schönsten Locale, in dem Hause auf der Terrasse? Ist es nöthig, daß ein fleißiger

Schüler, der ohnedies nicht aus dem Fenster gucken soll, gerade ein so unbezahlbar reizendes Local einnehme, um seinen Act zu zeichnen oder seine Bleistifte zu spitzen. Man baue ein solches Haus um, versehe es mit hellen schönen Räumen und vermiethe es zum Besten der Stadt, und man wird sehen, welche Summen man einnimmt. Ebenso und noch viel mehr paßt dieses auf das große stattliche Gebäude, das unter Brühl zu einer Gemäldegalerie diente und in welchem auch jetzt von Zeit zu Zeit Ausstellungen, bald von Blumen und Früchten, bald von Gemälden stattfinden und in welchem der Professor Rietschel ein Bildhaueratelier hat. Blumen, Früchte, Bilder, Bildhauer — Alles könnte anderswo ebenso gut ausstehen und arbeiten, und diese herrlichen Säle mit ihrer entzückenden Aussicht müßten den Fremden zu Gesellschafts- und Spielsälen geöffnet sein. Welche enorme Summen würde der Pachter eines solchen Locals der Stadt zahlen, und für einen Theil dieses Geldes könnte dann — der Fremde wird noch kecker — gegenüber, wo der prachtvolle Schuppen steht, ein elegantes, wenn auch nicht gerade prachtvolles Gebäude hingestellt werden, wohinein man Blumen, Professoren und Bilder versetzen könnte, die sich dort ebenso gut, wo nicht besser als auf ihrem jetzigen

Platze befänden. Dresden verdankt den Fremden sehr viel, denn im Sommer wird ganz Dresden Ein Gasthaus; es kann also etwas für diese Fremden thun, und da die Fremden sich gewöhnlich auf der Terrasse sammeln, so können sie wol erwarten, daß man ihnen einen Platz anweist, wo sie sich zahlreich, ungehindert und mit dem Comfort, den jetzt fast jede kleine Provinzialstadt, durch die die Eisenbahn geht, bietet, aufhalten können. Es ist ja oft ein Jammer, anzusehen, wie bei plötzlich niederströmendem Regen alle die Löwen und Löwinnen fast von ganz Europa hier wirr durcheinanderrennen und nicht wissen, wohin sie ihr triefendes Haupt legen sollen. Diese schönen Gesellschaftssäle könnten — o Entsetzen vielleicht auch mit einem kleinen Spielsalon versehen werden. Die Regierungen dulden ja überall anderswo diese Höllen, weshalb also nicht in einer Stadt, wo die Fremden zu Zeiten die eigentlichen Einwohner sind. Alles das würde Geld — sehr viel Geld — einbringen, und um diesen Mittelpunkt bewegt sich doch nun einmal unsere ganze Existenz, und wenn durch das Geld der Fremden eine Stadt wesentlich verschönert wird, weshalb soll man nicht suchen es zu erlangen? Uebrigens kann der Fremde schon etwas wagen und mit seinem Tadel hervortreten; denn

schwärzt er die Stadt an, die Stadt schwärzt ihn noch mehr an. Das Letztere ist nicht bildlich zu verstehen. Es fallen zu Zeiten schwarze Flocken vom Himmel, die aus irgendeiner diabolischen Wolke von schwarzem Schnee kommen. Diese Flocken legen sich sanft und gemüthlich auf Alles, was von der Natur und der Mode bestimmt ist, rein und weiß zu sein. Jedes offenstehende Fenster leitet eine Atmosphäre ins Zimmer, die aus kaum sichtbaren schwarzen Atomen besteht, welche in jedes Fältchen des Anzugs, sowie in die Poren der Haut eindringen. Eine schöne Sachsin, die die Reinlichkeit liebt, schlüpft aus einem Bad ins andere, und fremde Schönen, die von diesem schwarzen Schneegestöber noch nichts wissen, erwachen alle Morgen mit neuem Entsetzen. Die Gebäude werden ehrwürdig, ehe sie noch alt werden, und manches enge Gäßchen sieht aus, als wäre es eben aus einem pompejischen Aschenregen ausgegraben. In den Häusern bringt der Gebrauch der Steinkohle und Braunkohle als Brennmaterial ebenfalls eine mehr oder minder schädliche und lästige Unbequemlichkeit hervor, indem selten eine völlig geruchlose warme Luft, oft aber auch hier der schwarze Staubregen auf eine für die Lunge und für die Reinlichkeit gleich zerstörende Art erzeugt wird.

Man kann sich schon denken, daß dieser Uebelstand nicht wegzubannen ist; allein sollte nicht so viel wenigstens gethan werden können, daß die Baupolizei darauf sieht, daß die größten und beschäftigtsten Essen in nicht zu großer Nähe, am wenigsten im Umkreise der Stadt selbst angelegt werden? Zwei häßliche Gebäude derart, die aus der Ferne wie zwei kolossale schwarze Zähne aussehen, stehen nahe am Flußufer und von den schönsten Gebäuden nur wenige Schritte entfernt.

Da, wie man sieht, der fahrende Recensent, oder der recensirende Tourist sich schon so viel herausgenommen, so nimmt er sich noch etwas heraus, und zwar etwas, was ihn nun ganz und gar nichts angeht, er fragt nämlich: Warum wohnt der König so eng und schlecht? Es könnte eine Wette gemacht werden, man solle das königliche Schloß suchen, man wird es nicht finden, so eingeklemmt und in Straßen und Straßenecken verbaut liegt die alte „Sachsenburg". Wenn Schreiber dieses der König von Sachsen wäre, er erbaute sich ein stattliches Schloß, da wo der Gasthof „Bellevue" liegt. Da gibt es Raum, Licht und Luft, und gar sehr zugute käme ein solches königliches Residenzschloß mit einer breiten, bildsäulengeschmückte Treppe

nach dem Flusse hinab, dem Platze, wo Opernhaus, Kirche und Museum bereits schon trefflich für die Schönheit der Stadt vorgearbeitet haben. Das grundhäßliche „Italienische Dörfchen" mit dem womöglich noch häßlichern Hause des Herrn Vogel von Vogelstein müßte alsdann von der Oberfläche der Erde spurlos verschwinden. Der Leser wird mir zurufen: Nun genug! und ich will gehorsam kein Wort weiter über schwarzen Schnee, Steineinfassungen und pompejische Gäßchen reden, nur muß man mir gestatten, ein paar Worte über die Menschen zu sagen, die hier wohl oder übel zusammenwohnen.

Den eigentlichen Sachsen lernt der Fremde nie kennen; er existirt, das ist gewiß, aber wo und wie, das erfährt man nicht. Die exclusiven adeligen Häuser sind hermetisch verschlossen, sie öffnen sich nur für den Einheimischen. Base geht mit Vetter, Vetter mit Base um. Gastfreundschaft für den Fremden existirt nicht, der Hof thut auch nicht das Mindeste für die Gesellschaft, nicht einmal ein Minister ist da, der die angesehenen und interessanten Fremden in seine Säle zu ziehen beauftragt ist. Denn die vorgeschriebenen langweiligen Diners und Bälle bei Hofe und bei den Gesandten, die wird doch Niemand für Gastfreundschaft oder für Geselligkeit nehmen? Die

Fremden, die überwintern, sind also ganz sich selbst überlassen und der Geselligkeit, die sie unter sich zu Stande bringen. Da gibt es denn einige recht angenehme Häuser. Ist ein solches Haus etablirt, dann hat wol ein Sachse die Gnade und läßt sich dort bewirthen, aber er bewirthet nicht wieder. Freilich kann man gegen diese Sätze anführen, daß der Zudrang der Fremden so groß ist, daß Kosten und Zeit übermäßig müßten in Anspruch genommen werden, um unter diesen Umständen ein „Haus" zu machen. Es mag dies wahr sein, allein in den meisten Fällen wird dieser Ausspruch auch nur als Schild gebraucht, um dahinter die Bequemlichkeit, die Theilnahmlosigkeit für alle geistige Anregung, die Indifferenz und die Apathie, mit der ein Tag wie der andere hingebracht wird, mit einem Worte, den Mangel an Gastfreundschaft und Geselligkeit zu verstecken. Dazu kommt, daß das „on dit" nirgends mehr im Umlauf ist als unter den vornehmen, wie unter den niedern Kreisen Dresdens. Es ist unglaublich, welch eine Anzahl von Zungen täglich in Bewegung ist, um über den lieben Nächsten, wie über den lieben Fernsten zu urtheilen. Denn man weiß nicht allein die Gegenwart, man weiß auch aufs genaueste die Vergangenheit, ja nicht selten erräth man wunderbar

die Zukunft der armen Fliegen, die die Eisenbahn hier in das Netz der Spinne „Medisance" führen. Diese erschreckliche Allwissenheit macht auch, daß mancher Fremde gleich von vornherein verzichtet, mit seinen unerbittlichen Richtern in nähere Berührung zu kommen, und so leben hier in Dresden Familien jahrelang, ohne einen andern Sachsen kennen gelernt zu haben als ihren Schneider und ihren Schuster.

Uebrigens ist dieses Abschließen, dieses Umhegen, daß die Art nur ja unter sich bleibe, dieses bis ins Lächerliche getriebene Exclusivsystem in Wien ebenfalls und in einem viel größern Maßstabe zu Hause. Ein paar tausend Menschen treffen das Uebereinkommen, immer nur unter sich zu heirathen, und dies führen sie seit Jahrhunderten fort; man kann sich denken, was zuletzt dabei herauskommt. Der Adel hat geistig und körperlich gewiß durch nichts so gelitten als durch dieses „mit sich selbst Zufriedensein". Die lieben Vettern und Basen haben zuletzt immer dieselben Gesichtszüge, immer dieselben Ansichten und Urtheile, immer denselben kleinen beschränkten Horizont, und was das Schlimmste ist, immer denselben Hochmuth. Der englische Adel nimmt seine Frauen größtentheils aus dem Bürgerstande, und darum die kräftige und bessere Race.

Da ich nun doch einmal auf das Capitel der Misbildungen gekommen bin, so muß ich nur geschwind noch etwas beibringen, was ich auf die guten Dresdener auf dem Herzen habe, nämlich, daß man so gar viel misgebildete Leute auf den Straßen sieht. Es ist dies eine eigenthümliche Erscheinung, und nirgends anderswo in diesem Grade zu betrachten. Wer sich die Mühe geben will, diese unnormalen Bildungen näher ins Auge zu fassen, wird ihre Zahl ins Unglaubliche gehend finden. Hier ist ein Arm zu kurz, dort ein Bein, hier sitzt der Kopf schief, dort wackelt und wankt der ganze Körper, hier ein seltsam hüpfender Gang, der seinen Grund, der Himmel weiß, in welcher Unform der Hüfte hat, dort verdrehte Beine, die Alles nach innen gekehrt haben, was naturgemäß nach außen hingestellt sein soll, alsdann eine Anzahl Höckerige in jeder möglichen und denkbaren Misform. Auch Zwerge sind nicht selten. Oft ist es als wenn ein ganzes orthopädisches Institut plötzlich ins Freie gelassen würde. Das ist für den Menschenfreund recht sehr betrübend. Man fragt sich unwillkürlich, warum muß der arme Mensch gerade so leiden? Warum ihm diese schrecklichen Verzerrungen, und warum läuft das Thier ohne Ausnahme mit gesunden Gliedern herum. Es gibt

Aerzte, die über alles Mögliche und noch etwas darüber schreiben, die lächerliche Systeme und Theorien ersinnen, die sie dann der Wissenschaft aufbürden, aber es gibt keinen Arzt, der über dieses schreckliche Leiden der Menschheit, als ein Igel zur Welt zu kommen, mit überallhin ausstarrenden Höckern und Aesten, ein recht gutes, recht nützliches Buch schriebe. Namentlich wäre das die Sache eines dresdener Arztes. Es ist ohne Zweifel der leidenden Menschheit weit nützlicher, zu erfahren, wie sie gesunde Kinder zur Welt bringe, als ob der Daumen und der Zeigefinger eines Spitzbuben so oder so gebogen sei. Es gibt in Dresden kleine Marterkasten, die mit einem häßlichen Gequike ihrer Räder überall herumfahren und wie große Walnüsse aussehen, in denen ein kleines, zusammengekrümmtes gelbes Würmchen sitzt. Dies sind Kinderwagen, und die gelben Würmchen sind Kinder. Sollten nicht diese Wagen Ursache sein, daß die Beine des darin im Kissen zugestöpselten kleinen Weltbürgers frühe sich verkrümmen, und daß der Rücken ebenfalls eine solche Neigung bekommt? Das sind natürlich Betrachtungen und Fragen eines Laien, die irgendeinem hochgelehrten Aesculap, wenn er auf seinen Lorbern ruhend sein Nachmittagsschläfchen hält, sanft an die Nase kitzeln mögen.

Von der körperlichen Misbildung zu der sittlichen und gesellschaftlichen Ungestalt ist nur ein Schritt; doch was wir hier vorbringen, geht Dresden nicht mehr an als alle andern Städte. Die Verwilderung der gesellschaftlichen Sitten und das wahrhaft muthwillige „Hineinarbeiten in das Häßliche" geht heutzutage unglaublich weit. Es thäte noth, daß man Schulen anlegte, eigens zu dem Zwecke, um die Leute sprechen, gehen, sitzen, sich mit Anstand verbeugen zu lehren, mit einem Worte alle die kleinen Kinderlehren bei großen Flegeln von zwanzig Jahren wieder in Anwendung und zum Gebrauche zu bringen. Wenn doch in unsern Tagen, wo so viel geschrieben wird, ein Buch ans Licht gefördert würde, das da handelte über „Erziehung der Menschheit zum Schönen". Das Buch könnte Nutzen stiften. Man hat gesagt, daß Napoleon III. an seinem Hofe wieder die „Verbeugung" eingeführt habe, nämlich die Kunst, sich mit „Anstand" zu begrüßen, eine Kunst, die bekanntlich verloren gegangen war; man hat geglaubt, über diese Neuerung spötteln zu müssen, aber ums Himmels willen, man frage sich nur, wohin gelangen wir endlich mit unsern Bärentatzenmanieren? Und ist es nöthig, um edel, tiefsinnig und patriotisch erhaben zu sein, daß man zugleich seinem Nächsten die Füße

platt tritt? Wenn man einen Blick in eine Bedienten-stube oder in eine Matrosenherberge thun könnte, man würde dort im Vergleich zu unsern öffentlichen Locale, wo sich die „gebildeten" Stände zusammenfinden, bewundernswürdig feine Umgangsformen und vortreffliche Anstand finden. Vier Dinge sind es, anscheinend sehr geringfügige Dinge, die das Schiff unserer gesellschaftlichen Sitten in den Grund gebohrt haben; diese vier Dinge sind: die Cigarren, die Brillen, der Paletot und das Bierglas. Man untersuche, und man wird immer eine gräßliche, ekelhafte Unart, an einem dieser Dinge haftend oder aus ihnen hervorgehend, finden. Das Uebermaß des Cigarrenrauchens füllt und verpestet jedes öffentliche Local und zwingt eine Anzahl Menschen, die wahrlich nichts dafür können, daß die Mehrzahl sich einem brutalen pöbelhaften Genusse ergibt, mehre Stunden hintereinander eine verdorbene Luft einzuathmen. Und das Alles: car tel est notre plaisir! Ein Act der Souveränetät des Pöbels, da ist keine Appellation möglich. Es gab früher eine alte Sage, daß man wenigstens den Frauen einige Rücksichten schuldig sei, doch längst glaubt Niemand mehr daran. Der Raucher kennt das Wort Rücksicht nicht, er hat es aus seinem Dictionnär ausgestrichen. Die Brille oder das eingekniffene Glas arbeitet mit der Ci-

garre im Verein das Gesicht häßlich zu machen und jede Miene der Höflichkeit und Wohlanständigkeit zu vernichten, denn mit dem Ausdruck eines Affen, den das eingekniffene Glas gibt, und mit dem herabgezerrten Mundwinkel, den die Cigarre hervorbringt, kann keine artige, freundliche, wohlgefällige Miene mehr Platz finden. Das Gesicht ist kein Gesicht mehr, es ist eine Schnauze; besonders wenn der überallhin wuchernde Bart, der oft nur die Nasenspitze frei läßt, dazu kommt. Was würde Vater Goethe sagen, der keine Brille sehen mochte und der den Tabacksqualm verabscheute! Was würden alle die großen Geister der Vorwelt und Nachwelt sagen, wenn sie sähen, in welche schmuzige Unsitte unser Geschlecht versunken ist. Alsdann bleibt noch der Paletot zu betrachten. Es ist wahr, er ist bequem, aber diese Bequemlichkeit, diese Natur eines Kittels oder Hemdes, die ihm anhaftet, macht, daß ein Sansfaçon heutzutage ihn so nachlässig als möglich zu tragen sich gleichsam für befugt hält, wobei denn aller Anstand verloren geht. Man sage nicht, daß der Rock, den wir täglich tragen, eine Nebensache ist für die gesellige Sitte. Der Schuh und Seidenstrumpf lehrte, „feiner und zierlicher" gehen als der Stiefel und die herabgehende Hose. Der dreieckige Hut, sowie der runde, machten den Gruß an-

ſtandsvoller, als der Calabreſer es thut, der Ueberrock mit Taille läßt ein gewiſſes ausgeſtrecktes Herumlungern und Hin- und Herflegeln nicht gedeihen. Dabei iſt die menſchliche Geſtalt durch jene Kleidungsſtücke gezeichnet und gehoben, während ſie durch den Sackpaletot erniedrigt und verhüllt wird. Ueber Alles herüber ragt jedoch, man verzeihe mir den Ausdruck, die wahrhaft „ſäuiſche“ Unſitte des maſſenhaft geübten 'Biertrinkens, das ſchon bei früher Jugend ſeinen Anfang nimmt. Das Bier iſt ein finſteres, ſchweres, nicht in einen Rauſch, ſondern in einen „Duſel“ verſetzendes Getränk, wenn man es im Uebermaße trinkt. Dieſer „Duſel“ iſt eine Zuſammenſetzung von Stumpfſinn und thieriſchem Wohlbehagen: die edlern Elemente der menſchlichen Natur, wie ſie im Weinrauſche doch immer noch vorhanden bleiben, verſchwinden hier gänzlich. Nun denke man ſich eine ohnedies ins Häßliche und Rohe neigende Jugend mit dieſem Nahrungswaſſer täglich, ja oft ſtündlich aufgeſäugt, welch ein Geſchlecht daraus entſtehen muß! Da ſind denn auf immer alle guten Geiſter geſellſchaftlichen Zuſammenſeins verbannt, alle häuslichen Tugenden in den Staub getreten, ja, ich behaupte ſelbſt die menſchliche „Würde“ bis ins Innerſte verletzt. Mancher wird dieſe Beſchreibung für

übertrieben halten, allein sie ist es nicht; man bedenke nur, welch einen Einfluß die Gewohnheit übt. Das Auge hat sich bereits daran gewöhnt, immer dieselbe Unform, immer denselben Mangel an Wohlanständigkeit und Sitte zu sehen, es fällt nicht mehr auf, nichtsdestoweniger ist es aber doch da. Ich besinne mich noch ganz wohl, welch einen „Schrecken" es in der Gesellschaft verbreitete, als man den ersten englischen Flegel sich in Gegenwart von Damen aufs Sopha werfen und die Füße auf den Stuhl legen sah. Man sprach davon wie von einem Ereigniß; später sprach man nicht mehr davon, die Wohlerzogenen zuckten höchstens die Achsel, wenn sie dergleichen sahen, die junge Welt fing aber an, etwas, was ihrem natürlichen Hange zum Sichgehenlassen so sehr zu statten kam, rasch nachzuahmen.

Die Leser mögen verzeihen, daß ich dieses Bändchen mit obigen Betrachtungen schließe. Vielleicht ist unter ihnen Einer, der das Buch: „Erziehung der Menschheit zur Schönheit", zu schreiben beabsichtigt, und dann wäre mir meine Mühe, alle die kleinen Unarten, die zusammen eine große ausmachen und unser gesellschaftliches Leben so unerquicklich, ja fast unmöglich machen, aufzuzählen, reichlich vergolten.

Ende des fünften Theils.

Erinnerungsblätter.

Sechster Theil.

Erinnerungsblätter

von

A. von Sternberg.

Sechster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1860.

1.

Als ich meine Biographie der Herzogin Dorothea von Kurland schrieb, kam die Herzogin von S— durch Dresden. Ich fand es für passend, da sie die einzige noch lebende nahe Angehörige der Herzogin ist, sie von meiner Arbeit zu benachrichtigen und sie zu bitten, mir Notizen zu geben, die mich in den Stand setzen konnten, hier und da, wo meine Quellen mich verließen, beglaubigte Züge dem Gemälde hinzuzufügen. Ich schrieb ihr artig, höflich, ganz erfüllt von dem liebenswürdigen Bilde, das zu fertigen ich eben unter der Hand hatte, voll Vertrauen, daß sie mit Freuden das Ihrige dazu beitragen würde, um daß ein befriedigendes Ganze zu Tage gefördert werde. Ich erwartete, daß sie mir persönlich darauf antworten oder mich zu sich einladen werde; es geschah aber keines von beidem.

Wenige Tage nach Abgang meines Briefs findet

sich ein Mann bei mir ein, der sich nicht nennt, von der Fürstin abgesendet zu sein vorgibt, um mir zu bedeuten, daß die Frau Fürstin es unnöthig fände, daß eine neue Biographie ihrer Verwandten erscheine, da eine solche bereits aus der Feder des Herrn Tiedge existire. Verwundert sah ich den Mann an. Soviel ich wüßte, entgegnete ich, hätte ich nicht die Fürstin um Erlaubniß gefragt, ob ich die Schrift schreiben solle oder nicht. Ich ließe ihr demnach für ihre Mittheilung danken, und würde thun was mir gefiele. Hiermit drehte ich ihm den Rücken zu und ließ ihn ohne Abschied gehen. Der Mann entfernte sich indem er noch einige Entschuldigungen angebracht. Später erfuhr ich, dieser Bote, den ich für einen Diener gehalten, sei ein sächsischer Landstand gewesen. Er hatte sich die Art des Empfangs selbst zuzuschreiben: hätte er sich genannt, würde er anders aufgenommen worden sein.

Anfangs war ich so erbittert über dieses rücksichtslose Betragen, das so grell contrastirte gegen die Weise der Frau, deren Leben ich eben schrieb, daß ich etwas von dem Leben der Frau Herzogin in die Schrift wollte einfließen lassen, dann aber fiel mir ein, daß der Charakter des Buchs dadurch unfehlbar leiden müßte und daß diese Rache kaum an

ihrem Platze sei. Das Buch wurde fertig geschrieben und liegt bereits seit einiger Zeit der Oeffentlichkeit vor.

Dieser Vorfall ist unbedeutend; er führt aber zu einer Beobachtung, die bereits seit geraumer Zeit jedermann zu machen im Stande ist, der etwas genauer die Lage der Literatur in Deutschland beobachtet. Es ist dies das Zerwürfniß, und infolge dessen die Spannung, die mit dem Adel und den Hofkreisen und der schöngeistigen Literatur der Neuzeit entstanden ist, die ihren Ursprung in den politischen Händeln hat. Vor funfzig, vor siebzig Jahren zurück war dies anders; es ist am schlimmsten geworden seit 1848, wo die bessern Kräfte der Literatur sich bewogen fühlten, sich der Bewegung der Massen anzuschließen. Die Ursache des Zerwürfnisses auszufinden ist unnöthig: jedermann kennt sie. Sie ist von der Zeit geboten und von der Zeit ausgeführt. Die Aristokratie hat unrecht, sich mit der Literatur auf bösen Fuß zu setzen, und die jungen Kräfte haben ebenfalls unrecht, es mit der Aristokratie zu verderben, indem sie thun als bedürften sie derselben nicht. Beide Theile schaden sich, und ein kluges Nachgeben von beiden Seiten würde eine bessere Zeit heranführen. Dieses Nachgeben ist aber

noch lange nicht zu erwarten. Die Aristokratie glaubt in ihren Rechten zu sein, wenn sie von der Literatur verlangt, sie sollte sich ihr und ihren Interessen ausschließlich weihen. Und welches sind diese Interessen? Sie bestehen in einer Masse abgelegter Vorurtheile, mit denen nichts mehr anzufangen ist, die als abgestanden und nutzlos von dem Genius der Geschichte beseitigt worden sind und jetzt keine Sympathien mehr finden. Die Throne wie die, die zunächst ihnen stehen, haben aufgehört, die Beschützer der Literatur zu sein, sie findet jetzt an dem großen Ganzen der gebildeten Mittelklassen ihre Leser und ihre Stütze. Was dieses große Ganze will, das wird geschehen, und es will offenkundig nichts über das, was man die gute Gesellschaft von ehemals nennt. Da hilft nun kein vornehmes Uebersehen, kein Naserümpfen, kein legitimer Urtheilsspruch. Die Höfe und der Adel müssen sich dem neuern Geschmacke ergeben oder sie lesen eben nichts. Das letztere thun sie, aber wie lange sie es aushalten werden, wird die Folge zeigen. Schon die Annäherung an die Dorfgeschichtenliteratur ist ein Zeichen von demokratischer Richtung.

Aber so kann es nicht bleiben. Entweder die demokratische Literatur verändert sich und wird Sa-

lonliteratur, oder die Salonliteratur, was man bis=jetzt so heißt, schließt gänzlich und für immer. Wenn die Fürsten und der Adel die Literatur begünstigen wollen oder können, so ist anzunehmen, daß sich die Dorfgeschichtenliteratur ihnen wieder zuwendet, wie hierzu schon in dem „Barfüßle" des Herrn Auer=bach der Anfang gemacht worden ist, in welcher die Hauptperson schon sehr wenig von dem eigentlichen Treiben und Weben des Volks an sich hat. Die übrige demokratische Literatur würde doch unbehindert ihren Gang gehen, denn sie ist zu sehr mit den eigentlichen Interessen der Nation verwachsen, ist keine reine Un=terhaltungsliteratur, sondern arbeitet mit an Vered=lung, Hebung und Klärung des Volks. Es geschieht dies zwar bisjetzt auf eine etwas ungeschickte Weise, indem gar keine Rücksicht genommen wird auf die Eleganz des Stils, auf die Schönheit der Form, auf das allgemein Faßliche des Inhalts, wie die Franzosen es bereits bei ihrer demokratischen Litera=tur beobachten. Doch würde das mit der Zeit kom=men, denn eine ganze Richtung ändert sich nicht so rasch, und in Deutschland will alles Zeit und Weile haben. Die Goethe'sche Feinheit und Eleganz des Stils mit der Literatur der Tolpatsche und Grete=les zu verbinden, ist keine leichte Sache, ohne daß,

wenn es nicht geschickt gemacht wird, auf beiden Seiten wesentliche Dinge verloren gehen.

Von den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an bis zu den dreißigen des jetzigen war die goldene Zeit der Literatur. Es herrschte noch keine Spaltung, noch kein Mistrauen. Die Höfe und die Vornehmen fanden eine Ehre darin, mit den Häuptern der Literatur zu verkehren, und diese Häupter suchten, mitunter etwas zu angelegentlich, die Höfe und den Adel. Indessen schloß der bemittelte und einflußreiche Bürgerstand und die Beamtenwelt sich willig dem Antheil an, den die höhern Schichten der Gesellschaft an den Geistesproducten nahmen. Goethe erscheint als der große Vermittler. Wie er selbst Freund eines Fürsten war, sehen wir ihn und seinen Anhang als Höflinge, Staatsmänner, Künstlerfreunde und Volkslehrer auftreten. Er war allen recht. Die Mannichfaltigkeit seiner Werke gab jedem etwas. Die exclusive Literatur der Hälfte des Jahrhunderts, die Literatur Voltaire's und seines Anhangs, die es nur mit den Höfen und der vornehmen Gesellschaft zu thun hatte, fand in Goethe eine Vermittelung und wurde dem Volke nahe gebracht, das sich aus ihr die lebensfähigen Elemente holte, die zusammen mit der von Rousseau ausgegangenen,

durch Campe und Basedow auf deutschen Boden versetzte Volkserziehung zu einem großen, gemüthlichen Ganzen zusammenschmolz, an welchem alle Stände gleich thätig sich betheiligten. In jenen Zeiten wäre die Impertinenz jener Frau gar nicht möglich gewesen. Die Fürsten suchten die Dichter und Schriftsteller, der Adel ahmte ihnen nach. Goethe und der Großherzog von Weimar, Jean Paul und der Herzog von Gotha, der König Friedrich und Matthisson, Tiedge und die Gräfin von der Recke, die Fürstin Golitzin und Jacobi und Haman — alle diese dienen als Beleg. Der Ausbruch der Französischen Revolution änderte nichts in der Lage der Dinge; außer daß die deutschen Dichter, Klopstock an der Spitze, hochmüthige Apostrophen gegen die Tyrannen ausstießen und mit dem Adel und den Fürsten Krieg führten, als lebten diese im äußersten Winkel von China und nicht gerade mitten unter uns. Niemand fiel es ein, diese Dinge und ihre Bekämpfung auf Deutschland zu beziehen. So schloß das Jahrhundert. Alle Keime lagen da, aber die langsame und friedfertige Natur nahm keinen auf. Erst als die großen Napoleonischen Kriege beendet waren, als der Congreß von Wien und die darauf folgende Enttäuschung der Nationen eintrat, die sich

steigerte bis zu Ende der dreißiger Jahre, erst von der Zeit an nahm die Literatur den Charakter der Feindseligkeit an, die in versteckten Angriffen sich auf das Wirkliche und Bestehende richtete und den Umsturz des aristokratischen Salons sammt seiner Literatur beanspruchte. Es ward jetzt Sache der Nation, daß Dinge durch die Literatur zur Sprache kamen, die eine gänzliche Wandelung aller Verhältnisse in Deutschland erheischten. Da war es, wo die Dorfliteratur sich Bahn brach, eine Opposition gegen die Salonliteratur. Dies war nicht jene unbefangene Sorte von Geschichtchen, wie sie vor dreißig Jahren zurück von Salzmann, Pestalozzi und andern geboten wurden, sie kommt sogleich gewappnet auf und maßt sich an, jeden andern Unterhaltungsstoff zu unterdrücken, indem sie immer auf das Volk hinwies, auf seine Tugenden, auf seinen einfachen Sinn, auf seine Schmucklosigkeit und auf die rein sittliche Basis seiner Existenz. Dabei wurde der Höfe, des Adels, der obersten Beamtenwelt nur mit Tadel gedacht. Galt es einen Bösewicht aufzustellen, so war es sicherlich ein Adelicher. Der Adel las diese Satire auf sich selbst anfangs mit Wohlgefallen, vom Jahre 1848 merkte er jedoch wohin es mit dieser Literatur hinwollte, und zog sich zurück. Die politischen Ver-

hältnisse kamen durch den Erfolg von Zwangsmaßregeln so ziemlich wieder in das alte Gleis, die Literatur aber wollte nicht zu dem kindlichen, arglosen Charakter zurückkehren, sie war und blieb von der Pest angesteckt. Der Adel, der auf seinen einsamen Gütern gerne sich mit einem Buche die Zeit vertreiben und die Stimmung hinwegtreiben wollte, die die widerwärtigen Zeitungen ihm erregten, fand bald nichts was ihm zusagte. Die Liste wurde immer geringer der Bücher, die zu lesen erlaubt war, in der keine „Ideen" glänzten, in denen nicht irgendwie reformirt und gebessert, in denen nicht direct oder indirect auf den Adel gescholten wurde. Geradezu amusante Bücher wurden gar nicht mehr geschrieben. Wer die Dorfliteratur mit ihrem versteckten Zwecke nicht mochte, hatte gar nichts. Selbst im Theater waren wieder „die Ideen". Die Schriftsteller nahmen ihre Stoffe aus der Gegenwart, wie bei Fanny Lewald, alsdann waren sie rein demokratisch, oder aus der Vergangenheit, alsdann wurde ein Mäntelchen umgehängt; das war so dünn und kurz, daß die Absicht leicht errathen wurde, wie bei Gutzkow und andern. Der Adel und der Hof, gänzlich über den Zustand der Literatur ins Klare gebracht, gab endlich jede Hoffnung auf, daß für ihn noch irgendetwas zu hoffen

sei, und las kein Buch mehr, es sei denn daß er zu seinen frühern Lieblingen, zu Spindler, zu Tromlitz, zu Fouqué zurückkehrte. Die Literatur, auf ihren bösen Wegen, vermißte durchaus nicht den Abgang der Adelichen und der Höfe. Schon längst war man gewohnt, diese nichts mehr für die Literatur thun zu sehen; sie hielt sich an die mit Ansehen und Macht ausgestatteten Mittelklassen, wo jetzt ihre Beschützer zu suchen sind. Die Schriftsteller, wohl wissend, daß sie verschlossene Thüren finden würden, machten gar nicht einmal den Versuch, sich mit den Höfen und dem Adel zu befreunden, sie suchten ihre Freunde und Genossen anderswo.

So stehen die Sachen heutzutage. Von einer Gesammtliteratur kann nicht die Rede sein, es sind nur immer Sonderinteressen, und die kleinste Zahl derselben sind auf seiten des Adels. Will er seine Alluren, seine hochadelichen Liebhabereien, das Getreibe der Legationssecretäre, neben der wichtigen Liste ihrer Liebschaften, will er das Volk der Lakaien beschrieben sehen, so bietet ihm Herr Hackländer den Stoff mit dankenswerther Ausführlichkeit, mit wahrhaft glänzendem Talente. Geibel, Redwitz und Putlitz geben ihm poetische Blumen und Blüten, die Birch-Pfeiffer schreibt ihm Theaterstücke. Dies ist

wenig, aber es ist doch etwas, und es ist gänzlich rein von dem Anhauche des Meinungsstreits, insoweit etwas, was in der Zeit lebt, frei sein kann von dem, was der Zeit Leben ist.

Dieser Zustand ist jedoch etwas Unnatürliches. Wenn unser politisches Leben Bestand und Festigkeit gewinnt, etwas, was es noch lange nicht hat, so müssen der Adel und die Höfe ihre Ausnahmestellung aufgeben und mit der Nation fühlen und denken lernen, und die Nation muß wieder von dem Adel die schöne, gebildete Form annehmen, die Grazie des Ausdrucks, den Reiz der Mannichfaltigkeit, der immer nur in den Klassen der Gesellschaft. zu finden ist, die lange Zeit den ersten Platz eingenommen haben. Aber heißt das nicht einen Umsturz predigen? Der Umsturz ist bereits da, nur will ihn niemand so nennen. Ueberall in unserm öffentlichen Leben herrscht ein anderes Gesetz, eine andere Zeit, andere Meinungen. Mit dem Falle der Legitimität in Frankreich haben die Höfe ein anderes Ansehen gewonnen. Trotz der unglaublichen Anstrengungen der Kirche, läßt sich nicht wieder aufrichten, was einmal gesunken. Wir müssen bekennen, das Jahr 1848 hat uns zu einer völlig andern Gesellschaft vereinigt, die zwar noch die Namen alter Zustände trägt, diese aber selbst längst einge-

büßt hat. Es ist unmöglich, daß die Literatur dieses Bewußtsein nicht haben, nicht aussprechen sollte. Wir wollen jetzt etwas näher auf einen Stimmführer der Literatur eingehen.

Es ist dies Gutzkow. Das Leben dieses Mannes, den das Feuer des Ehrgeizes verzehrt, ist nur ein ängstliches Vorwärtstreiben auf dem Wege der literarischen Celebrität. Ich bin mit ihm bekannt seit dem Beginne seiner Laufbahn, wo er in Stuttgart bei Herrn Menzel seine Studien und ersten Anfänge machte. Ich wüßte nicht, daß Lenau, Schwab, Pfizer, die damals in Stuttgart lebenden Dichter sich um ihn gekümmert hätten, obgleich in unserm Kreise von dem damals erschienenen „Maha Guru" die Rede war, das Cotta verlegte. Eine Menge kleiner Aufsätze und Schriften folgten dann; der Autor verließ Herrn Menzel und trieb sein Wesen unbekümmert um die Blitze desselben, die ihm auf seinen Pfaden folgten. Das Junge Deutschland wurde etablirt und darunter glänzte Gutzkow's Name besonders hell. Das große Publikum nahm aber keine Notiz von ihm; sein Bekanntwerden mit demselben fing erst an, als die dramatischen Arbeiten des unermüdlich fleißigen und thätigen jungen Mannes anfingen, sich den Weg über die Breter zu bahnen. Man war mit

Raupach unzufrieden; seine Bearbeitung der „Hohenstaufen" für die Bühne war die letzte Anstrengung des Mannes gewesen, der nun in Ruhe fiel und in dieser Ruhe unbedeutende Dramen schrieb, welche selbst den müßigen Theaterjäger nicht mehr zufrieden stellten. Die Jungen Deutschen erfaßten das Theater und schrieben capriciös geistreiche Stücke, wie Laube den „Monaldeschi", Gutzkow „Richard Savage". Frankreich und die Julirevolution spiegelte sich in der ganzen Fassung, in dem Dialog und der Wirkung der Stücke. Gutzkow, mit feinem Ohr für die Wünsche der Allgemeinheit, brachte Iffland's und Kotzebue's Gemüthlichkeit mit ins Spiel, und so wurden Stücke wie „Zopf und Schwert", „Werner" und andere, die mit großem Beifall aufgenommen wurden. Inwieweit er sich in die auftauchenden Zeitideen mischte, weiß ich nicht; daß er ihnen aber nicht ganz fremd geblieben ist, läßt sich vermuthen. Seine neuen Dramen, die er nun schrieb, gefielen nicht sonderlich: er erfaßte daher den Roman und schrieb ein Werk in neun Bänden, die „Ritter vom Geiste", das die Zeitideen, ihre Hoffnungen, ihre künftigen Siege, ihre durch die Philisterei und den Widerspruchsgeist der Tage erzeugten Niederlagen, kurz den ganzen Umfang der Gesellschaft, wie sie sich heute gebildet

hat und noch bildet, darstellt. Das demokratische Element war hier in bunte Papiere gewickelt und als Bonbons dargeboten. Ein neues Werk, über das er jetzt brütet, der „Zauberer von Rom", soll nach der emphatischen Vorrede die Zwistigkeiten der Kirche behandeln und das große „Für" und „Wider" der religiösen Partei, die die Einheit Deutschlands nun bereits seit drei Jahrhunderten zerrissen, enthalten. Von diesem zweiten kolossalen Roman sind jetzt (Ende 1859) erst fünf Theile erschienen. Sie versprechen dem Leser, der mehr sucht als romanhaftes Interesse, Spiel der Phantasie, und anmuthsvollen Wechsel poetischer Fictionen, der die poetische Literatur dicht an die Werke der Philosophie und Geschichte gestellt wissen will, viel Unterhaltung und Belehrung. Für den Leser der Romane sind einige starke Reizmittel ausgestreut, die aber wenig geordnet sind und von dem speculativen Geiste des Buchs überragt werden.

Man mag nun sagen über diese enorme Thätigkeit was man will, eingestehen muß man, daß sie consequent ist und daß sie nie ihr Ziel und ihren Inhalt wechselt. Es ist von der ersten Zeile an, die Gutzkow geschrieben hat, bis zu der letzten, die in diesen Tagen seiner Feder entquillt, immer derselbe Mann, dieselbe Richtung, dieselbe Ausdauer und

dasselbe Streben. Wenn wir von seinen selbst sich empfehlenden Worten absehen, die fast jeder Ausgabe seiner Bücher voranschreiten, so bleibt immer noch Lobes genug übrig. Wir sehen diesen Mann nie seine Meinung wechseln, die ein gesunder Fortschritt auf geistigem Felde ist. Wir sehen ihn nie in der Literatur zum Lobe irgendeiner hochstehenden Persönlichkeit abweichen, er folgt nie der Anreizung, die ihm gegeben wird, wenn sie nicht mit seinem eigenen Willen und Zwecke übereinstimmt. Es mag sein, daß die Höfe und die Aristokraten heutzutage nichts für die Literatur thun, es mag sein, daß sehr wenig Vortheil dabei zu finden ist, wenn man ihnen folgt; dennoch gibt es immer, auch noch heute, Wege und Mittel, wie man eines freien Mannes Leben umgarnt, und zu seinem Willen umformt. Gutzkow ist, abgesondert von seinen Freunden, die damals das Junge Deutschland bildeten, seinen Weg allein für sich gegangen. Allein! Darunter verstehen wir, keine Anregung von oben hat ihn verleitet; Anregungen von der Literatur selbst hat er in Masse an sich herangezogen. Während sich die fürstlichen Theater ihm schließen, öffnen sich die Volkstheater, so wie wir sie haben, seinen Stücken. Die gebildete Mittelklasse, die die Journale liest, greift nach seinen Romanen,

die der Adel und die Höfe zurückweisen. Er ist der Mann, der trotz des Adels, trotz der Höfe, seinen Weg macht. Aber welche Mühe hat es ihm gekostet, welche Unzahl von Schriften hat er gehäuft, um dahin zu gelangen, wo er jetzt steht. Seine äußere Erscheinung hat etwas Kaltes, Zurückstoßendes, wozu noch kommt, daß, weil er nicht gut sieht, das Auge jeder Offenheit, jedes warmen Ausdrucks von Wohlwollen und Freundlichkeit entbehrt.

Neben der berücksichtswerthen Stellung Gutzkow's, neben dem verdienstvollen Streben so manches Autors vermißt der Freund der Literatur doch die Innigkeit und das warme, liebevolle Verhältniß des Publikums zu seinen Schriftstellern, wie es in frühern Tagen, ehe diese unseligen Zerwürfnisse sich dazwischenlegten, stattfanden. Der eine Theil läßt sie zu sehr empfinden die Rolle, die sie beim Parteikampfe gespielt haben und noch spielen, der andere mischt zu viel Gleichgültigkeit in die Zeichen seines Wohlwollens, sodaß diese ihre Wirkung einbüßen. Die allgemeine Liebe, mit der Goethe in seiner Jugendzeit aufgenommen wurde, der Enthusiasmus, der Schiller entgegentrat, die Liebe, mit der Jean Paul gehätschelt wurde, die Ehrfurcht, die man Klopstock bewies, die herzliche Neigung, die Gellert einflößte —

alles dieses fehlt. Es ist schwer in einer Zeit wirksam zu sein, die so bar ist alles Enthusiasmus. Es ist unmöglich zu bestimmen, was das Publikum jetzt in Wärme bringt. Die dramatische Kunst hat ihre Blüte gehabt und welkt, die lyrische und epische ist zum politischen Liedchen hinabgesunken. Die Schriftsteller greifen ins Blaue hinein nach Stoffen, keiner beschäftigt, keiner interessirt auf die Dauer. Den Literaturen unserer Nachbarvölker geht es ebenso. Es ist als müßte irgendetwas geschehen, was die Menschen wieder zu den Büchern treibt.

2.

Ich kehre zurück zu dem Faden meiner Erzählung. Von Wien zurückgekehrt, nahm ich in Berlin meinen erneuten Wohnsitz, mir die Personen und Dinge ansehend, wie sie nach Einführung der äußern Ruhe geworden. Ich merkte an allem eine große Veränderung. Die siegreiche Reaction war überall sichtbar. Wieder füllten elegante Equipagen die Straßen, wieder tönte der Lärm der vornehmen Welt durch die Vorsäle und Gemächer der Prinzen und der Minister, wieder sah man Soldatenmassen auf Paraden und Plätzen. Es fehlte aber viel, daß dieses so war, wie es früher sich gestaltet hatte. Es fehlte das feste Vertrauen, die naive Sicherheit, der man sich früher überlassen, und überall glaubte man versteckten Feinden zu begegnen. Die Zusammenkünfte wurden lästig, die Gesellschaften über allen Begriff hinaus steif und monoton; die Hoffeste hatten gänzlich aufgehört. Der König, sich in Sanssouci aufhaltend, kam erst nach

einer langen Pause nach Berlin, und verließ es bald wieder. In dieser Zeit war es günstig, die bewundernswerthen Leistungen der Mademoiselle Rachel zu sehen, die wie ein Ableiter wirkte, um die Gemüther zu beruhigen, den verhaßten Streit der Meinungen auf das friedliche Gebiet der Kunst hinüberzuleiten. Feind und Freund begegneten sich hier in gleicher Anerkennung, in gleicher Bewunderung, oder, wenn ein Zwist entstand, war er anderer und versöhnlicher Natur.

Ich sah sie als Phädra und in einem Lustspiele, wo sie eine junge Liebende, mit französischer Koketterie ausgerüstet, uns in die alten Römerzeiten versetzte. Beide Rollen waren höchst eigenthümlich. In der Phädra gab sie die versteckte Sinnlichkeit etwas zu sehr hervorleuchtend, um einem deutschen Auge und Ohr zu behagen, in dem Lustspiele war sie jedoch unnachahmlich schön, gewandt, lieblich, bezaubernd. Noch sehe ich sie vor mir, wie sie in der Tragödie von ihrem antiken Sessel sich erhebend, in malerischer Anordnung ihrer Gewänder, und halb gelehnt auf ihre Begleiterin, sehnsüchtig dem Erscheinen ihres Stiefsohns entgegensieht. Nie war wol eine Schauspielerin so sehr bedacht auf das Aeußere als sie, nie mehr befähigt, dieses zur Wirksamkeit zu bringen. Sie war nicht

sehr hoch gewachsen, allein mit einem feingegliederten, geschmeidigen Körper versehen, der ihr in allen Intentionen auf halbem Wege entgegenkam. Sie hatte ein gewisses Zittern an sich, ein nervöses Schwanken, ein leichtes willenloses Berühren, das sie nur höchst selten anbrachte, das aber dann von großer Wirkung war. So bei der Scene, wo sie mit Hippolyte in einer vertraulicher werdenden Situation bis auf die Grenze der sinnlichen Umarmung vordrang. Es war die mit einer dünnen Rosenkette gefesselte Lüsternheit: eine einzige Armbewegung, und die Kette war gesprengt. Ihr Gesicht war nicht regelmäßig, aber es war sprechend; es ließ sich zu allem brauchen. Diese Augen „flammten" wenn es sein mußte, und dieser Mund konnte mit seinen Zuckungen die Beschauer zu jeder Empfindung hinreißen. Ihre Begleitung bestand aus Mitgliedern ihrer Familie, zum Theil aus Schauspielern dritten und vierten Ranges, folglich aus Personen, die nicht fördernd, aber auch nicht störend wirkten, gemacht um ein Bild in einen Rahmen zu fassen, wie das Publikum, das nur die Rachel suchte, es sehen wollte.

Die Umgebung der Mademoiselle Rachel hat mich auf einen Gedanken gebracht, der vielleicht geeignet sein könnte, den daniederliegenden Zuständen der heu-

tigen Bühne wieder unter die Arme zu greifen. Das feststehende Personal eines Theaters muß sich auflösen, und nur wandernde Truppen dasselbe einnehmen. Es gibt allezeit einzelne große Talente, in der unsern sind sie zwar sehr sparsam, aber sie sind immerhin vorhanden. Jetzt wähle man Stücke, wo diese Talente ihren Platz finden, und bilde diese Stücke bis in die kleinste Figur, bis in die geringste Besonderheit aus und lasse sie so über die Bühne gehen. Eine Gesellschaft gruppirt sich um die Hauptperson: diese Gesellschaft bleibt immer dieselbe, und so zieht sie denn von einem großen Theater zum andern. Dadurch entstehen zwei wesentliche Vortheile: einestheils behält die Nation ihre großen Dichterwerke immer in Erinnerung, indem sie stets wieder, in der möglichst vollendetsten Darstellung geboten werden, zweitens wird dem widerlichen Durcheinander der dramatischen Production, das heutzutage dem denkenden Zuschauer von den Bänken der Bühne treibt, ausgewichen. Man könnte noch, drittens, hinzufügen, wäre diese Manier eine vortreffliche Schule für den Künstler, der immer nur eine Rolle, aber diese auch nach allen Richtungen hin gründlich erlernte. Das Repertoire einer solchen Gesellschaft könnte immer nur etwa zehn, höchstens zwanzig Stücke sein. Eine an

dere Gesellschaft gäbe wieder zwanzig und so wären, wenn auch nur zehn solcher Gesellschaften vorhanden wären, doch immer 200 Stücke, Meisterwerke, dem deutschen Publikum sicher. Freilich müßte die ekle Sucht, immer Neues, wenn auch Schlechtes zu sehen, aufhören und die Zuschauer sich gewöhnen, ein und dasselbe Stück mehrmals zu sehen. Garderobe, Zuthaten, Coulissen — alles könnte darauf eingerichtet sein. Diese Gesellschaften müßten nach dem Namen ihrer berühmten Mitglieder heißen. So die Gesellschaft Dawison, und andere mehr. Es wäre augenscheinlich, daß die Kunst dadurch gewänne, der alltägliche, langweilige Schlendrian sich verlöre, die Faulheit der Pensionirten verschwände und jeder, an der Stelle, die ihm angewiesen wäre, sein Möglichstes thäte. Dabei käme jedes Theater dazu, einmal eine neue Zusammensetzung zu sehen, neue, ihm nicht bekannte Kräfte in einer Gesammtwirkung an sich vorübergehen zu lassen, und die großen Künstler hätten nicht, wie Musikdirectoren, immer wieder mit dem Formen und Zusammenbilden der mit ihnen Spielenden zu wirken. Bei der Rachel war diese Zusammensetzung keine glückliche, sie war nur durch das jedesmalige Bedürfniß herbeigeführt, französisch sprechende Individuen um sich zu versammeln; man

kann aber diese Idee zu etwas Einflußreichem und Schicklichem ausführen, wenn man sie auf das ganze Gebiet der Kunst überträgt. Ich bin überzeugt, daß die antike Bühne ähnlich wirkte. Wir wollen z. B. die „Maria Stuart" wählen. Die zwei Hauptrollen müssen von den ersten tragischen Künstlerinnen besetzt sein; sie müssen sich dadurch, daß sie immer dieselbe Rolle geben, so sehr in ihren Charakter einstudiren, daß dem Zuschauer kein gewöhnliches Theaterbild, sondern eine historische Erscheinung entgegentritt, bis in das kleinste Detail durchgeführt, in Costüm, Nebensachen, in allem und jedem dem Bilde getreu, das der Dichter von ihnen entworfen. Die Nebenrollen, bis zu dem geringsten Diener hinab, sind alle Kunstwerke in ihrer Art; nichts wird verabsäumt, um dem Ganzen zum Triumph zu verhelfen. In derselben Art ist „Torquato Tasso" denkbar, „Egmont" u. s. w. Die Schauspielkunst könnte nie verwildern, denn sie hätte stets einen gewissen Kern an diesen Musterstücken. Dadurch könnte auch erreicht werden, was der Wirkung auf dem Theater stets so hinderlich ist, die Aufhebung der Monotonie in gewissen Rollen, wo immer das bestimmte Rollenfach, die zärtlichen Aeltern, die geschwätzigen Vertrauten, immer dieselben charakterlosen Mienen und Gesten zeigen, die an die

Routine in diesen Fächern mahnen, die der Natur und deren Nachahmung schnurgerade entgegen sind. Die Vertraute der Königin Maria, die im Lustspiel wie im Trauerspiel die Vertrautenrolle spielt, trägt auch in diesem Falle dieselben Mienen, dieselben charakterlosen Gesichtszüge, dieselbe Art der Rede vor, während die Amme der Königin, wird das Stück nach dem vorgeschlagenen Muster gegeben, eine ganz besondere und eigenthümliche Erscheinung wird, mit nichts zusammenzustellen. Und so mit allen Charakteren.

Doch genug hiervon und zu der Rachel zurück. Es fiel auf, daß der König stets mit dem Buche in der Hand den Darstellungen folgte. Die größte Anzahl der Zuschauer ahmte ihm hierin nach, und betrog sich um den eigentlichen Genuß, der darin bestand, mit prüfender Aufmerksamkeit dem „Spiel" der lebendigen Züge unserer Künstlerin zu folgen. Das Auge, indem es an den trockenen Lettern haftete, vergaß das Leben auf der Bühne, und die Hauptsache ging verloren. Nur um zu prüfen, ob sie kein Wort weglasse, gab man die ganze Erscheinung hin. Die Rede der Rachel war nicht ebenmäßig, sie ging über ganze Stellen flüchtig hin, und sprach ganze Passagen im Gesellschaftston, trocken, flüchtig, um dann zu einem tragischen Sturme auszuholen, der

seine losgelassenen Wellen maßlos über das Parterre dahinjagte. Dieser Sturm war überwältigend. Ihrem Zorne konnte niemand widerstehen, ihrer schmeichelnden Bitte verschloß sich kein Ohr, ihrem flüsternden Drohen, dem Glanze ihrer Augen folgte man mit Schrecken und Ergebung. Die gewöhnlichen Abgänge, für die mittelmäßige Künstlerschaft so wichtig, benutzte sie nur, um die Reihe der Effecte, die sie während ihres Spiels ausgestreut, mit rascher Hand zu einem Ganzen zu vereinigen, und abziehend mit hinten nachschleppendem Königsmantel schied sie wie eine erzürnte Muse von ihren Bewunderern. Adrienne Lecouvreur wurde gerühmt und von dieser Darstellung behauptet, daß sie in der Scene des Sterbens die Windungen und Kämpfe sehr geschickt nachgemacht und dem pathologischen Kennerblick eines Arztes selbst Genüge gethan. Auf diese Art Künstlerschaft gebe ich jedoch nichts, und gewiß hat sie ihr Streben nach Naturwahrheit zu weit geführt. Wo die Hand des Todes an das Kunstwerk rührt, hört es auf Kunstwerk zu sein und erliegt den Bedingungen der Materie, die ihr Werk für sich, und wenig sich kümmernd ob sie Zuschauer hat, betreibt.

In Potsdam las sie einzelne Stücke vor, mit keinem recht günstigen Erfolge. Sie entfernte sich aus

Berlin, nachdem sie sich mit der Intendanz überworfen und mit dem Publikum, das sie nicht beifallspendend genug fand, entzweit hatte. Ihrem Geize war das Geschenk des Königs, das er ihr überreichen ließ, zu unbedeutend.

Als sie fort war, fiel alles über sie her. Man fand sie manierirt, übertrieben, man tadelte ihr Privatleben, man wußte sich tausend ärgerliche Anekdoten zu erzählen, kurz, der Charakter der großen Stadt, die von einem Extrem zum andern schwankt, zeigte sich auch hier wieder. Mir wird sie eine unvergeßliche Erscheinung bleiben. Nach langer Zeit wurde mir das Theater wieder wichtig; ich begriff, daß es darauf Figuren geben könnte, denen der Geist nie Bedeutung einblies, die sie fähig machte, eines großen Mannes Intentionen sichtbar vor die Menge zu führen. Nach ihr kam wieder die alte bekannte Gewöhnlichkeit, der geistesdürre Aufputz, das längst und immer Dagewesene, die uralte Unnatur, diese greise Spinnerin, die nie aufhört ihr Gespinst zu spinnen, wenn ihr nicht das Genie in den Weg tritt und die zahllosen Fäden mit einem Streiche zerreißt.

Die Pracht und Bauliebe des Königs machte sich bei beruhigten Zuständen wieder kund. Das Standbild Friedrich's des Großen wurde fertig, das Neue

Museum wurde ausgebaut, die Brücke vor dem Schlosse mit Marmorgruppen versehen. Es war als sollte man vergessen, was geschehen war, im Anschauen des vielen Neuen, das sich dem Auge darbot. Je ungeschmückter und ungefälliger der Zustand der Gesellschaft war, um desto mehr schmückten sich die Häuser und Plätze. Nur der Dombau stockte fortwährend, und das Campo Santo, wozu Cornelius den Carton der Gemälde fertig hatte, kam nicht zu Stande. Das Friedrichsmonument, das Rauch's Ruhm unmäßig vergrößert hat, ist meiner Ansicht nach eines der schwächsten Werke dieses Künstlers; es fehlt ihm gänzlich die edle Einfachheit, die ein solches Monument haben muß, um auf die Nachwelt zu gelangen. Schon die vorspringenden vier kleinen Pferde sind unziemlich und kleinlich. Die große Masse von Figuren stellt die Hauptgestalt zurück, das Auge wird zerstreut, statt gesammelt und auf einen Gegenstand gelenkt zu werden. Auch ist die Figur des Königs in der Uniform mit dem Königsmantel nicht dem Auge erfreulich, indem dann, wenn der Mantel genommen wurde, auch eine mehr der Phantasie anheimgegebene Kleidung hätte beibehalten werden sollen: so ist es der „alte Fritz" doch nicht, und zu einem prachtvollen Königsbilde gehört eine

idealische Kleidung. Ohne Mantel wäre es passender. Zum Mantel gehört eine Lorberkrone und fliegendes Haar.

Rauch genoß unendlicher Ehre, als das Monument fertig wurde; es wurden Toaste, öffentliche Danksagungen, Summen Goldes ihm zugewendet.

Mit den Figuren auf der Brücke beschäftigten sich jüngere Künstler. Sie wurden nach einer Zeichnung ausgeführt, die Schinkel hinterlassen und die noch das Gepräge seiner Zeit trug. Schinkel war ein ungemein talentvoller Kopf, aber in den nebeligen Ideen der Naturphilosophie befangen, daher alle seine Entwürfe etwas griechisch Nacktes, mysteriös Empfindsames an sich tragen. Ueberall ist ein Geheimniß vorhanden. Seine phantasiereichsten Compositionen sind fürs Theater. So ging in den Coulissen zur „Zauberflöte", die er erfunden und zusammengesetzt, durch den Brand des Theaters ein wahrer Schatz verloren, der durch nichts zu ersetzen ist. Solche kecke Bögen, solche wundersam schwindelnde Paläste, die im Mondschein glänzen, solche wilde, phantastische Säulenordnungen kann nur der schwärmende Sinn des Poeten erfinden. In seiner Stube eingeschlossen, bei einsamer Nachtlampe erfand er sich eine Welt, in der er sich heimisch machte, über deren

Zauber er selbst in den Stunden des ernsten Tags und der gewöhnlichen Sorge staunte. Da er die christliche Mythologie nicht liebte, dagegen ganz dem neuplatonischen Heidenthume, wie es die Naturphilosophie darbot, huldigte, gingen seine Modelle von öffentlichen Gebäuden immer geradeswegs dem christlich Ueblichen entgegen, dem alten Griechenland und dessen Standbildern und Häusern zu. So erbaute er Wachthäuser, die alten griechischen Tempeln ähnlich sahen, so schuf er in Berlin das alte Museum nach dem Muster des Parthenon, und um dessen Wände zu zieren malte er selbst eine mythische Geschichte der Entwickelung des Menschengeschlechts unter unmittelbarer Führung der Götter. Nichts kann es geben, das undeutlicher, unfaßlicher und gegen alle heutigen Gesetze der Kunst anstoßender wäre als diese mythologische Geschichte des Menschengeschlechts. Der König, voll Pietät für den Künstler und dessen Zeit, die auch die seiner glücklichen Jugend gewesen war, bestand darauf, trotz aller mahnenden Stimmen, dieses confuse Durcheinander von nackten Figuren an die Wände des Kunsttempels malen zu lassen. Sie ist noch zu sehen. Ebenso wie Schinkel das mythisch-dämonisch Geheimnißvolle, so liebte er auch das poetisch Nackte, und da waren ihm die Gruppen auf

der Schloßbrücke gerade recht, um sein Gelüste, schöne junge Männer darzustellen, an den Tag zu legen. Gegen dieses Gelüste ist nichts zu sagen. Unfehlbar läßt sich einem Volke, das die Mythologie der Griechen und Römer bis auf die letzte Figur vergessen hat, begreiflich machen, daß Minerva die Göttin des Kriegs war und daß sie die Ausbildung und Führung des jungen Kriegers übernahm. Hier war man schnell fertig: Minerva und ein Krieger sind die immer wiederkehrenden Gruppen. Zwar entsetzte sich Berlin, als die schönen jungen Bursche mit ihren weiblichen Unteroffizieren auf die Gerüste kletterten, und sich allem Volke zeigten, doch man beruhigte sich wieder; aber vor den Schinkel'schen Bildern an der Wand des Museums beruhigte man sich nicht, weil man sie nicht verstand, selbst mit dem Buche in der Hand nicht. Bilder und Figuren werden verschwinden, sobald der König seine Augen schließt, denn er war es, der beide entstehen hieß und der sie schützt.

Der Geschmack des Königs theilte sich auch den Gemächern und dem Treppenhause des Neuen Museums mit. Hier war Schinkel nicht mehr an seiner Seite, und er verfiel ins Bunte, Abenteuerliche, Prachtvolle. Ich habe bereits schon anderswo mich darüber ausgesprochen. Das Aeußere des Neuen

Museums ist viel zu prächtig und nicht zusammenstimmend mit seinem Inhalte. Um diese Räume auszufüllen, wären drei dresdener Galerien nöthig. Gleich beim Eingange war es die Idee des Königs, die berühmten Kolosse zu Montecavallo hier unter Dach und Fach zu bringen, und sie gleichsam als Schildwachen dem Eintretenden vorzusetzen. Sie sind von einer erschreckenden Höhe. Kolossale Gipsberge, die durch ihre Weiße wie durch ihre Formen das Auge blenden. Nichts Belustigenderes kann es geben als einen berliner Professor mit Brille, Kampherstöpfelchen in den Ohren und in schwarzem Frack mit weißer Halsbinde neben dem ungeheuern Schenkel des Halbgottes zu sehen, dessen Gestalt thurmhoch über ihn herüberragt. So die Welt der Kleinen gegen jene Riesengeschlechter der alten Zeit.

Geht man die Treppe hinauf, so begrüßen einen die Gemälde Kaulbach's, die allbekannt sind.

Noch als etwas Widriges, durch die Umgestaltung des riesig Großen in das zwerghaft Kleine, gilt der Theil des Museums, der die Alterthümer Aegyptens enthält. Die Welt der ägyptischen Wunder ist so unermeßlich, so formlos kolossal, als kein Bild es zu erreichen streben darf, am wenigsten vermögen es die kleinen Mauselöcher, die hier die Eingänge zu

den Pyramiden darstellen. Die Räume selbst sind wieder das Beste. Sie sind vortrefflich bemalt und die Wandgemälde geben Darstellungen der Ufer des Nil. Ein Professor hat sich die Mühe gegeben, eine schmeichelhafte Auskunft über den König im Sti der Notizen über alte ägyptischen Pharaonen über der Eingangsthür des Saals zu verfassen. Diesen Räumen gegenüber führt die Thür zu der Sammlung der altskandinavischen und altdeutschen Alterthümer. Diese Abtheilung war im Bau begriffen, als ich Berlin verließ, ich weiß also nichts darüber zu sagen. Die obern Räume enthielten die griechischen Bildwerke und das Kupferstichcabinet, das sehr reich ist. Der ganze Bau ist großartig, prachtvoll und für eine Kaiserstadt passend, was Berlin vielleicht auch einst werden wird. — Man kann sagen, der König hat kaiserlich für seine königliche Hauptstadt gesorgt.

3.

In diese Zeit fällt auch Tieck's Hinscheiden. Sein Tagewerk war vollendet; er hatte das geleistet, was ihm aufgetragen; er hatte dafür den Ruhm geerntet, der ihm beschieden. Er hatte Deutschland jene duftende Waldblume Poesie gegeben, die sich in poesieloser Zeit blühend erhob, und dem Deutschen zeigte, wie seine frühern Jahre mit Kränzen behangen waren, die zwischen den eisernen Markzeichen des Jahrhunderts gehängt, aus der Nacht stürmischer Jahrhunderte bis zu uns herabglänzten. Aber nur diese Märchenpoesie war das ihm gegebene Feld, und das Reinigen des Zeitbodens von der falsch verstandenen Philosophie des 18. Jahrhunderts war sein ihm übergebenes Arbeitsgebiet. Hier steht er mit den Gebrüdern Schlegel, mit Novalis, mit Solger und mit Schelling in einem schönen Bunde. Das Uebrige, das er sich zu leisten anmaßte, namentlich seine dramatischen Kämpfe und

Anmaßungen, seine ans Kindische grenzende Verehrung Shakspeare's und das Unzeitgemäße seiner literarischen Beurtheilungen und Ansichten — alles dieses, unfähig seinen schönen Namen zu verherrlichen, hat ihn herabgezogen und ihn unpopulär gemacht. Er selbst wußte hiervon nichts. Im Bunde mit seinen Freunden, die ihn in ähnlicher Befangenheit beschützten und umgaben, hielt er sich für seine Zeit ordnend, maßgebend, unentbehrlich. Nur das völlige Kaltwerden der Nation gegen ihn, zum Theil herbeigeführt durch die hirnlosen Absonderlichkeiten, die seine Nachahmer auf seine Kosten trieben, machte sich in den letzten Lebensjahren bemerkbar und störte seine Ruhe, die ihm der König in einem völlig sorgenlosen Leben bereitete. Der Ausbruch der Revolution fand ihn als den Tagesinteressen völlig abgestorben, als einen versteinerten Royalisten, dem nicht die leiseste Kunde gekommen war von dem, was die Nationen begehrten. Er war selbst das Waldvögelein, das hinter den Stäben seines goldenen Kerkers immer wieder die alten Lieder von Waldeinsamkeit absang. Die letzten Jahre seines Lebens verbitterte noch ein schamloses Weib, das mit Empfehlungen aus Dresden sich an ihn drängte und den alten Dichter zu allerlei Unziemlichkeiten veran-

laßte, die ein Genosse von ihm und seiner dresdener Zeit in ein poetisch fein sollendes Gewand einkleidete, wodurch die Ungebühr erst recht hervortrat. Die alte Gräfin, die mit dem Gefährten ihrer Jugend alt geworden war, saß noch immer bei ihm und hörte ihn lesen, sie, die einzige Zuhörerin. Es fehlte ihm nicht an Anerkennung, nur kam sie von einer mit ihm alt gewordenen Partei, die mit ihm über den Zeitumschwung schalt. Der König sah ihn nicht sehr häufig, und wenn er an einem Abende bestellt ward, so konnte es doch nicht zu dem Lesen kommen, wie er es liebte und forderte. Der König war zu ungeduldig. Mit dem Bleistift in der Hand, und Skizzen zu allerlei Bauwerken schaffend, saß der Fürst da und zeichnete, hier und da eine Frage an die Königin richtend, oder einen Scherz mit einer der Hofdamen oder mit einem der gegenwärtigen Cavaliere machend. Dies war eine Unterbrechung für den Vorlesenden, eine sehr unangenehme, und wenn sie mehrmals wiederholt wurde, so schwieg endlich Tieck. Eine unbehagliche Pause trat ein, die der König nicht merkte, weiter zeichnete, dann erstaunt auffuhr und fragte, weshalb nicht weiter gelesen würde. Dergleichen kam öfters vor und verleidete die Hofabende dem vorlesenden Dichter, der nach dresdener

Weise die höchste Stille und Aufmerksamkeit als den ihm zukommenden Tribut forderte.

Die Gräfin erblindete endlich völlig und starb bald nachher. Tieck's Bruder war ebenfalls unter betrübenden Umständen dahingegangen. Tieck stand allein. Eine kurze Krankheit raffte ihn endlich hinweg: Berlin nahm diesen Todesfall gleichgültig auf. Man sagte mir, daß er in den Tagen, die vor seinem Tode dahingingen, öfters religiöse Gespräche geführt. Dies erschien mir durchaus nicht unwahrscheinlich. Tieck war eine religiöse Natur, eigentlich eine mystische, hinter den Vorhang lauschende, die mit einem kecken Worte oft weiter drang in das Wesen der Dinge als alle seine theologischen und philosophischen Freunde zusammengenommen. Aber er war dunkel und nur über dieses Dunkel hinwegzukommen griff er zum Scherz, und dieser Scherz, wenn er heilige Dinge betraf, war platt und anstößig. Sein Zusammenhalten mit den Mystikern und Theosophen aller Jahrhunderte, seine Bewunderung Jakob Böhme's war ein Kennzeichen seiner innersten Natur. In einigen seiner Novellen hat er das Thema der Religion mit einer beispiellosen Kühnheit behandelt, doch immer nur bis auf eine gewisse Grenze, alsdann trat jener Scherz ein, der plötzlich alles wieder

vernichtete und anders aufbaute. Er nannte dieses Ironie, und versprach sich von der Anwendung derselben große Wirkungen. Seine Nachahmer, die den eigentlichen Bestand und Sinn derselben nicht einzusehen vermochten, schufen Gebilde, die sich selbst verwischten, und wo dem Leser nichts in der Hand blieb als ein bischen Seifenschaum von der zerplatzenden Krystallkugel.

Mit ihm und Schelling gingen die letzten Romantiker von dannen. Der König war so sehr beschäftigt und in Anspruch genommen von der Zeit, daß er dem Tode seines einst so sehr bewunderten Poeten wenig Theilnahme schenkte. Nur Humboldt, dieser Grabesbote, der nach und nach jede Berühmtheit Berlins zu Grabe geleitet, der auf dem Grabe von Steffens, Raupach's, des Bildhauers Tieck, Chamisso's geweilt hatte, ging auch mit Tieck's Leiche zur Ruhestätte. Es war ein kühler Morgen, als das Trauergeleite aufbrach und den alten Poeten des „Phantasus" zum Kirchhof brachte.

Der große Poet bringt mich auf die kleinen Dichter, deren Berlin damals mehrere hatte, und die sich in einem von dem bekannten Possenreißer Saphir gegründeten Lokal „Der Tunnel" vereinigten. Die Revolution war dazwischengetreten und hatte auch

hier zwei Lager geschaffen, die sich aber nicht sehr bemerkbar machten. Vor der Zerspaltung hatte der Liederkreis Poeten aufzuweisen wie Strachwitz, Budberg, Scherenberg, Bernhard von Lepel, Fontane und andere. Später traten noch Paul Heyse, Grimm der jüngere, ein Sohn des bekannten Sprachforschers, und Kugler hinzu. Diese sind alle jetzt mehr oder minder genannte Namen geworden: zu meiner Zeit waren es vielversprechende Anfänger. Geibel stand als vollendeter Dichter diesem jungen Anwuchs, von dem ich Kugler ausnehme, der ebenfalls, als Schwiegersohn Hitzig's und als bekannter Kunstkenner und Kunstschriftsteller seinen Weg schon gemacht hatte, zur Seite. Dieser Kreis lebte den neuen Ideen, und war mit der Zeit in lebhaftem Verkehr. Von hier aus gingen Bande in das Gefängniß Kinkel's, und dessen Epos „Otto der Schütz" fand besonders an diesem jungen Zuwachs eine begeisterte Theilnahme. Roquette und sein „Waldmeister" prosperirten hier zuerst. Der kleine, zuletzt große Kreis recensirte sich einander sehr scharf. Bei den Productionen, die vorgelesen wurden, ertönte viel öfter die spottende und zurecht weisende Stimme als die lobende. Auch dies war zeitgemäß. Die alten Dichter des Mittwochskreises hatten sich gelobt, die

jungen Meister im Tunnel mußten demnach sich tadeln. Das weichliche Element sollte völlig abgeschieden werden, und ein junger Mann, der dem Vaterlande sich erzog, mußte das Herbe des Tadels, wenn er von Genossen und Mitstreitern kam, willig hinnehmen. Zu gleicher Zeit beschäftigte man sich, die alten Namen todt zu schlagen. Pietät herrschte nicht. Durch ein paar meiner jüngern Freunde sollte ich in diesem Kreise eingeführt werden, allein es kam nicht dazu. Vielleicht wäre ich auch übel weggekommen und hätte für manche Schriftstellersünde zu büßen gehabt, die ich nach dem Urtheil dieser Aristarche mir aufgebürdet. Das Beste ist in solchen Fällen, man geht sich aus dem Wege. Das Gute an diesen Kräften hatte ich an ihren Büchern, die nach und nach sich ins Publikum drängten. Den Grafen Strachwitz hatte ich persönlich kennen und lieben gelernt, es war eine durchweg wahre und kräftige Natur, der mit einer gewissen Keckheit und Ritterlichkeit den Vers handhabte, sodaß er unter seinen Händen lebte und Wunden schlug; nicht so Herr von Budberg, der empfindelnd und unverständlich süßlich sich kümmerlich dahinwand, mehr von Uebersetzungen als von eigenen Gedanken lebend. Sie beide sind dahin.

In dem Varnhagen'schen Kreise, von dessen Nichte

sehr bevorzugt, zeigte sich ein junger schweigsamer Dichter, der Bände von Romanen schrieb, dabei aber kein Wort sprach, und von den Frauen sehr interessant gefunden wurde; es war der sogenannte „grüne Heinrich", ein Herr Keller, den ich nicht persönlich kennen gelernt, dessen Bücher, die an Jean Paul erinnern, ich schätze. Ueberhaupt, wie ich bereits erwähnte, hatte Varnhagen es an sich, junge literarische Kräfte an sich zu ziehen, sie, wenn sie seine Richtung einhielten, zu begünstigen, und seine geistvolle Nichte unterstützte ihn darin aufs beste. So sah er einige Zeit bei sich im Hause: die Declamatrice Fräulein Schmidt, den Schriftsteller Max Ring, den obengenannten Keller, die Schriftstellerin Schlichtkrull, sowie er in frühern Tagen die Frau Mundt bei sich gesehen hatte.

Herr Wagener, der Chefredacteur der Neuen Preußischen Zeitung, mit dem ich noch in einiger Verbindung war, ließ mich eines Tags zu einer kleinen Versammlung Herren invitiren, die darüber debattirten, ein neues Blatt zu gründen, das heftweise monatlich erscheinen und nach Art der pariser und londoner Revuen eingerichtet und über allerlei Politik, Wissenschaft, schöne Künste berichten sollte. Das Fach des Romans ward mir zugetheilt. Da ich das

Vorhaben der Zeitschrift lobenswerth fand und geeignet gute Früchte zu bringen, da übrigens die Bedingungen sehr vortheilhaft waren, so zögerte ich nicht, meinen Beitritt zu erklären. Die Versammlung ging auseinander, nachdem die nothwendigsten Punkte festgesetzt waren. Ich fing an, mein Pensum zu bearbeiten. Mittlerweile wurde es still; ich hörte nichts von der neuen Zeitschrift. Ich glaubte nicht anders als daß Herr Wagener, den ich persönlich schätze und der sich immer in bester Weise gegen mich benommen, das Redactionsamt übernehmen würde, ich richtete daher ein fertiges Manuscriptheft an ihn, erhielt es zurück mit der Bitte, mich an den Redacteur, den Grafen — zu wenden. Mein Manuscript wandert zu ihm hin und nach Ablauf einiger Zeit erhalte ich's zurück mit dem Ansuchen, ganze Passagen daraus zu streichen und anders zu setzen. Ich erwiderte, daß ich dazu mich nicht verstehen könnte. Darauf erhalte ich von dem Herrn einen sonderbaren Brief, in welchem er erklärt: er wäre Redacteur und nach seinem Urtheil und Behagen müßten sich alle Beiträge richten. Wenn ihm etwas zugesendet würde, das ihm nicht gefiele, so würfe er es fort und schriebe es selbst von neuem. Diese spaßhafte Notiz, die an jenen Mann erinnert, der

dem Schiffer, dem kostbare Statuen übergeben wurden, zuruft: wenn irgendetwas zu Schaden kommt oder auf der Reise verunglückt, so ersetzest du es, indem du es neu machst, bewirkte, daß ich mich hierüber ärgerte und meine Arbeit zurückzog. Es war auch schon einer gefunden, der meine Stelle besetzte und einen höchst patriotischen, der Zeitung wohlgefälligen Roman zu Stande brachte. Ich sah ein, daß es darauf abgesehen war, daß dieser Herr und seine Genossen, dem ich aus irgendeinem Grund nicht gefiel, mich beseitigen wollten. Sie hatten gewonnenes Spiel; ich trat von dem ganzen Unternehmen zurück, und nur zu bedauern hatte ich die Zeit, die ich im Correspondiren hingeopfert. Ich erkannte daran, wie die Partei, der ich früher mich zugezählt und der ich Dienste geleistet, diese zu vergüten gewohnt ist.

Durch meine Bekanntschaft mit dem Hofbuchhändler Decker entstand eine Sammlung meiner kleinen Novellen, die früher das „Morgenblatt" gegeben, und die ich jetzt unter dem Titel „Nachtlampe" erscheinen ließ, zugleich einen Roman „Das stille Haus", den ich einer Sage dankte, die mir den ersten Stoff dazu gab und die ich dem Leser mittheilen will, da sie kurz ist.

Das öde Haus.

Wenn man von Berlin nach Schöneberg geht, bevor man die Karlsbäder erreicht, stand noch vor wenigen Jahren in einem der Seitengäßchen ein Haus von besonderer Bauart. Es war offenbar entstanden zu einer Zeit, wo es noch keine Gesetze über den regelmäßigen Bau einer Straße gab, vielleicht gab es in diesem Theile der Stadt überhaupt keine Häuser, die sich in Straßen zusammenfanden, und nur einzeln baute jemand, dem gerade die Gegend gefiel, seinen Wohnplatz gerade dorthin, wo es ihm behagte. Das Haus, von dem wir hier sprechen, war ursprünglich zweistöckig, besaß einen geräumigen Hof und die Fenster, deren es drei an jeder Seite hatte, waren ein jedes mit einem Balcon versehen. Dieses wäre eben nicht auffallend gewesen; das Besondere war jedoch, daß zu jedem Fenster sich auch eine Thür fand, das Haus also nicht weniger als zwölf Eingänge hatte. Die meisten derselben waren nur scheinbar und waren nie zu öffnen, von denen jedoch, die im Gebrauch waren, machte immer eine zur Zeit ihre Dienste, nur wußte man nie, welche es war; denn der Hausherr liebte es, die Leute, die ihn besuchten, zu täuschen über den Ort, wo er sich

gerade befand. An jeder dieser Thüren war eine Klingel angebracht, ein Fußbret um sich die Füße zu reinigen und ein kleines Regendach zum Schutz gegen das Wetter. War man so glücklich, die eigentliche Thür zu finden, die sich aber durch nichts von den übrigen auszeichnete, so stand man vor einer Treppe, die ein Drittel des Hauses einnahm, mit so verschwenderischer Ausdehnung war sie angelegt. Sie leitete unten nach den Zimmern, die gewöhnlich für die galten, die der Hausherr bewohnte, für gewiß konnte man dieses jedoch nicht behaupten, denn öfters fand man ihn in den obern Zimmern, dann unter dem Dache des Hauses in einem Mansardenstübchen, zuweilen sogar unter der Treppe in einem kleinen, niedern und dunkeln Gemache, das er zu seiner Bequemlichkeit und für die Arbeiten, mit denen er sich beschäftigte, eingerichtet hatte. Als ich das Haus sah, waren ein Theil seiner Thüren verschwunden, es befand sich eingeklemmt zwischen zwei Nachbargebäuden, und durch nichts war es bemerkbar als durch die Oede und Verlassenheit, die es von innen und von außen umgab. Es weilte nie lange ein Miether darinnen, weil es im Rufe stand, daß es darin spuke. Das alterthümliche Haus sah seltsam und unheimlich genug aus: es blickte in die

kleine Gasse wie ein altersschwacher Mann, blödsinnig und verlassen und des nahen Todes gewärtig. Die Balcone an jedem Fenster zeigten ihre morsche Einfassung und ihre seltsamen Eisenfiguren von Rost überzogen nur mühsam in ihren Fugen hängend. Auf den Tritt wagte sich niemand hinaus, weil man fürchtete, er könne unter einem zusammenbrechen. In dem Innern des Hauses, denn bis dahin drang ich, waren noch Spuren der großen Treppe, allein ebenfalls wüste und leer; sie wurde nicht mehr gebraucht; eine kleine Stiege war seitwärts angebracht, auf der man den obern Stock erreichte, dessen Stuben noch vermiethet wurden, wenn sich jemand fand, der sie miethen wollte. Die große Treppe hatte einen Theil ihrer Stufen, nebst Schutt und Steinen hinab in das Gemach gesendet, das ehemals bewohnt wurde und von dem ich gesprochen habe als wie von dem Arbeitszimmer des Hausherrn. Durch diesen Einsturz war das Cabinet verschüttet worden. Die untere Etage mit ihren baufälligen Räumen diente einem Gärtner zur Aufbewahrung seiner überwinternden Gewächse, zu Blumentischen und Gartenbänken, die hier aufgestapelt lagen. Der Vorplatz vor dem Hause bewahrte noch einen verkrüppelten Baum, früher hatten rund um das Haus Bäume

gestanden; dieser eine übrig gebliebene mit seinen verkümmerten und verdorrten Aesten trug das Seinige zu dem Abenteuerlichen und Verödeten des Hauses bei.

In den letzten Regierungsjahren Friedrich's des Großen bewohnte dieses Haus ein gewisser Herr Pierre, ein Franzose von Geburt, der mit der Anzahl seiner Landsleute, die auf des Königs Aufforderung ins Land kamen, mit eingewandert war. Er war ein vielfach geschickter Mann, wußte mit edeln Steinen umzugehen, verstand sich auf deren Schleifung; nebenbei fertigte er mechanische Arbeiten und spielte mehrere Instrumente. Er war ein Mann nahe an funfzig, groß und hager gewachsen und trug eine kleine schwarze, anliegende Perrüke und kleidete sich aschgrau: Rock und Beinkleid von einer Sorte Halbsammt, das sehr dauerhaft war und schon so manches Jahr auf dem Leibe des Herrn Pierre gesessen haben mochte. Er war unverheirathet. Bald nach seiner Niederlassung nahm er einen alten Diener an, der trefflich zu ihm paßte, den er ebenfalls in Grau kleidete, und Herr und Diener sah man selten miteinander sprechen; sie schienen sich durch Zeichen zu verständigen. Die Umgegend, d. h. die wenigen Leute niedern Standes, die um ihn wohnten, nannten ihn einfach Herr Peter, und wenn Herr Peter den Abend

seine Vorhänge geschlossen hatte, so trat am Morgen darauf sicherlich schlechtes Wetter ein, dies war eine so sichere Regel, daß selbst Bauern von den nahe liegenden Landgütern nach den Fenstern des Herrn Peter zu sehen pflegten, wenn sie Plane auf das gute Wetter des nächsten Tages bauten. Dieses war aber nicht allein eins von den Wunderwerken Peter's. Er zog in seinem kleinen Garten, den er selbst bebaute, eine Gattung Kürbisse, die so groß geriethen, wie man sie nie in dieser Gegend gesehen hatte, und dabei wohlschmeckend wie Wassermelonen. Alsdann heilte er den Bauern böse Geschwüre durch bloßes Handauflegen und machte Lahme gesund durch einige Schnitte einer Frucht, die er auf das leidende Bein legte, und von der man nie erfuhr, wie die Frucht heiße und wo sie herzubekommen sei. Man nannte sie den Petersapfel, obgleich man nicht wußte, ob es ein Apfel oder eine Gurke war; genug es war etwas, das wie eine Frucht aussah.

Diese Dienstleistungen, die er seinen Nebenmenschen zukommen ließ, wurden allesammt mit einer gewissen Geheimnißkrämerei ausgeübt, die da bewirken sollte, daß Peter nicht überlaufen wurde von allerlei Gesindel, das da vorgab krank zu sein, um unter diesem Vorwand in die streng verschlossene Behau-

sung des Arztes zu bringen. Nur an den drei ersten Tagen des Vollmonds in jedem Monat erschien Herr Pierre auf dem mittelsten Balcon seines Hauses und übersah sich die Anzahl der Hülfsbedürftigen und ließ auf ihre Anforderungen durch seinen Diener ihnen die Mittel zukommen, die er zu ihrer Genesung für dienlich hielt. Dieses dauerte so lange, als die Aerzte es duldeten, die gegen Peter's Curen revoltirten und den Zulauf, der zu ihm geschah, so sehr zu mindern wußten, daß zuletzt nur sehr wenige sich einstellten, und diese schlichen in den Vollmondsnächten leise aus den Gebüschen hervor, um von den aufgestellten Wachtposten der Polizei nicht bemerkt zu werden. Peter schien dieses Abnehmen seiner Praxis sehr gelegen. Sehr viele behaupteten, er habe selbst die Aerzte gegen sich aufgeregt, um gegen den Andrang Ruhe zu finden.

Indessen gab dieser Umstand Gelegenheit, daß der König von Herrn Pierre's Aufenthalt in seiner Residenz Kenntniß nahm. Er beschied ihn zu sich, und von der ersten Stunde, die er mit ihm verplauderte, schloß er den seltsamen Mann so sehr in seine Gunst, daß er ihm nicht allein erlaubte, öfters zu ihm zu kommen, sondern ihm auch Steine anvertraute, die er reinigen oder denen er eine Fassung geben sollte,

wie der König sie begehrte. Stets wurde die Arbeit rasch und zu der Zufriedenheit des Herrn vollendet.

Durch die Arbeiten, die er für den König machte, wuchs Herrn Pierre's Wohlstand zusehends und er konnte sich jetzt ein Haus kaufen und nach seinem Geschmack und seinen Bedürfnissen ausbauen. Dies geschah. Er errichtete sich nicht weit von seinem vorigen Aufenthalte das wunderliche Gebäude, das wir beschrieben haben. Um eine Stube zu haben, die sich nicht sogleich dem Beschauer des Hauses kund gab, schlug er die breite Treppe herüber; unter dieser Treppe befand sich das Cabinet, in welchem ein Schmelzofen und allerlei Apparate zu chemischen Arbeiten, auch die kleine Werkstätte befindlich war, an welcher er seine Goldsachen arbeitete, seine Steine schliff und sonst noch allerlei Geheimnißvolles trieb. In dieses Cabinet, welches scheinbar keinen Eingang hatte, gelangte man, wenn man ein paar Stufen der Treppe emporhob und so hindurchkroch. Eine ähnliche versteckte Kammer befand sich oben unter dem Dache. Als das Haus fertig war, ritten, fuhren und gingen sehr viel Menschen hin es zu sehen; als sie ihrer Neugierde genuggethan, ließen sie das Haus und ihren Besitzer unangefochten. Es hieß, es wohne darin ein Franzose des Königs, und dies

war genug um Respect zu verbreiten und den Mann in Ruhe zu lassen.

Nicht so die Bauern und das Landvolk. Unter diesen hatte es sich verbreitet, daß der Fremde ein Tausendkünstler sei, daß er Umgang mit gestorbenen Menschen habe, ja sogar, daß ein solches Phantom bei ihm wohne, mit ihm zu Tische sitze und seine Abende durch schauerliche Gespräche und Erzählungen von unglaublichen Dingen kürze. Es lebten einige, die da gesehen haben wollten, wie Herr Peter sich seinen Gast vom Kirchhof holte: es war eine schauerliche Novembernacht, es fiel Regen und Schnee vom Himmel und am Himmel stand ein bleicher Mond, der nur gerade so viel hinter den Wolken vorsah, als nöthig war, Peter die Leuchte zu halten auf seinem Wege vom Gottesacker nach Hause. Er führte die mitgenommene Gestalt vorsichtig unter seinem weiten Mantel und machte absichtlich kleine Schritte, damit das Weibsbild, denn ein solches war es nach allen Vermuthungen der dabei Betheiligten, mit ihm fortkönne. Ein anderer Theil der Zeugen behauptete, die Gefährtin Peter's sei ein lebendes Weib, das ihm nachgekommen sei aus Frankreich und jetzt bei ihm unter strengem Verschlusse lebe. Gesehen hatte sie niemand.

Wegen dieser Dinge, die man nicht erklären konnte, hieß Peter der Zauberer und sein Haus, war es von Anfang an nicht auf großen Zuspruch eingerichtet, wurde immermehr verlassen, je weiter diese Andeutungen und Erklärungen sich im Volke erstreckten.

So standen die Sachen, als plötzlich ein Befehl des Königs die Behörden veranlaßte, sich um Pierre's Umstände unter der Hand zu kümmern. Der Zusammenhang war dieser.

Der König besaß eine Tabatière, eingefaßt in Diamanten von einem etwas grauen Schimmer. Er hegte den Wunsch, diese Steine, die ihm ohne diesen gräulichen Schein sehr werthvoll erschienen, von diesem Makel zu befreien. Er sprach darüber mit Herrn Peter. Dieser versicherte ihn, der graue Schimmer sei zu beseitigen, und auf Befehl des Königs nahm er die Dose zu sich. Nach Verlauf eines Monats brachte er die Dose zurück mit Steinen, wie sie nicht besser und heller zu wünschen waren. Der König erfreut, zahlt ihm den bedungenen Lohn. Der Juwelier des Königs, der die Dose sah, schüttelte den Kopf, und auf Befragen des Herrn gestand er, daß es ihm vorkäme, die Diamanten seien keine, sondern ein besonders schöner Bergkrystall, wie er in den

schlesischen Gebirgen zu finden sei. Der König lachte darüber und versicherte, er werde doch seine Steine kennen; es seien dieselben, die Pierre mitgenommen. Hierauf schwieg der Juwelier und die Sache kam nicht wieder zur Sprache. Mochte es nun sein, daß der König bei wiederholter Prüfung dennoch ein Mistrauen gegen die Steine faßte, mochte es aus einem andern Grunde geschehen, kurz, er gab einem Polizeiofficianten Auftrag, den Mann zu beobachten. Doch fügte er der Ordre hinzu, daß dieses mit großer Vorsicht zu bewerkstelligen sei, indem er nichts gegen den Fremden habe, daß er ihn im Gegentheil für einen ehrlichen Mann halte, daß er nur wünsche, einiges über sein Leben und Treiben zu erfahren, da ihm mancherlei zu Ohren gekommen sei, was ihn neugierig mache.

Dieses der Auftrag des Königs. Der, dem er ihn gab, konnte in gewisser Beziehung nicht schlimmer gewählt werden. Nicht daß Herr von der Haue, so hieß der Polizeirath, irgendwie im Eifer und in dem Wunsche, dem Könige zu gefallen, es fehlen ließ, sondern vielmehr darin, daß er in dem Verlangen ihn zu erfüllen, ohne es zu wissen und zu wollen, die Decke von dem Geheimniß lüftete. „Sei Er vorsichtig", hatte der König gesagt, und Herr von der Haue

befolgte diesen Befehl, indem er sich in Civilkleider warf und sich in der Nähe des Hauses, dessen Bewohner er beobachten sollte, niederließ. Dies war jedoch nicht so leicht. Wir haben schon bemerkt, daß das seltsame Gebäude vereinzelt auf dem Felde stand, daß damals noch keines der Häuser sich daranreihte, die sich jetzt dort befinden, und daß nichts in der Nähe war als eine kleine Branntweinschenke, ungefähr einige dreißig Schritte vom Hause entfernt. In diese Schenke kehrten die niedern Zollbeamten von der nahen Zollinie ein, reisende Handwerksburschen und sonstiges herumziehendes Volk. In dieser Gesellschaft konnte ein Mann von Stande sich unmöglich sehen lassen; Herr von der Haue nahm also einen Anzug an, ähnlich dem eines auf den Märkten herumreisenden kleinen Krämers, und schloß mit dem Wirthe der Kneipe einen Freundschaftsbund. „Ich werde öfters hierher kommen", hatte er zu dem Manne gesagt, „weil ich von hier aus einen Transport Trödelwaaren erwarte, den mir mein Genosse zuträgt." Der Wirth war hiermit zufrieden; besonders da der fremde Krämer guten Wein trank und jedesmal einen kräftigen Imbiß dazu genoß. Es wurden nun Fragen nach dem Besitzer des Hauses gegenüber angestellt. Die Gäste der Schenke erzählten dem zuhorchenden Gaste

mancherlei. Alle schwatzten durcheinander und es kamen die seltsamsten Märchen auf das Tapet. Da hieß es, daß öfters nachts um die zwölfte Stunde zu allen zwölf Thüren mit einem male ein und derselbe Mann ins Haus schritte, daß zu Zeiten alle Fenster des Hauses erleuchtet seien, daß Musik darin erschalle und es dort einen Ball gebe. Klas Richards, ein kecker Zollbeamter, hatte sich einmal den Spaß gemacht und auf einer Leiter in eins der Fenster hineingeblickt durch einen Spalt des Vorhangs, und da habe er gesehen, wie teuflische Gespenster sich nach einer vom Hausbesitzer gespielten Fiedel herumdrehten. Zufälligerweise habe er ein Geräusch gemacht, indem er mit dem Aermel gegen das Fenster geschlagen, da sei alles plötzlich finster gewesen und todt. Der, der ihm hälfe bei seinen Arbeiten, sei der Teufel in eigener Person, der immer in jedem Monat einmal komme und die Nacht dort zubringe.

Herr von der Haue war, obgleich im Dienste der Polizei, doch keineswegs frei von den Ansichten und Meinungen seiner abergläubischen Landsleute. Er hörte diese Dinge, und in der traulichen Plauderstube der Schenke kamen sie ihm nicht unwahrscheinlich vor. Er kannte jedoch den strengen Wahrheitssinn

seines Königs und getraute sich nicht, mit diesen Nachrichten ihm zu kommen, wenn er sie nicht näher geprüft hatte. Er verabredete also mit Klas Richards einen Abend, wo wieder eine unheimliche Beleuchtung des einsamen Hauses stattfand, um mit ihm vereint einen Entdeckungsausflug zu unternehmen. Es war eine finstere Nacht, dabei stürmisch und recht geeignet zu unheimlichen Dingen. Die Leiter war angelegt, um vom Boden aus in das obere Stockwerk hineinzuschauen. Nach einer kräftigen Labung, die aus einem tüchtigen Schluck aus der Flasche bestand, schlichen sich die beiden Männer auf ihren Standpunkt, und dort angelangt, lugten sie einer nach dem andern in die helle Stube hinein. Was sie hier erschauten, war für den Rath hinlänglich, um seinen Bericht an den König abzustatten.

„Nun was hat Er erfahren?" fragte ihn dieser ziemlich barsch.

„O, Sire, schreckliche Dinge."

„Inwiefern?"

„Der Herr Pierre lebt mit einer Frau zusammen, die —"

„Die seine Frau ist!" fiel ihm der König in die Rede.

„Der Teufel allein weiß was sie ist!" stöhnte der

Rath und sah besorgt um sich. „Ich habe Greuel erschaut, die unaussprechbar sind."

„Die sich aber doch wol werden aussprechen lassen", bemerkte der König.

Herr von der Haue erzählte jetzt umständlich, wie er durchs Fenster bemerkt habe, daß Herr Pierre am Tische gesessen und vor sich ein Weibsbild gehabt, mit dem er gesprochen. Plötzlich sei er aufgesprungen, habe die Frau niedergeworfen, ihr das Kleid geöffnet und mit einer langen spitzigen Nadel ihr ins Herz gestochen. Dieses könne auch Klas Richards bezeugen, der es mitangesehen, dem er aber das Versprechen abgenommen, kein Wort von dem zu sagen, was er erschaut.

„Und weiter?". fragte der König.

Alsdann sei Herr Pierre mit dem meuchlings ermordeten Weibsbilde, das entsetzlich über seine Schulter hinweggehangen, ins Cabinet geeilt, wo sie ihn weiter nicht haben sehen können.

Der König schwieg still, öffnete seine Dose, nahm eine Prise und sagte dann: „Dies sind Narrenspossen."

Der Rath schwor Stein und Bein zusammen, daß es die lautere Wahrheit sei, die er berichtet. Der König sagte nach einer Weile: „Er muß genauer

prüfen; ins Haus zu bringen suchen: aber alles mit Vorsicht! Stelle Er sich als wenn Er ein fremder Juwelier wäre, suche Er ihn vertraulich zu machen, und spähe Er nach, wen er im Hause findet."

„Das wird schwer gehen, Ew. Majestät!" bemerkte der Rath.

„Einem Polizeimann ist nichts unmöglich", rief der König. „Er sieht, er hört alles, was andere Menschenkinder nicht hören und nicht sehen. Nur hüte Er sich, mir Lügen aufzubinden! Besonders trachte Er sein Laboratorium zu erschauen: Ihr könnt ihm auch sagen, daß Ihr gehört habt, er bekäme Aufträge von mir, bei welcher Gelegenheit Ihr auf mich schimpfen könnt, auf meinen Geiz, auf meine Rechthaberei; was Euch gerade einfällt. Dadurch macht Ihr ihn gesprächig und löst seine Zunge. In acht Tagen bringt Ihr mir die Antwort."

Schwitzend vor Angst und nicht wenig entsetzt über die Aufträge, die er erhalten, sich in Person in das Haus des Mörders zu begeben, verließ Haue den Palast, und am nächsten Tage befand er sich wieder in der bekannten Schenke. Es waren wieder die alten Kunden da, und das Gespräch kam von neuem auf den fremden Wundermann. Der Wirth nahte sich dem Herrn von der Haue und fragte: „Ihr

habt ja neulich durchs Fenster gesehen, was habt Ihr bemerkt, mein Herr?"

„Nichts — gar nichts!" erwiderte der Rath und machte dazu ein gleichgültiges Gesicht, indem er verstohlen Klas Richards zuwinkte. Ihr werdet mich aber verbinden, wenn Ihr mir sagt, wenn ich am besten dem fremden Herrn meinen Besuch abstatten kann."

„Wie, Ihr wollt in die Herberge des Teufels Euch begeben?"

„Laßt das meine Sorge sein."

„Nun mir kann es gleich sein!" erwiderte der Wirth achselzuckend. „Wenn er nicht beim Könige ist, denn man sagt, daß er für denselben arbeite, so ist er zu Hause. Aber er nimmt keine Besuche an. Noch nie hat man jemand in das Haus gehen sehen."

„So werde ich der erste sein!" meinte der Rath. „Durch welche Thür geht man hinein?"

„Das ist schwer zu sagen. Durch die dritte von der Ecke her hab ich den Briefträger eingehen sehen, als er neulich einen Brief erhielt. Der Arzt geht jedoch durch die erste Thür."

„Er hat also einen Arzt!" rief der Rath nun wieder beruhigt.

„Freilich hat er den. Er hat Personen bei sich, die ärztliche Hülfe bedürfen."

„Sicherlich!“ brummte der Rath zwischen den Zähnen. „Wenn man Frauen bei sich hat, denen man spitzige Nadeln in die Brust stößt.“

„Sein alter Diener war noch vorige Woche krank, da kam der Arzt alle Tage einmal“, bemerkte der Wirth. „Aber er bleibt nur immer wenige Augenblicke und entfernt sich immer rasch wieder.“

„Ich lasse mich eher in Kochstücke zerhacken!“ rief einer der Gäste, „ehe ich mich entschließen könnte in das Haus einzudringen. Es ist nur unbegreiflich von unserm Herrn, daß er sich das fremde, abenteuerliche Gesindel so auf den Hals ladet. Wozu hat er nur diesen Strauchdieb?“

„Es ist darüber allerlei zu sagen!“ bemerkte ein dicker, untersetzter Mann am Ende der Tafel. „Es gibt Leute, die da behaupten —“

„Was behaupten?“ fragte der Rath.

„Nichts!“ rief der Wirth. „Ihr werdet mir in meiner Schenke doch nicht die Spürnasen der Polizei einführen, die ohnedies in jede Schüssel hineinriechen.“

Der Rath versteckte unwillkürlich seine Nase.

Endlich sagte einer der Gäste: „Es hat niemand den Arzt von der Frau sprechen hören, die dort in dem Hause wohnt, und die doch wahrscheinlich auch manchesmal krank sein wird.“

Der Wirth entgegnete: „Das ist sehr natürlich, meine Herren, weil der Arzt überhaupt nicht spricht. Er hat den ältesten, eigensinnigsten und tückischsten Gesellen aufgetrieben, der nur zu finden war. Für ihn könnte der Teufel im Hause sein, er würde nach wie vor hineingehen, und kein Wort käme über seine Lippen. Ja, es gibt solche Aerzte. Da sie für den Tod arbeiten, so sind sie schweigend wie er."

„Uebrigens die Frau" — hub einer der Gäste an.

„Mit der ist's nicht richtig" — erwiderte ein anderer.

„Ei wie so das?" fragte der Rath.

„Sie nimmt kein Medicament!" war die Antwort. „Sie lebt nicht, sie stirbt nicht, sie ist überhaupt kein Mensch!"

„Was ist sie denn?" fragte der Polizeimann entsetzt. „Wie kann man mit jemand zusammenwohnen, mit ihm an einem Tische sitzen, mit ihm Noth und Freude theilen, und doch kein Mensch sein! Ich begreife das nicht."

Die Stimme, mit der der Rath diese trostlose und unergründlich geheimnißvolle Frage stellte, hatte so etwas Niederbeugendes für die Umgebung, daß eine allgemeine Stille eintrat. Es traten Gäste ein und die Unterredung kam auf andere Gegenstände.

Herr von der Haue entschloß sich zu dem Herrn Pierre zu gehen; er wählte dazu den letzten, ihm übrig bleibenden Tag; den darauffolgenden mußte er dem König Bericht abstatten. Der Wille desselben war ausdrücklich, daß er allein in das Haus dringen sollte. Ein ganz verwünschter Auftrag! Und die Mittagsstunde, denn das war doch die geeignetste, um mit unheimlichen Dingen und Menschen zusammenzutreffen, sah ihn an der Thür, durch die der Briefträger einzugehen pflegte, und zwar drang er mit demselben zugleich hinein, gleichsam unter dessen Schutz.

Der alte Diener, nachdem er den Briefträger abgefertigt, fragte nach seinem Namen und nach seinem Begehr. „Sage Er Seinem Herrn", brachte Herr von der Haue mühsam hervor, „ich sei ein Goldarbeiter aus Antwerpen und wollte mit dem Herrn sprechen."

Nach einer Weile öffnete sich die Thür, und er stand vor Herrn Pierre, der ihn freundlich bat einzutreten. Der Polizeimann hatte sich seine Rolle einstudirt, er hatte aber fast alles wieder vergessen, als er in dem Zimmer stand, wo die Greuelthat geschehen. Furchtsam und scheu sah er sich um. Das Auge des Herrn Pierre ruhte fest und sicher auf ihm. „Sie sind ein Goldschmied, mein Herr, ich

freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen. Unzweifelhaft haben Sie weite Reisen gemacht und kommen jetzt auch unsere Stadt zu besehen und zu prüfen, was sie in unserm Fache leistet. Da haben Sie sich an den Unrechten gewandt. Ich treibe die edle Goldarbeiterkunst nur als Dilettant, und bin durchaus kein Mann, wie Sie ihn suchen. Es gibt hier sehr bedeutende Künstler in dem Fache, da ist zum Beispiel —"

„Vergeben Sie", fiel ihm der Gast in die Rede, „es ist mir gesagt worden, daß Sie bedeutende Bestellungen für den König übernommen, und auch zu seiner Zufriedenheit ausgeführt haben."

„Kleinigkeiten!" entgegnete Herr Pierre. „Mehr Spielereien als eigentliche Arbeiten. Aber wenn Sie sie sehen wollen, sie stehen Ihnen zu Diensten: ich behalte von jedem Stücke, das ich abliefere, immer ein kleines Modell in Wachs. Wollen Sie sich in jenes Zimmer begeben, ich hole die Schlüssel zu meinem Laboratorium."

Er entfernte sich, und Herr von der Haue befand sich allein in dem Gemache, das er sich auch durch das Fenster von außen angesehen. Dort stand das Sofa, dort der Tisch — es war alles in Richtigkeit. Der Polizeirath glaubte noch Blutspuren auf

dem Fußboden zu betrachten. Eilig entschloß er sich das Gemach zu verlassen, er ging auf das Zimmer zu, das ihm bezeichnet worden, öffnete die Thür und — sah sich selbst, in seiner Polizeiuniform, wie er an den Hof ging, vor sich stehen. Die Gestalt starrte ihn an mit weitaufgerissenen todten Augen.

Der Rath sprang entsetzt zurück, schloß die Thür wieder und taumelte auf das Sofa.

Nach einer Weile erschien Herr Pierre wieder und ersuchte den Gast ihm zu folgen; allein keine Gewalt der Erde hätte den Rath vermocht, durch jenes Cabinet zu gehen, wo er sich selbst Wache stehend wußte. Leichenblaß und stammelnd wand er sich auf dem Sofa und machte nur zur Erwiderung auf die Aufforderung eine unverständliche Pantomime nach der Thür zu.

„Ist Ihnen nicht wohl?" fragte der Herr des Hauses.

„Daß ich nicht wüßte", entgegnete der Gast. „Es hat mich nur ein leichter Schwindel befallen, der bald vorübergehen wird."

„So kommen Sie denn!" rief der Herr Pierre und schloß das Gemach auf. Die Gestalt war verschwunden. Er schritt voran und Herr von der Haue folgte zitternd, indem er vor sich hinmurmelte: „Das

bedeutet meinen Tod. Sicherlich! das bedeutet meinen Tod. O wäre ich nie in dieses verwünschte Haus getreten."

Sie begaben sich über ein paar Stufen, die abwärts führten, in eine Kammer, die ihr Licht vom Hofe aus empfing, wo eine Anzahl Schränke standen, angefüllt mit Kostbarkeiten und Modellen. Herr Pierre schloß einen Schrank nach dem andern auf, zeigte und erklärte dessen Inhalt. Der Rath sah alles mit einem halben Blicke an, und bezeigte seine Zufriedenheit.

„Der König ist ein eigensinniger Herr!" hub der Hausherr an, „man muß sich mit ihm in Acht nehmen. Oft drückt er seine Zufriedenheit dem Arbeiter gegenüber aus, und zugleich gibt er den Befehl ihn näher zu prüfen und zu sondiren, wie einen Spitzbuben."

„Das ist wahr, abscheulich eigensinnig!" bemerkte der Rath. „Und herrische Befehle kann er geben, das ist zum Entsetzen. Er kümmert sich nicht, ob einer Familienvater ist, ob er Pflichten für die Seinigen hat, er hetzt ihn, wenn es ihm so ansteht, in Gefahr und Tod." Dabei wischte sich der arme Mann den Schweiß von der Stirn und sah fortwährend hinter sich, als lausche dort ein Gespenst.

„Wo kennen Sie ihn so genau?" fragte Herr Pierre

anscheinend verwundert. „Haben Sie mit ihm zu thun gehabt?“

„Kleinigkeiten“, stammelte der Rath. „Alsdann, man hört so vieles über ihn.“

Herr Pierre zeigte noch mancherlei; da er aber bemerkte, daß sein Gast fortwährend an Zerstreuung litt und auf nichts achtete, so kürzte er den Besuch ab, und dieser war froh, als sich die Thür hinter ihm schloß und er mit heiler Haut auf der Straße stand.

Er fand für gut, von der Erscheinung, die er gehabt, dem Könige nichts mitzutheilen, da er nur dessen Spott zu hören erwarten durfte.

„Hat Er die Oefen betrachtet?“ fragte der König, nachdem die Beschreibung des Hauses beendet war.

„Die Oefen, Ew. Majestät?“

„Nun ja, die Schmelzöfen, wie sind sie construirt. Wie ist die Feuereffe angebracht?“

„Meiner Treu, die Oefen sehen aus wie gewöhnliche Oefen!“ sagte stotternd der Gefragte. „Ach, Ew. Majestät, wenn man so etwas zu sehen bekommt, wie ich gesehen habe, so läßt man Oefen Oefen sein.“

„Also wieder Gespenster“, sagte der König.

„Und welche, Sire! Ich habe mich selbst gesehen!“

wehklagte der Rath. „Von jetzt an weiß ich, daß ich nur noch drei Tage zu leben haben werde. Ich bitte Ew. Majestät auf das inständigste, auf meine arme Familie ein gnädiges Auge zu werfen, wenn ich nicht mehr sein werde."

„Wir müssen dem Spuk ein Ende machen!" rief der König. „Nehm' Er sich drei handfeste Leute mit, und arretire Er den Monsieur, und zwar noch heute. Schaff' Er ihn in einen Wagen und bringe Er ihn in das Zimmer, gegenüber der Wache. Dort will ich ihn selbst sprechen. Aber, versteht Er, mit höchster Vorsicht muß alles geschehen."

„Ach, ich möchte bitten, benamten Auftrag jemand anders zu übertragen", bat der Rath, „sintemal meine Zeit um ist."

„Wer sagt Ihm das? Ich zähle auf Seine Dienste, und Er wird gehen um nach meinem Willen zu thun. Ich erwarte Ihn heute Abend."

Der unglückliche Polizeirath, fest überzeugt, der König beabsichtige seinen Tod, schwankte zwischen Ungehorsam, Flucht und treuer Pflichterfüllung. Sein Trost war, daß es ihm vergönnt war, bei der schwierigen Expedition drei Gehülfen mitzunehmen, und zwar handfeste Gesellen, auf die man sich im Nothfalle verlassen konnte. Aber was bedeutete menschliche

Stärke gegen die Macht der Geister? Konnte nicht gerade bei dieser halsbrechenden Unternehmung das Vorzeichen seines Todes sich wahr machen, und er die heutige Nacht nicht mehr erleben?

Er begab sich nach Hause, nahm von seiner Familie Abschied, indem er angab, vom Könige einen Auftrag bekommen zu haben, der ihn mit einem gefährlichen Spitzbuben zusammenführte, bei welchem heftiger Widerstand zu befürchten sei. Dann begab er sich in sein Studirzimmer, setzte dort seinen letzten Willen auf, und gegen zehn Uhr abends war er bereit, sich der Gefahr in den Rachen zu stürzen. Vorher hatte er in der Schenke beobachtet, ob der Gewisse zu Hause sei. Er entdeckte in der großen Stube Licht, und wenn man genau hinsah, konnte man den Kopf des Mannes sehen, der dasaß und schrieb.

Herr von der Haue theilte jetzt, da die Sache einen officiellen Charakter angenommen hatte, dem Wirth der Schenke seinen Stand und sein Unternehmen, den Fremden zu arretiren, mit. Allgemeines Entsetzen theilte sich dem Wirthe und den paar Besuchern mit, die gerade in dem Hause gegenwärtig waren. Die drei Helfer hatten sich in der Stube an den Ofen gesetzt: man erwartete den Schlag

der Uhr, die eben drei Viertel schlagen sollte. Im Hofe der Schenke stand der Wagen bereit.

Unverändert blickte das Licht aus dem Fenster.

Jetzt schlug die Uhr und die drei Männer, hinter ihnen der Rath, traten in die dunkle Nacht hinaus und bewegten sich auf das Haus zu. Klas Richards hatte sich der Expedition angeschlossen. Diese fünf Männer stellten sich an der Thür auf, durch die Herr von der Haue schon einmal eingelassen worden war. Mit dem Ziehen der Klingel läuteten alle zwölf Glocken mit einem male. Die Thür öffnete sich, ohne daß jemand bemerkbar wurde. Die fünf Männer gaben sich Zeichen des Einverständnisses. Es wurde nach dem Lichte gesehen: es befand sich noch immer auf dem alten Platze. Jetzt galt es, wer zuerst eintreten sollte. Die Männer wollten dem Rathe die Ehre lassen, dieser aber befahl dem stärksten und muthigsten seiner Begleiter die Treppe hinaufzugehen. Dies geschah. Oben auf dem Vorplatze angelangt, stellten sich alle vier in Ordnung auf und erwarteten nun die weitern Befehle. Jetzt mußte der Polizeirath sich entschließen voranzugehen. Die Thür langsam öffnend, gab er seinen Nachfolgern einen geheimen Wink, sogleich bei der Hand zu sein, wenn etwas vorfiele.

Im Zimmer sah er den Franzosen beim Licht an einem Tischchen sitzen und schreiben, und zwar befand er sich bereits im Nachtcostüm. Eine Schlafmütze deckte das Haupt, ein weiter Schlafrock die Glieder. Er saß gebückt, die Feder in der Hand. Durch das leise Oeffnen der Thür wurde er nicht aufgestört. Ein leises, dann stärkeres Husten blieb ebenfalls unbeachtet.

„So geht doch vor, Herr Polizeirath", flüsterte einer der Officianten; „verhaftet ihn; Ihr seht, er sitzt ja ruhig da."

„Stille!" gebot der Beamte.

Die ganze Gruppe rückte nun näher heran.

„Im Namen Sr. Majestät" — hub der Rath an — „kommen wir" — immer noch dieselbe Ruhe und Stille. — „Seltsam!"

Draußen, unter dem Hause versammelten sich der Wirth und seine Gäste. Etwas Entscheidendes mußte geschehen. „Werft ihm einen Mantel über und dann rasch mit ihm in den Wagen", bemerkte der Officiant. „So ist's recht!" rief sein Nebenmann; und ohne den Befehl ihres Obern abzuwarten, wurde ein mitgenommener Mantel dem Schreibenden rasch um Arme und Beine gewickelt, zwei Männer erfaßten ihn, und so schnell als man bei

der halbdunkeln Treppe vorwärts kam, ging es mit dem Gefangenen hinab und man warf ihn mehr, als daß man ihn setzte in den Wagen. Zwei Mann setzten sich mit ihm in den Wagen auf den Vorsitz. Der Rath, dem das Herz gewaltig klopfte, nahm auf dem Kutscherſitze Platz, und so ging es rasch vorwärts. Willenlos, schien es, duldete der Gefangene alles, was man mit ihm vornahm.

„Hat er gesprochen? hat er etwas gesagt?“ fragte flüsternd der Rath die beiden Männer, die mit ihm im Wagen saßen.

„Nichts!“ entgegneten diese. „Es war uns als hörten wir ihn seufzen.“

„Seltsam!“ bemerkte der Fragende. „Sprechen Sie ihn an! Fragen Sie, ob er ein Glas Wasser will.“

„Er schüttelt den Kopf!“ klang ebenso leise die Antwort.

„Wer weiß, worüber er brütet!“ klagte der geplagte Beamte. „Nie in meinem Leben übernehme ich wieder solche Aufträge. Ich gebe meinen Abschied noch heute ein.“

Unterdessen war der Wagen mit dem Gefangenen in dem Schlosse angelangt. Das Zimmer war bereit zu dem Empfange. Man hob den Mann heraus,

da er nicht selbst aussteigen wollte, und noch in den Mantel gewickelt, setzte man ihn hin, um dem Könige dessen Ankunft zu melden. Herr von der Haue begab sich zum Monarchen, der sich in seinem Schreibzimmer befand. Als man ihn gemeldet, wurde er eingelassen. Friedrich befand sich mit jemand im Zimmer, der etwas für ihn ordnete und an einem Tische stand, sodaß der Schatten auf ihn fiel.

„Nun, was bringt Er?" fragte der König.

„Sire, den Gefangenen"; antwortete der Gefragte mit gedämpfter Stimme, denn er wußte nicht, ob der Zeuge es auch hören dürfte. „Eine schreckliche Arbeit das! Wir haben ihn gefesselt durch einen Ueberwurf, und ihn so hierher gebracht. Unten in der Stube sitzt er eingeschlossen. Was soll mit ihm werden?"

Indem richtete sich der Mann am Tische in die Höhe, trat in den Lichtschein und richtete seine Blicke auf den Rath. Dieser fuhr zurück und suchte sich an einem Stuhle zu halten.

„Alle guten Geister" — stammelte der Entsetzte.

„Er sieht, der Gefangene ist schon da!" rief der König und zeigte auf den Herrn Pierre, der in seiner Stellung verharrte.

„Alsdann sind Sie doppelt, mein Herr! denn unten sitzen Sie ebenfalls!“ rief der Geängstete. „Der Teufel wird mit Ihnen fertig, ich kann es nicht!“ Bestürzt über diese unehrerbietige Aeußerung machte er vor dem Könige eine stumme Verbeugung.

„Nun so seh' Er nach, wen Er unten eingefangen hat!“ rief der König lachend. Man schaute nach, es war eine täuschend ähnlich gearbeitete Wachspuppe. „Ich sehe wohl“, hub der König wieder an, „in der Polizei kann ich Ihn nicht brauchen, ich befördere Ihn zum Rath in einem neuen Collegium, und lege Ihm 100 Thaler zu seinem Gehalte zu. Das ist für den gehabten Schrecken. Nun wird Er sich wol die andern Figuren, die Er beim Herrn Pierre gesehen hat, zu erklären wissen.“

„Bis auf meine eigene Gestalt!“ entgegnete unter den erfreulichsten Danksagungen der Beschenkte. „Wie wußte der Herr Pierre“ —

„Das kann ich erklären, wenn Ew. Majestät erlauben“, hub dieser an. „Herr von der Haue ließ sich in meiner Nachbarschaft nieder, ich sah ihn öfters mit dem Wirthe der Schenke verkehren. Es war eben nicht schwer herauszubekommen, wer der Herr eigentlich war, und ich nahm mir vor, ihn

durch einen kleinen Schreck, den ich ihm einjagte, zu bestrafen."

„Gut", rief der König. „Die Wachsbüste, die Sie von diesem Herrn gemacht, kaufe ich, und damit ist die Sache zu Ende."

„O, Ew. Majestät; allzu schmeichelhaft für Dero getreuesten Knecht!" murmelte sich bis auf die Erde niederbeugend der gewesene Polizeibeamte.

Der Vorfall mit der Wachsfigur wurde in der Stadt bekannt und ergötzte auf Kosten des Herrn Polizeirath nicht wenig. Es bewirkte auch, daß die abenteuerlichen Gerüchte die von dem öden Hause herumliefen, sich verloren. Herr Pierre, der Herr Peter, wie ihn die Berliner nannten, blieb nach wie vor bei dem König in Gnaden, von dem man nicht gewiß wußte, inwieweit er in der Mystification des schlauen Fremden selbst verflochten war. Es ließ sich annehmen, daß Herr Pierre ihn später selbst in Kenntniß setzte, als die Dinge eine ernsthafte Gestalt annahmen, und daß er sich selbst dem Könige stellte, als er wußte, daß die Besuche des Polizeimanns auf dessen Befehl geschahen.

Wie verändert hat sich die Welt! Die Zeiten sind längst dahin, wo solche Geschichten vorfielen und so lustig endigten.

Nach dem Tode des Herrn Pierre und dem des Königs fing man an die Straße zu bauen, und da kam das Gespensterhaus in diejenige Lage, in der man es noch vor wenigen Jahren sehen konnte und die ich am Anfange der Geschichte beschrieben.

4.

Mein Landsmann Jégor von Sievers kam nach Berlin und suchte mich auf. Er wurde mir durch Herrn von Varnhagen bekannt gemacht, und gehörte fortan unserm Cirkel, der sich bei Fräulein S— zusammenfand. Sehr viele Vorzüge vereinigten sich in ihm, worunter nicht der kleinste seine Anspruchlosigkeit und Bescheidenheit war, da er wohl das Recht hatte, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Als ein junger Mann hatte er es bei seiner ersten Reise nach Deutschland vorgezogen, statt nach Paris zu gehen, wie es seine Landsleute gewöhnlich thun, seine Geldmittel dazu anzuwenden, unbekannten und wenig besuchten Gegenden einen wissenschaftlichen und ernsten Besuch abzustatten. Er ging nach Centralamerika, und von dort war es, wo er eben jetzt heimkehrte. Ein Bändchen Gedichte, „Palmen und Birken" betitelt, zeigte ihn als einen berufenen Jünger der Kunst. Sie enthielten schöne Sachen, wobei

Form und Inhalt gleichzeitig ausgebildet sich zeigten. Von seiner Reise, die mit mancherlei Unbequemlichkeiten verknüpft war, brachte er uns Skizzen, die vielfach Anregung und Beifall verbreiteten, nur schade, daß sie über ein Land sich darboten, das so wenig, wenigstens für mich, bekannte und gewohnte Dinge berührte, und ich nichts weniger habe vertragen können, als von völlig fremden Zuständen zu hören. Wenn man mir nicht ein Fremdes mit einem Bekannten verknüpft zeigt, sodaß ich mit Hülfe des Bekannten das Fremde fasse und in mir aufnehme, so nützt mir eine bloße Aufzählung und Benennung des völlig Unbekannten wenig. Meine Aufmerksamkeit erschlaffte daher bald bei den fremden Bäumen, Gebirgen, Thierforten, die ich zu hören bekam, und ich hielt mich an die wohlbekannten Gegenstände, die den Inhalt der Gedichte des jungen Reisenden ausmachten. In mir steckte kein Entdecker, kein mit Gefahren nach fremdem Pol Ausfahrender, ich hatte nie eine Sehnsucht empfunden, in unwirthbare Gegenden zu eilen, ich suchte die Stoffe, die mir nöthig waren, um meine Phantasie zu befruchten und mein Denkvermögen zu nähren, in der Nähe. Paris, London, Rom schienen mir in jeder Beziehung beherzigenswerthere Zielpunkte für eine Reise als

die Küsten fremder Welttheile; nöthigenfalls konnte ich mich auch in eine Stadt zurückziehen, die ich unausgesetzt bewohnte und die ich nach allen Seiten hin ausbeutete. Nur durfte diese Stadt nicht zu klein sein. Dies hatte in Weimar mich stets gestört während der vielen Jahre, die ich dort wohnte; Berlin war mir gerade umfangreich genug. Einsam unter Menschen, das ist mein Wahlspruch. Ein noch so poetisches Leben mit der Natur zusammen, wo ich nichts als diese sähe, wäre für mich nicht geschaffen. Ich würde das schönste Panorama fliehen und mich in einer volkreichen Stadt einmiethen, wo ich stets eine wechselnde Bewegung vor mir herziehen sähe, ohne mit ihr in Berührung zu kommen, wenigstens nur so viel, als ich selbst dazu Lust empfände. Ich gebe zu, daß dies nicht sehr kosmopolitisch gedacht ist, daß der Mensch, vorzüglich der Mensch der Eisenbahnen, viel mehr Vielseitigkeit und Kenntniß der Welt und Menschen erstrebt durch Herumziehen als der bequeme Beobachter an einer Stelle. Aber früher, wo die Mittel zu reisen sehr sparsam waren, wie war es da? Gezwungen waren die Leute, sich in die Tiefe einzubohren, da die Ausbreitung auf die Fläche ihnen beschränkt war, und dies waren doch die Zeiten, wo ein Luther, ein Albrecht Dürer,

ein Newton entstanden. Die Stille und das Nicht-reisen müssen also wol auch ihre Verdienste haben; daran halte ich mich, wenn ich fortwährend den Zug der Eisenbahnen über die Erde hinfliegen sehe. Wenn also Herr von Sievers von den Wundern des Palmenlandes sprach, hörte ich unaufmerksam zu, wenn er aber von dem Birkenlande sprach, erwachten in mir alte Erinnerungen. Das Land der Birken, es war ja auch mein Vaterland! Der schlanke, zierliche Baum, mit seinem weißen Stamme, mit seiner Krone lichtheller Blätter, wie oft hatte ich ihn bei uns geschaut, wie manchesmal aus seinem Innern jenen moussirenden Champagnerschaum getrunken, den man in jenen Gegenden ihm zu entlocken versteht. Und nun die lieben Ortschaften, die Einsamkeit der Wiesen und Triften, die mäßig verstreuten Dörfer und dann das Landgut des Besitzers, das mit seinen Gärten und Nebengebäuden in der Stille der Kornfelder prangte. Wie glücklich war ich in einem jener Landschlösser gewesen, die ihre alterthümlichen Namen noch aus grauer Vorzeit herschreiben; wie friedlich war meine Jugend dort vergangen, welch ein heiteres Dasein hatte sich dort mir bereitet! Ich sah im Geiste die Stube wieder, wo ich als achtjähriger Knabe von meiner ältesten Schwester begrüßt

wurde, von ihr die liebevollste, freundlichste Aufnahme fand, wenn mich der Wagen Sonnabends zu Mittag von der ein paar Stunden entfernten Pension zu ihr brachte, um den Sonntag dort zu verleben. Sie bewohnte mit meinem Schwager das alterthümliche Haus mit seinen vielen Zimmern, Sälen und Stuben, und jedes Plätzchen war mir bekannt und vertraut. Mit meiner jüngsten Schwester durchzog ich den weitläufigen Garten, wir verloren uns in das benachbarte Gehölz, und da war es, wo die Birke mir in meiner frühesten Erinnerung immer als der Heimatsbaum genannt wurde, den ich mit einer gewissen Achtung anschaute, ihn später versuchte zu skizziren, als ich des Griffels kundig war, und der mir noch viel später, als ich ihn in Deutschland unter andern Bäumen im Park zu Weimar wiedersah, stets eine mit Wehmuth gemischte Freude bereitete. In dem Wäldchen, wohin ich meine jüngste Schwester begleitete, und das Birkenwäldchen genannt wurde, weiß ich noch, brachten wir manchen heißen Augustnachmittag zu, wo wir hinausgeschickt wurden, um die Schwester nicht zu stören, die ihre Nachmittagsruhe hielt. Es führte uns dorthin ein Diener unsers Vaters, Ado mit Namen, der eine sehr einflußreiche und denkwürdige Person in meiner

Jugenderinnerung spielt; denn aus seinem Munde hörte ich so manche seltsame Geschichte, die mir später wieder zu Sinn gekommen ist. Obgleich ursprünglich ein Bauer, der auf dem Gute erzogen war, hatte Ado doch eine Art Bildung durch seine vielen Reisen mit seinem Herrn sich erworben, die ihn befähigten, eine bessere Rolle in der menschlichen Gesellschaft zu spielen, als sie gewöhnlich Leuten seines Schlages zufällt. Er wurde von meinem Vater öfters nach Petersburg mitgenommen, reiste auch wol einmal gelegentlich nach Moskau, kleine Fahrten nach Pernau, Hapsal und im Lande herum ungerechnet. Wenn wir Kinder in das Exil im Birkenwäldchen hingewiesen wurden, ging Ado mit, wenn er gerade auf dem Gute gegenwärtig war, und im Grase liegend oder auf einem abgehauenen Stamm sitzend, theilte er uns, die wir ihn mit Begierde anhörten, bald dieses, bald jenes mit.

Aber wohin reißt mich die Erinnerung an Herrn von Sievers' „Birken"! Ich vergesse ganz, daß ich in Berlin bin und daß ich von Herrn von Sievers zu sprechen habe. Doch er ist selbst daran schuld. Er beabsichtigte, eine Nachricht von den in Esthland, Livland und Kurland lebenden und gelebt habenden Dichtern zu geben, und aus diesem Grunde ging er

mich an, ihm Notizen aus meinem frühern Leben, und Gedichte zu geben, die ich etwa aus jenen Tagen aufgehoben. Ich erwiderte ihm lachend, daß ich ihm nicht mehr als sechs Trauerspiele geben könne, die ich alle verfaßt hatte, als ich noch als Vierzehnjähriger das Gymnasium zu Dorpat besuchte. Er fragte nach Gedichten, und ich suchte ein Convolut alter Papiere durch und nahm einige Blätter heraus, die er, zu nachsichtig und allzu wohlwollend für mich, für seine Sammlung passend fand. Ich erinnerte mich dabei an Ado's Erzählungen, und besonders fand ich in meiner Phantasie ein Märchen zusammen, das ich von ihm hörte, als aus dem Munde des Volks kommend. Später, als ich gedachte ein Bändchen solcher Märchen und Sagen herauszugeben, arbeitete ich dieses Stück ganz besonders aus. Ich kann mich nicht enthalten, es hier dem Leser mitzutheilen, der daraus sehen mag, wie mich in meiner Heimat russische Stoffe und Geschichten interessirten. Eine Neigung, die sich freilich später bis auf wenige Ausnahmen, ganz verlor.

Das wilde Mädchen.

Ein Märchen.

„Anna Petrowna, wir müssen unsere Tochter erziehen lassen, und wir thun am besten, wir geben sie in eine Kronsanstalt, damit sie gebildet werde."

„So ist auch meine Meinung, Iwan Kalugisch!"

„Wo ist unsere Tochter, Anna Petrowna?"

„Gott weiß es wo sie ist."

„Wie, Gott weiß es? Weißt du es nicht?"

„Soll eine arme kranke Frau alles wissen? Sechs Tage irrt unsere Tochter im Walde umher, und man weiß nicht, wo sie ist."

„So muß man sie einfangen. Ich werde Leute schicken, die dieses besorgen."

Und er rief seine Diener; die mußten das ganze Gehege umstellen, wie bei einem Wildjagen, und endlich nach vielem Suchen fand man Anna Iwanowna, wie sie unter einer Schlehdornhecke saß und Holzbirnen aß. Sie war so wild, daß sie nach denen biß, die sie anfassen wollten. Aber man fing sie dennoch, und an Händen und Füßen gefesselt wurde sie in die Hauptstadt gebracht, wo die „Erziehungsanstalt für junge Fräulein" sich befand. Der Vater hatte ihr einen Sack voll Geld mitgegeben, und die

Mutter einen gelben Rock und sechs ganz neue Hemden.

Die Oberin der Erziehungsanstalt stand gerade auf der Treppe ihres Hauses, als man Annuschka heranbrachte.

„Was bringt ihr mir da?" fragte sie. „Ist's ein Kalb oder ein junges Fohlen?" Denn das Mädchen hatte sich im Heu versteckt, und wenn sie den Kopf hob, so fielen ihre langen Haare über ihr Antlitz, sodaß man nicht unterscheiden konnte, welcher Art das Geschöpf war, das im Wagen sich befand.

„Frau", entgegnete einer der Leute, „wir bringen Euch unser Landfräulein, mit Namen Iwanowna Kalugisch. Sie ist gerade in ihr sechzehntes Jahr getreten, untadelhaft an Gliedern, nur ein bischen wild."

„Das wird sich geben", sagte die Oberin, „bringt sie nur her!" Die Oberin nahm den Geldsack und die Annuschka in Empfang und die Leute kehrten mit dem leeren Wagen heim.

Jetzt ging man daran, das Mädchen zu „bilden". Zuerst wurde sie sechs Tage lang in eine dunkle Kammer gethan, woselbst sie nicht gerade stehen konnte, und wo sie nur sehr wenig Nahrung erhielt.

Als sie aus der dunkeln Kammer entlassen wurde, sagte sie: „Nun will ich erst wild sein! Gebt Acht, was ich jetzt für Streiche machen werde!“

Und sie kehrte im ganzen Hause das Unterste zum Obersten; was rechts stehen sollte, stellte sie links, und was auf den Beinen stehen sollte, stellte sie auf den Kopf.

„Unser Kind will die Ruthe haben!“ rief die Oberin, „man gebe sie ihr.“

Und es kamen zwei starke Männer herein, die banden das Mädchen an Händen und Füßen und gaben ihr 50 Ruthenschläge. Als das Mädchen diese empfangen hatte, sprach sie: „Nun will ich erst recht wild sein! Ihr sollt sehen, welche Streiche ich jetzt ausführe.“

Und sie nahm ein Nest voll junger Katzen, legte es der Oberin heimlich in die Haube, und als diese am Morgen die Haube aufsetzte, liefen ihr die jungen Katzen übers Gesicht und zerkratzten die arme Frau ganz jämmerlich. Dies war aber nicht genug; als sich die Frau ins Bette legen wollte, hatte das Mädchen die eine Hälfte des Bettuchs mit feinen Dornen bestreut, die andere Hälfte mit Salz. Die Oberin legte sich zuerst auf die Dornen, und als sie sich rasch umwenden wollte, gerieth sie mit ihrem

zerfleischten Körper aufs Salz und schrie nun so arg, daß das ganze Haus zusammenlief und die Feuerglocke läutete.

„Man gebe unserm Kinde 150 Ruthenschläge und schließe es 14 Tage lang krumm!“ rief die Oberin.

Als Annuschka die Strafe überstanden hatte, rief sie: „Nun will ich erst recht wild sein, und ihr sollt sehen, was ich jetzt für Streiche ausführe!“ Und sie legte Feuer an und setzte die ganze Kronserziehungsanstalt in Brand. Mit genauer Noth retteten die Oberin und die Fräulein ihr Leben, indem sie barfuß über Feld liefen. Nach diesem letzten Streiche ließ sich das Mädchen nicht weiter sehen. Sie nahm ihre sechs Hemden und ihren gelben Rock und wanderte aus. „Auf diese Weise zwingt man mich nicht!“ sagte sie.

Das Mädchen befand sich jetzt auf offener Landstraße. Sie setzte sich unter einen Baum, und da sie an nichts zu denken hatte und auch für nichts zu sorgen, so schlummerte sie ein. Unterdessen wurde es Nacht, und der Mond und die Sterne schienen.

„Was meinst du?“ sagte der Mond zu einem Sterne, „was aus unserer Anna Iwanowna Kalugisch werden wird.“

„Nichts Gutes, sicherlich!“ antwortete der Stern. „Da sitzt sie nun, und weiß nicht wohin! Zu ihren Aeltern darf sie nicht zurück, denn es ist im ganzen Lande bereits bekannt, daß sie die Kronserziehungsanstalt angezündet hat, und daß durch ihre Schuld die Oberin sechzig Tage und sechzig Nächte krank daniederliegen muß.“

Der Mond erwiderte hierauf: „Das ist stark!“

Annuschka hörte dies Gespräch, lachte laut auf und rief: „Kümmert euch nur nicht um mich! Ich werde schon mein Unterkommen finden, Lumpengesindel ihr!“

Der Mond und die Sterne, die sich so schimpfen hörten, schwiegen ergrimmt still und das Mädchen legte sich auf die andere Seite und schlief ruhig weiter.

Da kam des Weges daher eine alte Frau; die verlor einen ihrer Schuhe, der in dem tiefen Sande der Straße stecken geblieben. Da sie halb blind war, konnte sie den Schuh nicht wiederfinden, so lange sie auch danach herumtastete. Endlich wurde von ihrem vielen Seufzen und Klagen das Mädchen wach. Sie richtete sich auf und erblickte die Alte, wie sie im weichen Sande suchte und wühlte. Sie rief: „Die Alte sucht ihren Schuh; sie sieht nicht

und kann also lange suchen. Ich will hingehen und ihr helfen. Alten Leuten muß man Hülfe leisten!" Und sie ging hin, fand den Schuh und legte ihn der Alten an den Fuß.

„Wie heißt du?" fragte die Alte.

„Ich heiße so wie das Messer heißt, das keine Klinge hat und keinen Griff."

„Das heißt man gar nicht", rief die Alte, „denn das ist nichts."

„So bin ich auch nichts", sagte das Mädchen, „und jetzt geht Euerer Wege, es ist genug geplaudert."

„Hast du so große Geschäfte?"

„Ich gehöre zu einer großen Diebesbande, und muß dem lieben Herrgott heute noch einen ganzen Tag stehlen", erwiderte das Mädchen. „Sagt, wie fange ich's nur recht klug an, daß er nichts merkt? denn ich will den ganzen Tag mit Sonne, Mond und Sternen in den Sack stecken; da soll auch kein Flecken übrig bleiben. Gelt, das ist ein Stück Arbeit!"

„Ich will dir etwas sagen!" hub die Alte wieder an. „Ich sehe schon, du bist ein armes Dirnlein, das da ausgeht zu suchen, wo es etwas findet. Nun, paß auf! Kommst du einmal in Noth, so rufe die Worte: Are-li-pa! da werde ich bei

dir sein und werde dir helfen! Nun wie heißen die Worte?"

„Are=li=pa!" wiederholte das Mädchen.

„Gut", sagte die Alte, „wir sehen uns wieder!" und humpelte davon.

Als sie fort war, rief das Mädchen lachend, einmal ums andere: Are=li=pa! Da stand die Alte wieder da, hob zornig die Krücke auf und rief: „Du liederliche Hummel, was rufst du mich? Hab ich dir nicht gesagt, nur wenn du in großer Noth bist, sollst du das Wort aussprechen?" Damit ging sie zornig fort.

Als Annuschka wieder allein war, dachte sie darüber nach, was sie jetzt beginnen und wohin sie sich wenden sollte. Ein Weg führte rechts, ein anderer links und einer geradeaus. Sie wählte den letztern. Als sie eine Strecke gegangen war, sah sie einen Mann quer über dem Wege liegen; der war todt, Räuber hatten ihn erschlagen. „Ei du einfältiger Todter", rief sie, „bald wäre ich über dich gefallen!" und damit gab sie dem Leichnam einen Stoß mit dem Fuße. Da rief eine Stimme: „Die Todten beleidigt man nicht!" „Ich kümmere mich so viel um die Todten!" rief das Mädchen und schlug ein Schnippchen in die Luft.

„Das werden dir die Todten gedenken!“ rief abermals die Stimme.

Jetzt kam das Mädchen an einem Hause vorüber, das stand einsam am Wege und die Fenster waren verhangen, und drinnen waren Spieler und spielten. Als das Mädchen vorüberging, war eben ein großer Lärm darinnen, und es wurde gotteslästerlich geflucht. „Ach, wie diese Vögel gut zwitschern können!“ sagte das Mädchen.

Da kam ein Mann des Wegs daher, der that sehr eilig: es war der Teufel. Er führte die ganze Tasche voll falscher Würfel bei sich, die er unter die Spieler vertheilen wollte. Da das Mädchen ihm im Wege stand, rief er: „Fort aus dem Wege, du Balg!“

„Oho!“ rief Annuschka. „Wer seid Ihr, daß Ihr mich so anlassen dürft?“

„Ich bin der Teufel.“

Da schlug sie abermals ein Schnippchen und rief: „Ich kümmere mich nicht so viel um den Teufel.“

„Das soll dir in der Hölle bezahlt werden!“ rief der Teufel und ging wüthend in das Haus hinein.

Wieder eine Strecke Wegs weiter stand ein Heiligenbild. In dem Augenblicke, als das Mädchen

vorübergehen wollte, rief eine Stimme: „Verrichte deine Andacht vor diesem Bilde!“

„Was ist das?“ fragte das Mädchen, „wer spricht hier?“

„Ich bin die heilige Anna“, sagte das Bild.

Und zum dritten male schlug das Mädchen ein Schnippchen und rief: „Sei wer du willst, ich kümmere mich nicht so viel um dich!“

„Das sollen dir die Heiligen entgelten!“ sagte das Bild.

Im Graben am Wege saßen ein Frosch und eine Eidechse beieinander; die letztere sagte: „Unsere Anna Iwanowna Kalugisch ist doch zu frech und wild! Nicht genug, daß sie die Kronserziehungsanstalt angezündet hat, sie verspottet auch Tod, Teufel und die Heiligen. Das kann kein gutes Ende nehmen.“

„Sicherlich nicht!“ quakte der Frosch. „Aber wenn die Weiber einmal wild sind, so sind sie es zehnmal mehr als wir Männer! Ich war in meiner Jugend auch ein sehr wilder Bursche, und es war mir kein Sumpf zu tief. — Aber was zu viel ist, ist zu viel!“

„Freilich, liebster Vetter!“ sagte die Eidechse, und damit schlüpften beide tiefer ins Gras, denn Annuschka kam dicht an den Graben, drohte mit der

Faust hinein und rief: „Wollt ihr wol stille sein, grüner Unrath ihr! Ich bin wie ich bin, und ihr werdet mich nicht bessern! Habt ihr's verstanden?"

Der Frosch und die Eidechse ließen kein Wort weiter hören.

So hatten die ewigen Gestirne des Himmels, und die Thiere auf der Erde die Annuschka gewarnt; aber sie hatte nicht hören wollen.

Es war Mitternacht, als das Mädchen den Gottesacker vorbeikam, dessen Gitter gerade offen stand, denn der Todtengräber hatte gerade drin etwas zu schaffen gehabt. Da der Mond so hell schien, dachte das Mädchen: du willst doch hineingehen, und dir die Kreuze und Steine besehen. Als sie die Kreuze und Steine genugsam angesehen, wollte sie wieder zurück; aber da kamen die Todten aus den Gräbern, hielten sie zurück und riefen: „Halt! du bleibst hier! Wir haben noch ein Hühnchen miteinander zu pflücken!"

Und Annuschka mußte bei den Todten bleiben.

Sie mußte ihnen allerlei Dienste verrichten und das war schrecklich genug, denn die Todten sahen fürchterlich aus. Einige waren nur Knochen, andere hatten noch etwas Fleisch an den Beinen, einige aber — und die waren die scheußlichsten — sahen

noch aus gläsernen, starren Augen heraus und waren als wenn sie lebten, lebten aber nicht.

Die einen riefen: „Mach mir mein Bett zurecht! Es liegt sich so hart darin!“ Die andern: „Wecke mich morgen zu guter Stunde, denn ich muß in die Stadt, meine Geschäfte besorgen!“ Einige sogar sagten: „Komm zu mir, lege dich zu mir ins Bett, wir wollen miteinander kosen!“ Du lieber Gott, wie klang das in dem Munde eines Todten.

„Ich will nur thun, was sie begehren“, sagte das Mädchen still für sich, „vielleicht lassen sie mich dann gehen.“ Und sie schüttelte dem einen das harte Ruhekissen etwas locker, dem andern sagte sie um sechs Uhr, er müsse aufstehen, aber er stand nicht auf, und zu dem dritten ging sie, setzte sich zu ihm und erzählte ihm Märchen die ganze Nacht hindurch. Als es Tag war, hatte sie Ruhe, aber sie war wie gebannt, sie konnte nicht fort. In der Nacht ging die Arbeit wieder los. Bald wollte der eine dieses, der andere jenes, und sie winkten und riefen sie überall hin.

„Das wird mir fast zu arg!“ rief sie.

Da kamen ihre sieben Vettern, die sämmtlich todt waren, zu ihr und der eine sagte: „Rücke mir mein Maul zurecht, es sitzt mir ganz schief.“

„Kein Wunder", rief das Mädchen, „die Würmer haben es zerfressen!"

„Die Würmer? Wie käme ich zu Würmern?"

„Narr, weil du schon seit Monden todt bist und im Grabe liegst!"

Da tobten alle sieben Gerippe, und schlugen auf das Mädchen los und schrien: „Wie darfst du uns das sagen? Wir sollen todt sein, und gerade sind wir in unsern blühendsten und schönsten Jahren! Wir können alle Tage freien, und die schönsten Mädchen sind unser."

Die Todten aber, wenn sie mit ihren fleischlosen Fäusten schlagen, so ist das viel schrecklicher als wenn ein Lebender einen Lebenden mishandelt. Das mußte jetzt Annuschka erfahren.

Es kam ein alter Herr zu ihr und sagte: „Siehst du, was ich für eine schöne Uhr in der Tasche habe!" und damit zog er eine häßliche Kröte zwischen den Rippen hervor.

„Geht!" rief das Mädchen, „das ist ja eine Kröte!"

„Eine Kröte? Wie käme ich zu einer Kröte, du Unart!"

„O Alterchen, weil Ihr todt seid und bereits ein Jahr im Grabe liegt!"

Da wurde das Gespenst überaus boshaft, und indem es mit den Armen und Fäusten auf das arme Kind loshämmerte, rief es: „Ich todt? Warte nur — ich todt? es ist keiner so frischen Lebens wie ich. Komm, gib mir sogleich einen Kuß.“

Um alles in der Welt willen hätte das Mädchen das nicht gethan; sie lief fort und verkroch sich unter einem Steine, sodaß die Todten, die wieder alle hinter ihr drein waren, sie nicht finden konnten.

So vergingen sieben Tage und sieben Nächte, da riß dem Mädchen die Geduld und sie seufzte: „Ach wenn ich doch die Alte hier hätte! Aber ich habe das Wort vergessen, das ich mir merken sollte. Wer mir nur das Wort sagte!“ Da flog zufällig eine Drossel vorbei, und ihr Gesang klag: Wa-wa-ling — Wa-wa-ling! — „Nicht so!“ rief Annuschka, „aber ähnlich: Are-li-pa! So hieß es.“

Und im Augenblick stand die Alte bei ihr.

„Nun was gibt's?“ fragte diese.

Als das Mädchen ihre Noth geklagt, sagte die Alte: „Du kannst noch Jahre lang hier aushalten; die Todten werden dich nicht fortlassen, wenn du nicht ihren Willen thust.“

„Was soll's denn?“ rief das Mädchen; „ich

mache ihnen ja ihr Lager zurecht, ich singe ihnen Märchen vor, ja ich habe sogar einem von ihnen, der kein Hemd hatte, eins von meinen ganz neuen gegeben!"

„Das ist's nicht!" entgegnete das Mütterchen, „du versiehst es dabei in einem Stücke!"

„Und das ist?"

„Du sagst ihnen, daß sie Todte sind. Die Todten wollen aber nichts davon wissen, daß sie todt sind. Man muß ihnen gerade so schmeicheln wie den Lebendigen."

„Ich will's mir merken!" Und die Alte ging.

Nachts um die zwölfte Stunde kamen sie alle wieder aus ihren Gräbern. Den sieben Vettern sagte das Mädchen, sie wären junge, rüstige Bursche, und sie sollten nur aufs Freien gehen; es könnte ihnen gar nicht fehlen, ihre Lippen wären frisch wie die Kirschen und ihre Wangen wie der Vollmond so rund. Da lachten die Todten und sagten: „Man sieht, du hast einen guten Geschmack. Hier hast du ein Stück Geld, und geh deiner Wege, wir haben deiner nicht mehr nöthig!" Und Annuschka empfing von jedem ein altes Geldstück in einem Stück vermoderter Lumpen eingewickelt. Dem alten Herrn sagte sie: „Wer wie Ihr eine so schöne Uhr

hat, der kann lachen! Ueberhaupt Ihr seid so frisch und rüstig, Ihr könnt noch hundert Jahre leben!"

„Das ist wol möglich!" sagte der alte Herr, und lachte, daß der nackte Schädel ihm auf den Schultern wackelte. Dabei gab er dem Mädchen ebenfalls ein Stück Geld und hieß sie gehen. Ebenso machten es die andern Todten und Annuschka konnte nunmehr den Kirchhof verlassen. Sie lief was sie laufen konnte, und erst als sie sich überzeugt hatte, daß niemand ihr folgte, setzte sie sich am Wege nieder und ruhte aus.

Zwei Tage und zwei Nächte war Annuschka gelaufen, da war sie sehr müde und ihre Füße schmerzten sie; da sah sie einen Wagen gar schnell auf sich zufahren, drin saß ein Mann, der hatte den Hut tief ins Gesicht gedrückt, und zwei andere Männer saßen auf dem Bocke und kutschirten ihn. „Ach liebe Herren", rief sie den Kutschern zu, „könnt ihr mich nicht hinten aufsitzen lassen?"

„Recht gern!" Und das Mädchen schwang sich hinten auf. „Wohin fahrt ihr?" fragte sie, und die Antwort lautete: „Wir bringen den Zaren Iwan Wasiljewitsch, den Schrecklichen, in die Hölle!" Wie gern wäre sie jetzt wieder hinabgesprungen vom Wagen, aber der ging so schnell, daß sie es nicht

konnte! So fuhr sie denn mit Iwan Wasiljewitsch, dem Schrecklichen, in die Hölle.

Den Eingang der Hölle bildete ein großes, weites Thor, überall mit feurigen Backsteinen ausgeschlagen, und es wehte so heiß daraus hervor, daß man zu ersticken fürchten mußte. Dennoch ging es holter und polter hinein, daß die Wagenräder ächzten. Darauf wurde das Thor zugeschlossen.

Nun saß sie in der Hölle.

Die Teufel ließen sie nicht hinaus, denn sie sagten: „Wir haben mit dir noch ein Hühnchen zu pflücken! Du bist das wilde Mädchen, und du bist uns schon gut empfohlen worden!“

Wegen der großen Hitze legte sie ihren gelben Rock weg, und alle ihre Hemden bis auf eins, das sie anbehielt. Und nun sagte sie: „Was soll ich thun?“

„Das wollen wir dir sagen. Du sollst sieben Eier hart kochen für des Teufels Großmutter zum Frühstück.“

„Nichts mehr?“ rief das Mädchen lachend. „Das soll mir ein Leichtes sein!“ Und zu sich sagte sie: „Die alte Frau will ihr Frühstück gut bereitet haben; da hat sie recht, daß sie es einer gewissenhaften Person anvertraut, und nicht einem solchen Flegel,

der immerdar in Flammen steht. Paßt auf, ich verstehe Eier zu kochen, das ist das Einzige, was ich in meiner Aeltern Hause gelernt habe." Und damit setzte sie sich hin an den Kessel und fing an, die Eier zu kochen.

Aber die sieben Eier wurden nicht hart.

„Wo bleiben meine Eier?" schrie die alte Frau.

Annuschka fühlte es kalt und heiß den Rücken überlaufen; sie wußte, es war mit der Alten nicht zu spaßen, wie sie zu Zeiten mit der Oberin der Kronserziehungsanstalt gespaßt hatte. Der Teufel kam selbst in die Küche und fragte grimmig: „Warum bringst du nicht die Eier für meine Großmutter?"

„Gnädigster Herr, weil sie nicht hart werden wollen!"

„Dafür sollst du sieben Tage selbst im harten Feuer sitzen!" Und man brachte das arme Mädchen in einen Ofen, worin sie unbeschreibliche Pein litt, und zuletzt so braun anlief wie die braune Brotrinde. Als man sie wieder hinausließ, sagte man ihr: „Nun koche die Eier!" Aber die Eier wurden nicht hart und wurden nicht hart. Und die Teufel kamen alle und riefen: „Seht, das wilde Mädchen, nun wird sie schon zahm werden!" Und nochmals sieben Tage mußte sie an das harte Feuer. Da rief sie in ihrer

Noth einmal ums andere: Are-li-pa!" Und die Alte war da. Als ihr das Mädchen ihren Jammer erzählte, sagte jene: „Kind, du kannst noch siebenmal sieben Jahre in der Hölle sitzen, und die Eier wirst du nicht hart bekommen, wenn du's nicht machst so wie ich's dir sagen werde! In den Kohlen, über denen dein Kessel steht, sitzt ein kleiner Teufel, kaum so groß wie eine Erbse; er ist hellgrün von Farbe und sitzt zusammengekauert, weil ihn immerdar friert. Sieben Millionen Jahre ist er bereits in der Hölle, und er kann sich nicht erwärmen. Wo er sich hin verliert, da hat das stärkste Feuer keine Macht, nur daß man ihn nicht immer zu finden weiß; denn, wie gesagt, er ist so winzig klein und verkriecht sich immer in die Kohlen, weil er da am ehesten sich zu erwärmen hofft. Nimm ihn heraus, und du wirst sehen, die Eier werden alsobald hart, Und dann nimm dich auch in Acht, die Zahl drei auszusprechen. Man hört sie nicht gern in der Hölle, und du könntest dir damit wieder Unannehmlichkeit machen. Nun lebe wohl!" Damit verschwand die Alte und Annuschka eilte sogleich zu thun, wie ihr angerathen worden.

Sie suchte emsig in den Kohlen, unter dem Kessel, und endlich entdeckte sie den Teufel, der mitten

in der entsetzlichen Glut vor Frost klapperte und die Beine hoch hinaufgezogen, zusammengekauert dasaß. Mit einer Zange faßte sie ihn und warf ihn aus dem Fenster der Hölle ins Meer. Da fiel er hinein, und von diesem Augenblicke gefror das ganze Meer, und heißt von daher das Eismeer. Und das Eis thaut nicht auf, solange die kleine grüne Erbse auf dem Grunde desselben liegt.

Jetzt wurden die Eier hart, und die Großmutter verzehrte sie mit vielem Appetit, und schenkte dem Mädchen einen harten Thaler. Sie hieß sie zugleich gehen, denn nun war ihr Dienst nicht mehr nöthig; die Eier wurden hart, auch wenn ein anderer sie kochte. Annuschka wollte aber nicht ohne ihren gelben Rock und ihre Hemden aus der Hölle gehen. „Ich weiß, daß ich noch drei Hemden übrig hatte, als ich herkam!“ rief sie, aber kaum hatte sie das Wort „drei“ ausgesprochen, so entstand ein solcher Lärm um sie, und alle Teufel hoben ihre Fäuste auf, daß sie geschwind machte daß sie aus dem Thore entschlüpfte, sonst hätte man sie in tausend Stücke zerrissen. So verlor sie denn ihren Rock und ihre Hemden, aber sie war aus der Hölle erlöst.

Sie setzte sich auf einen Stein am Wege und

rief: „Aber wild bin ich, wild werde ich bleiben! So zwingt man mich nicht!“ dabei fiel sie um, denn ihre Schmerzen und ihre Wunden ließen sie nicht länger aufrecht sitzen.

Dem heiligen Patriarchen und apostelgleichen Kirchenfürsten Nikon macht der Märchenerzähler seine Reverenz!

Er macht seine Reverenz dem heiligen Athanasius, dem Märtyrer!

Den heiligen Nikolaus Borosius bittet er — jetzt da er von den Heiligen sprechen will — ihm die würdigen Ausdrücke und Reden in den Mund zu legen!

Auch das wunderthätige Bild zu Kasan bittet er um seine Fürsprache!

Als das Mädchen so zerschlagen und ohnmächtig am Wege lag, ging in menschlicher Gestalt eines jener gebenedeiten Weiber vorüber, die mit dem Lächeln ihres rosigen Mundes die Verdammten aus der Hölle ziehen können. Sie sah die tiefe Schmach und Verirrung des wilden Mädchens, hob sie auf, schloß sie in ihre Arme und schwebte mit ihr zum Himmel hinan.

Ach wie erschrak das wilde Mädchen, als sie sich ihrer Schuld bewußt war, als sie die saphirenen

Gewölbe des Himmelshauses vor sich sah, und die diamantenen Säulen ihr in die Augen blitzten! „Wie wird es mir hier ergehen!“ seufzte sie einmal übers andere. „Wie wird es mir hier ergehen! Ich habe nichts um meine Blöße zu decken; wie kann ich's wagen, vor das Antlitz der ewig Reinen zu treten, die ich beleidigt habe.“

Da wurde ihr ein helles, weißes Gewand umgelegt.

Und unsichtbare Hände kamen und bedienten sie, und ihre Wunden wurden gewaschen und gesalbt, und ihre häßlichen Narben mit heilenden Kräutern zugedeckt. Als sie aufstand, war sie jung und ohne Schmerzen.

Und um sie her tönten Harfen und Flöten.

Und lieblicher Schein floß von dem Gewölbe nieder, das das Allerheiligste verbarg.

Da ging ein scharfes Schwert durch das Herz des wilden Mädchens, und sie rief: „O hört auf mit euerer Güte! Schlagt mich, verstoßt mich — denn das hab' ich verdient.“

Aber immer süßer wurde das Klingen.

Immer wonnereicher der Schein!

Und eine Stimme rief: „So strafen die Heiligen.“ „O — Oh — Oh!“ rief das wilde Mäd-

chen, „mein Herz bricht!“ Und sie fiel auf ihr Antlitz und sie wand sich wie ein Wurm im Staube. „Gebt daß ich euere Fuße küsse!“ schrie sie; „daß ich den Staub von euern Füßen küsse!“

Da that sich die Wolke auf, und wie Millionen Rosenblätter flogen Morgenstrahlen in den Himmel, und aus dem Glanze trat die heilige Anna hervor. Die Heilige sagte: „Ich sah dein Herz, und sah daß es nicht ganz verloren war; ich prüfte dich in der Gestalt der alten Bettlerin, und du erwiesest mir eine geringe, aber doch mildthätige That. Diese eine geringe That hat dich gerettet. So wenig gehört dazu, auf daß unser Herz den Sterblichen zugeneigt werde! Wo nur ein Senfkorn Güte verborgen liegt, da verdrießt uns nicht die Mühe, ganze Berge zu durchgraben, um dazu zu gelangen. Auf, auf und wandle noch weiter auf Erden! dein Trotz ist gebrochen, deine Wildheit ist gezähmt!“

Und als sie das gesprochen, verschwand sie. Das Mädchen erwachte wie aus tiefem Schlafe, auf der Schwelle ihres älterlichen Hauses liegend. Da ging sie hinein und das erste Wort, das sie sprach, war: „Laßt mich meinen alten Vater und meine Mutter pflegen, das ist meine Pflicht!“

Die Dienerschaft war erstaunt und fragte sich

untereinander: „Wie kommt unser Fräulein zu so sanfter Rede? Was ist mit ihr geschehen? Und wie geht sie leise umher, und wie ist sie säuberlich gekleidet, und noch hat sie niemand gestoßen, und niemand aus dem Wege gedrängt! Was ist nur das?"

Annuschka that aber als hörte sie dieses nicht. Sie ging an das Sterbebett ihres Vaters und empfing dessen Segen, dann auch den Segen der Mutter. Als sie den beiden Alten die Augen zugedrückt, nahm sie ihr Erbe und baute damit das Haus der Oberin wieder auf, und ging dann zu ihr und sagte: „Laßt mich Euere Hände küssen und nehmt mich jetzt wieder auf; „ich will folgsam sein und Euch dienen wie nur eine Magd es kann."

Und die erstaunte Frau that, wie das Mädchen es verlangte.

Und das Mädchen wurde 80 Jahre alt und drei Monate, und war ein Muster der Milde, Sanftmuth und aller weiblichen Tugenden.

O ihr Töchter der Erde, wandelt ihr nach!

Dem Märchenerzähler jedoch, dem wünscht, daß er ein Weib bekomme diesem ähnlich.

Das Seltsame in dieser Erzählung ist das Anrufen der Heiligen, als von einer heiligen Sache

der Bekehrung des Mädchens die Rede ist. Etwas Aehnliches finden wir in altdeutschen Sagen, besonders solchen, die in Legendenform auslaufen.

Herr von Sievers war krank aus Amerika heimgekommen und brauchte in Berlin eine Wassercur, die er auf das strengste für sich nutzte. Abends, wenn wir am traulichen Tische beisammensaßen, verließ er uns um die achte Stunde, um sich in seine nassen Tücher wickeln zu lassen. Für einen jungen Mann eine seltene Gewissenhaftigkeit, die wir öfters, wiewol immer vergeblich, zu erschüttern versuchten. Diese Gewissenhaftigkeit wurde auch in andern Dingen von ihm auf das eigensinnigste beobachtet; in seinen Arbeiten, seinen Papieren, ja sogar in seinen Erinnerungen, die er sorgsam ordnete, sichtete und zusammenstellte zu eigenem Gebrauch. Ich habe selten eine Natur gefunden, die wie die seine mit trefflichen Anlagen geboren, Arbeit und Fleiß, durch Treue und Ordnung, sowie die genaueste Gewissenhaftigkeit im Verkehr mit seinen Bekannten und Freunden vereinigte. Durch ihn aufgemuntert, entschlossen sich so manche, bisher unbeachtete Talente, mit ihren Productionen ans Licht zu treten und um den Beifall der Kenner zu buhlen. Man erkannte aus seiner Sammlung vaterländischer Dichter,

wie schöne Blüten das Vaterland beherbergte; es fehlte nur bei der Entfernung vom allgemeinen deutschen Vaterlande an Gelegenheit für diese Dichter, bekannt zu werden. Diese Gelegenheit bot nun Sievers. Seine eigenen Schöpfungen, die an Werth voranstehen, ließ er in bescheidener Weise zurücktreten und ordnete sie denen seiner Freunde unter. Das Buch kam, gut ausgestattet, in Berlin in der Schröder'schen Buchhandlung heraus, und hatte nur den einzigen Fehler, daß es zu einem zu großen Umfange angeschwollen war. Eine zweite Sammlung hatte zum Zwecke, für die verwundeten russischen Krieger im Kaukasus zu dienen; es enthielt demnach Schilderungen, die auf diesen Zweck Bezug hatten. Seine amerikanische Reise soll noch erscheinen, und Kenner sind darauf gespannt. Als ich ihn in Dresden wiedersah, war er munter und wohl, ging aber dennoch nach Ilmenau, um die Wasserheilanstalt zu besuchen.

5.

Es war an einem Novemberabend 1849, als ich am Theetische bei Fräulein S— weilend, einen kleinen Kreis von Freunden dort zusammenfand, die sich auf die munterste Weise über Tagesneuigkeiten besprachen. Ludmilla Assing, die Nichte Varnhagen's, sah mich in einem Briefe lesen und fragte scherzend, von wem ein so wichtiges Schreiben komme, das mich für die Gesellschaft unbrauchbar machte. „Ich weiß wirklich nicht", entgegnete ich ihr, „was ich Ihnen sagen soll. Es ist ein Brief, den ich heute erhalten habe, der aber so undeutlich geschrieben ist, daß ich, obgleich ich immer von neuem wieder ansetze, doch nicht über den Anfang hinauskomme. Die Unterschrift kann ich nun gar nicht lesen, und es bleibt für mich ein Geheimniß, wer die Dame ist, die sich so freundlich für mich interessirt, und sogar mich kennen zu lernen wünscht."

„Ach", rief Ludmilla, „also so viel haben Sie doch herausgebracht?"

„Errathen", entgegnete ich.

„Zeigen Sie, ich bin nicht unglücklich im Dechiffriren unleserlicher Hände."

Ich gab ihr den Brief hin. Sie begann, an der Unterschrift sich zu üben, allein diese Uebung fiel schlecht aus: sie errieth ebenfalls nicht, was die seltsam verschlungenen Arabesken zu bedeuten hatten, die die Namensunterschrift zu Ende des Briefes bezeichnete, oder ersetzten. Endlich rief Frau von T—, die die Handschrift von ferne sah: „Ach, das ist ja meine gute alte Freundin, die Frau von W—! Hat sie an Sie geschrieben? Ei wie seltsam, ohne mir auch nur ein Wort von diesem ihrem Plane zu sagen. Lassen Sie doch sehen! Der Brief wird wol kein Geheimniß enthalten. Sie ist berühmt wegen der schönen, ausdrucksvollen und lebendigen Briefe, die sie zu schreiben versteht. Uebrigens können Sie sich's zur besondern Ehre anrechnen, daß die originelle, geistreiche alte Frau sich an Sie gewendet hat."

„So hab' ich also endlich einen Interpretator gefunden!" rief ich freudig. „Das Räthsel wird gelöst. Also eine Frau von W— ist's."

„Zeigen Sie, wir wollen alle wissen, was sie schreibt."

Der Brief wurde vorgelesen. Er enthielt die

freundliche Aufforderung, eine alte Frau zu besuchen, die in der Einsamkeit lebend, keine andere Mittel wußte, sich mit der Welt und ihren Absichten auf dieselbe verständlich zu machen, als eben durch die Feder. Sie gestand ein, daß sie vor einigen Tagen ein Buch gelesen, das ihr ganz besonders gut gefallen habe, so gut, daß sie daraus den Wunsch habe aufsteigen fühlen, den Mann, der das geschrieben, kennen zu lernen. Läge die Befriedigung dieses Wunsches nicht in meinem Interesse, so sollte ich thun, als wäre er gar nicht mir bekannt geworden; eine alte Frau wäre daran gewöhnt, daß sie so manches sich versagen müßte, es würde auch hier dasselbe sein, und die Sache wenig auf sich haben.

„Gestehen Sie", rief ich den Damen zu, „daß der Schluß etwas Auffälliges hat, beinahe Beleidigendes."

„Ja, so ist sie!" rief Frau von T—. „Mit der liebenswürdigsten Manier kann sie einem einen coup de patte geben, den der Empfänger fühlt. Aber fahren Sie zu ihr; Sie werden eine der wenigen interessanten Persönlichkeiten finden, die uns noch aus alten Tagen übrig bleiben. Sie war unter dem vorigen Könige eine sehr einflußreiche Dame, die ihm manches, was der Herr sonst nicht gern hörte,

in der besten, heitersten Weise beizubringen wußte. Sagen Sie das der Frau von W—, hieß es oft; wenn sie sich der Sache annimmt, so ist's so gut als wäre sie durchgesetzt! Und Frau von W— war die willkommene Dolmetscherin und Erklärerin so mancher zarten Herzenssache, so mancher Intrigue."

„Sie wohnt in Charlottenburg", sagte ich. „Soeben lese ich dieses am Eingang des Briefes."

„Dahin hat sie sich bei der Verheirathung ihrer ältesten Tochter, die dort gestorben ist, zurückgezogen!" erklärte eine andere Dame. „Früher hat sie hier in Berlin gewohnt und ein Haus gemacht. Haben Sie denn nie von ihr sprechen gehört?"

Ich verneinte dies.

„Fahren Sie zu ihr. Lassen Sie sich unter keiner Bedingung eine so anziehende Bekanntschaft nehmen", rief Frau von T—. „Eine solche alte Dame finden Sie nicht wieder, Sie mögen suchen soviel Sie wollen."

Diesem Rathe folgte ich. Ein junger Verwandter von ihr, ein Ulanenoffizier, miethete einen Wagen und so fuhren wir eines Abends nach Charlottenburg. Wir kamen an und wurden auf das beste empfangen. Die alte Dame kam mir entgegen, dankte mir für die Erfüllung ihres Wun-

sches, ich wurde ein paar Bekannten vorgestellt und mit der Tochter bekannt gemacht. Die Unterhaltung war etwas einsilbig. Das Souper, das darauf folgte, war auch nicht viel gesprächiger, und ich schied, nicht angenehm und nicht unangenehm berührt. Von der Originalität der alten Dame hatte ich nicht viel zu hören bekommen, sie war einsilbig und schien mehr beobachtend als selbst thätig; die Herren trugen die Last der Unterhaltung. Ich berichtete in dem Kreise der Fräulein S— von diesem Empfang, und vernahm, daß dieses der gewöhnliche erste Eindruck sei, daß ich mich nicht abschrecken lassen und den Besuch baldigst erneuen sollte. Frau von T— fragte mich neugierig, wie mir Frau von W— gefallen. Ich erwiderte, sie hätte ein bedeutendes Gesicht, hätte die Formen einer alten Norne, und es würde mich gar nicht wundern, wenn sie mir im Traume erschiene als Meg Merillis mit ihrem Runenstabe. Uebrigens sähe man, daß sie eine schöne Frau gewesen und daß sie es eigentlich noch war, wenn man die Schönheit der menschlichen Gesichtsbildung in der Bedeutsamkeit seiner architektonischen Formen und Linien suche. Das war alles, was ich von diesem ersten Besuche mit nach Hause nahm.

Der zweite folgte erst sehr viel später. Es hatte

sich allerlei dazwischengeschoben; ich hatte Charlottenburg und meine neue Bekanntschaft fast vergessen, wenigstens war sie in den Hintergrund getreten vor neuen Erscheinungen und Bekanntschaften. Bei dem zweiten Besuch, den ich am Vormittag abstattete, fand ich die beiden Damen, Mutter und Tochter, allein, und da erfreute mich schon dieses trauliche liebevolle Wesen, das sie gegeneinander behaupteten, und die Mutter, die jetzt frei sprach und ohne Rückhalt sich über einige Personen unserer beiderseitigen Bekanntschaft äußerte, machte mich staunen über ihr richtiges Urtheil, über ihre Kenntniß der Menschen und Dinge. Sie trug ihre Ansichten mit gesundem Humor und mit Witz vor, sodaß ich sah, eine solche Weise müsse gerade einem Manne, wie Friedrich Wilhelm III. war, gefallen haben. Nichts an ihr war herkömmlich, wie bei andern alten Frauen, sie war so originell frisch, so, ich möchte sagen, muthwillig heiter, daß ihr Gespräch mich fesselte und ich lange über die bestimmte eine Stunde blieb, und wie ich wegging, mir die Erlaubniß erbat, wiederkommen zu dürfen. „Kommen Sie, wenn Sie wollen", erwiderte sie freundlich zutraulich, „Sie werden mich immer auf dem Platze finden. Eine alte Frau wie ich geht nicht mehr aus."

Auf diese Aufforderung kam ich nun öfters, zur Theestunde, wo ich stets beide Damen, selten noch jemand drittes zusammenfand, am Vormittag, wo sie mich öfters allein annahm. Ich kann nicht sagen, welch einen Zauber ich hier empfing, welch eine Welt des Besondern und Eigenthümlichen mir sich hier öffnete, wie ich die alte Dame, in ihren Sonderbarkeiten, in ihrem kräftigen männlichen Wesen, das doch dabei mit echt weiblicher, liebevoller Empfänglichkeit gepaart war, vor mir sitzen sah und während ihre Nadel beschäftigt war, die schönsten Blumen in Wolle zu sticken, das lebendige Wort ihren Lippen entschlüpfte, das immer das Richtige traf und sagte. Dabei gewannen ihre Züge, die mich früher hart und steinern angesprochen, einen Zug unendlicher Liebe und des schönsten Vertrauens. Ihre Kleidung war die größte Einfachheit selbst, völlig ohne allen modischen Schmuck, aber auf das äußerste sauber. Das ergraute Haar war unter einer vielfach gefältelten Krause versteckt, die ziemlich tief in die Stirn reichte, über der weißen Haube befand sich für gewöhnlich noch eine schwarze, taffetne. Bei festlichen Gelegenheiten legte sie noch einen schwarzen Schleier darüber, der dann unters Kinn zusammengeknüpft wurde. Ein weißer Kragen und eine schwarze

Mantille schlossen sich daran, ein einfacher Rock beschloß den Anzug. Nichts von Puffen und wattirtem Ueberwurf, nichts von besondern Aermeln, modern zugeschnitten, endlich nichts von falschem Haar und sonstigen Toilettenkünsten, mit denen Frauen, die das Alter scheuen, sich eine erlogene Jugend festzuhalten streben. Die prächtige gute Alte war ganz so, wie ich mir stets eine würdige Matrone gedacht habe, in der Einfachheit wahr und natürlich, in der Herzlichkeit offen und ehrlich. — Dabei erinnerte mich ein Zug im Gesichte an meine eigene Mutter, sodaß ich mir kein größeres Glück denken konnte, als die mütterliche Liebe dieser seltenen Frau mir zugesichert zu sehen.

Sie bekümmerte sich, als wir näher bekannt wurden, um meine kleinen häuslichen Erfordernisse, sie gab mir Rath, und wenn wir eben über Menschen und Situationen so ernst und so erschöpfend gesprochen hatten, wie es das Thema erforderte, so kam sie mit einer heitern Wendung auf meine Angelegenheiten und da war sie ganz die vorsorgliche, praktische Frau, die nichts außer Acht läßt, die über alles nachgedacht, es selbst besorgt, unter ihrer Anleitung hatte besorgen lassen, und die, mit einem Worte zu sagen, immer auf dem Platze war, und sich über nichts

täuschen ließ. Da sie eine vornehme Frau war, stets in der großen Welt gelebt hatte, so war dieses besonders auffallend. Sie wußte über Küchen- und Wirthschaftsgegenstände mit dem richtigsten Ermessen zu walten, ihre Vorrathskammer enthielt in weitester Ausdehnung die kostbarsten Producte wie die einfachsten, alle unter ihrer Leitung zubereitet, in saubern Gläsern und Flaschen eingepackt, und es war ihr Stolz, wenn ich diese Schätze musterte und schätzte. „Sehen Sie, lieber Sternberg", sagte sie bei solchen Gelegenheiten, „alle diese Dinge, an und für sich unbedeutend, erlangen ihren Werth, wenn man sich selbst mit ihnen beschäftigt hat und ihre eigentliche Natur kennen gelernt. Dieses Gläschen mit sauern Gurken habe ich sechsmal umkochen lassen, ehe ich die rechte Art hervorbrachte, die gerade diese Früchte haben wollen, um sich als schmackhafte Bissen zu präsentiren. Was man so gewöhnlich findet, ist grobe Waare, dem Zufall und der engen Küchenkenntniß ihrer Bereiter überlassen." Dabei war die Frau die Mäßigkeit und Enthaltsamkeit selbst; sie selbst aß nur wenig; es war alles für ihre Freunde, die sie besuchten, und denen sie oft ganze Körbe von ihren Schätzen mitgab. Dieser Topf, dieses Glas, diese Schachtel ist von Frau von W—! galt in dem

ganzen Kreise ihrer Bekanntschaft als ein unantastbares Zeichen der Vortrefflichkeit der Waare.

Ihre frühern Schicksale waren, wenn auch nicht auffallend, doch ungewöhnlich, sie bezeichnen so ganz den Gang, den diese eigenthümliche Natur zu gehen bestimmt war. Ihr Vater war preußischer Legationsrath in Portugal und verlebte gerade das merkwürdige Erdbeben, das halb Lissabon in Trümmer legte. Seine Rettung war mit besondern Umständen verknüpft, die eine genauere Freundschaft mit einer portugiesischen Familie zur Folge hatten, von der er zum Angedenken einen großen Rauchtopas, von der Größe eines Taubeneies, zum Geschenk erhielt. Dieser Stein ist noch in der Familie und wird besonders geschätzt. Der mehr als wohlhabende Mann, der für reich gelten konnte, hatte nur eine Tochter, die er fast männlich in Entbehrungen und mit der Natur in engster Vertrautheit erzog. Der „Emil" des Rousseau mochte hier wol unbewußt zum Vorbild gelten. Die Erziehungsmethode fiel gut aus. Das kleine Mädchen emancipirte sich von ihrer Gouvernante, strich öfters allein in den Umgebungen des Guts umher, und brachte gelegentlich auch wol eine Nacht im Freien zu, auf einem Heubündel gebettet. Der Vater, in seinen Geschäften, kümmerte sich wenig um

die Kleine, die rasch und kräftig emporwuchs und den andern Mädchen ihrer Bekanntschaft als Vorbild diente. Als sie das sechzehnte Jahr erreicht hatte, legte sie selbst Hand an ihre praktische Ausbildung; das heißt, sie that sich in die Lehre zu einer Hausfrau und Wirthin und hier stand sie selbst dabei, wenn geschlachtet wurde, lernte den Schlächtern, Bäckern, Köchen ihre Kunstgriffe ab, und war nichts als eine eifrige Wirthin. Der Vater, der sie gewähren ließ, hatte nur immer nöthig zu erinnern, daß die Geistesbildung nicht dabei zurückbleibe. Als die Jahre dahin waren, wo sie der Landwirthschaft und den praktischen Vorkenntnissen, die eine künftige Hausfrau und Wirthin wissen mußte, ihren Tribut abgetragen, trat sie als hübsches, schlankes, kluges und artiges Mädchen in die Gesellschaftssäle. Ihre freie Offenheit, die Kühnheit, mit der sie sich ausdrückte, das Gefühl von Selbstbewußtsein, zogen viele Bewunderer und Freunde heran. Dabei lockte auch die volle Börse des schönen Kindes. Ein Herr vom Adel bewarb sich um sie, sie war ihm gut, aber doch nicht so sehr, daß sie nicht forschte was er treibe, womit er sich beschäftige, und als sie hörte, daß er künftig nur von ihrem Gelde behaglich leben wollte, hatte sie den Muth, ihm aufzusagen. Diese

kecke That wurde bekannt, der Herr wurde verspottet und das Mädchen gerühmt. Ueberall hatte man von dem seltenen Naturkinde gehört; jedermann wollte das achtzehnjährige Wundermädchen sehen, sie bekam Freundschaftsanträge, Liebesbewerbungen, denen sie in ihrer Weise genügte. Es kam zu keiner Verbindung. Der Vater wurde diplomatisch benutzt, er verließ Berlin um Reisen zu machen, unterdessen blieb die Tochter bei ihrer Gouvernante, als Genossin einer hochachtbaren Familie, mit deren Töchtern sie in Gesellschaften erschien. Das damalige Berlin war nicht so excentrisch, so verwöhnt, so von Luxus eingenommen, wie es heutzutage ist, es konnte also nicht auffallen, mitten unter den geschmückten jungen Schönheiten dieses Mädchen der Natur zu finden, die ihr schönes Haar frei in Locken auf die Schultern fallen ließ, die nichts von Putzstücken an sich trug als eine schöne Schnalle, mit der das große, blaue Gürtelband, das ihre Taille umschloß, festgehalten wurde. So besuchte sie Theater, Soiréen, Bälle, Concerte mit ihren Freundinnen, zuweilen auch allein mit der Gouvernante. Es konnte nicht fehlen, es mußte bald ein neuer ernstlicher Antrag kommen, und diesmal war das kluge Mädchen nicht klug, sie griff zu, wo sie früher, als der Gegenstand nicht so reizend

war, erst lange geprüft und zuletzt verworfen hatte. Der junge Mann, der sehr schön war und dabei ein dichterisches Talent besaß, hieß Herr von Kleist, ein Vetter von jenem berühmten Dichter Heinrich von Kleist. Herr von Kleist, der selbst ohne Vermögen war, sah sich vom Glück begünstigt, mit einem Schlage eine schöne junge Frau und ein bedeutendes Vermögen zu bekommen. Seine Freunde wünschten ihm Glück, riethen ihm aber an, die Residenz zu verlassen und seinen Schatz in Sicherheit zu bringen, da er wahrscheinlich viele Neider haben würde. Er kaufte mit dem Gelde seiner Frau ein hübsches Besitzthum und richtete sich darauf mit großer Behaglichkeit ein. Jahre des Glücks und der schönsten Eintracht vergingen dem verbundenen Paare. Außer einigen Anfällen von Eifersucht, die besonders bei einem Besuche der berühmten Frau von Staël rege wurden, die es darauf anlegte, den jungen Ehemann an sich zu fesseln, legte ihm seine Frau kein störendes Motiv in den Weg, er ihr aber so manches. Die Bewirthschaftung des Guts erwies sich als planlos und leichtfertig. Große Summen wurden verschleudert, und die junge Frau sah ihr Besitzthum schwinden. Sie legte den liebenswerthen Verschwender leichte Hindernisse in den Weg, sie besorgte verständige Ver-

walter, welche wieder gut machen sollten, was der Herr verdorben; alles vergebens. Die Verwalter wurden abgeschafft und ein einziges Wort des geliebten Mannes, eine Versicherung, ein Schwur und die beglückte Bethörte wandelte auf ihrer Bahn weiter. Endlich wurde das Gut mit mäßigem Schaden verkauft und man war im Begriff ein neues zu erhandeln, als Herr von Kleist erkrankte und starb. Die Ehe hatte nur wenige Jahre gedauert, sie war schön und heiter gewesen, aber sie hatte auch die Hälfte des Reichthums der Frau dahingenommen. Mit einer Tochter, ein Sohn war schon früher gestorben, zog sich die junge Witwe nach Berlin zurück.

Ein neuer Heirathsantrag zerschlug sich. Frau von Kleist erklärte, sie werde nicht wieder heirathen. Einer streng sittlichen Frau, wofür sie in ihrem Freundeskreise bekannt war, stand dieser Widerwille gegen die Heirath besonders seltsam an. Sie war eine junge Witwe von noch nicht voll dreiundzwanzig Jahren. Ihre ursprüngliche Schönheit hatte sich entfaltet, und war sie bereits früher von den Kennern der Reize einer wohlgebildeten Frau beachtet worden, so eilte man jetzt Bilder von ihr zu besitzen, denn sie galt für eine Schönheit des Tags. Herr von Kleist hatte

ein Büchelchen herausgegeben, worin er sich und sie in der idyllischen Mode der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hatte darstellen lassen, wie sie mit ihrem Kinde in einer Laube saßen. Das Gedicht, das diesem Bilde zugegeben war, pries die ländlichen Reize des Lebens in der freien Natur und das Glück gefühlvoller Herzenseinigkeit. Das Büchelchen machte die Runde im Bekanntenkreise, und manche gefeierte Schönheit pries mit einem erstickten Seufzer das Glück, neben einem so hübschen jungen Manne zu sitzen, fern von dem neckischen Treiben und den buhlerischen Launen der Glücksgöttin.

Herr von W—, ein mecklenburgischer Edelmann, von altem Adel, ein rechtlicher, achtungswerther und dabei reicher Mann, trat unter den Kreis der Verehrer der Witwe. Sie wählte ihn. An seiner Seite war ihr Leben nun ein völlig verschiedenes von ihrem frühern. Hier befand sie sich neben einem praktischen, lebenserfahrenen Manne, der weit entfernt durch dichterische Träumereien den Rest ihrer Habe zu gefährden, diese schützte und durch zweckmäßige Verwerthung wieder zu einem beachtenswerthen Umfange anschwellte. Mit ihm in Mecklenburg auf dem Lande lebend, überstand sie die bösen Kriegsjahre, die Napoleon über Europa brachte, und mit bewunderungswürdigem

Muthe sah man sie handeln und das Richtige ergreifen, während der Gemahl von dem Gute abwesend, seinen sonstigen Geschäften oblag. Die französischen Offiziere erkannten ihre praktischen Maßregeln an, und manches Unheil wurde von dem Besitzthum abgewendet. Als die Kinder, vier an der Zahl, emporwuchsen, trennte sie sich von ihrem Manne, der auf dem Gute zurückblieb, und wählte Berlin zu ihrem Aufenthaltsorte. Hier sah sie sich nach tüchtigen Kräften im Erziehungsfache um und warb diese für sich an. Die jungen Mädchen empfingen eine Gouvernante, die Knaben mußten vorbereitende Studien treiben, die den einen für das Militärfach, den andern zum Landwirth tüchtig machten. In dieser Zeit war es, wo ihr Haus ein Versammlungsort der höhern Geselligkeit wurde, wo Schriftsteller und schreibende Damen von Ruf sich hier sahen. Varnhagen mit seiner berühmten Rahel, Frau von Hohenhausen, Helmina von Chézy kamen an bestimmten Abenden hier zusammen und fanden hier einen Kreis von Männern, unter denen sich der Kurländer Schilling, Herr von Maltitz, damals als russischer Attaché an der Legation von Berlin angestellt, und mehrere höhere Militärpersonen befanden, denn die Kleist'sche Tochter der Frau von W— hatte sich unter-

dessen mit einem Dragoneroffizier verheirathet, und dieser führte seine Kameraden heran. Diese Abende waren nach der damaligen Art, Gesellschaften zu geben und zu besuchen, sehr munter. Die Offiziere trieben ihren Scherz mit den schriftstellernden Damen und diese ließen wieder ihre Verehrer nicht ungeneckt. Geheime Liebschaften wurden ausgekundschaftet und zur Beschämung und Entrüstung der betreffenden Personen ans Licht gezogen. Das Ganze endigte sich gewöhnlich mit ausgelassenem Lachen und unter lauten Scherzen. Unter diesen lustigen Gästen zeigte sich der ewig ernste Maltitz als eine auffällige Erscheinung und erregte die Theilnahme der Frau des Hauses, die öfters in ihn drang, ihr die Quelle seiner geheimen Leiden zu offenbaren. Ich weiß nicht, ob es zu einer Erklärung kam, so viel ist jedoch gewiß, daß diese ernste Maske gewählt wurde, um sich von manchem, was ihm nicht behagte, fern zu halten. Die rohe Manier der Offiziere war dem feinen Dichter und Denker nicht behaglich und nicht förderlich. Nach zwei oder drei Gesellschaftsstunden vereinte dann ein treffliches Souper die Gesellschaft nochmals, um sie alsdann zu baldigem Wiedersehen zu entlassen.

Bei der heranwachsenden Jugend des Hauses,

wo die Töchter die Hofgesellschaften zu besuchen anfingen, die Söhne ihrer Bestimmung nachgingen; der eine die Kaserne bezog, der andere auf die Universität ging, veränderte sich der Zuschnitt des Hauses und seiner Geselligkeit. Jetzt mußte die vorsorgende Mutter darauf bedacht sein, ihren Töchtern in den Kreisen, wohin sie sie jetzt führte, die beste Aufnahme zu bereiten, zugleich für Tänzer zu sorgen, denn sie wollte nicht zu den Müttern gehören, die ihre Töchter nur in die Tanzsäle führen, um sie nach Ablauf von fünf mit beharrlichem Sitzen hingebrachten Stunden mit Staub bedeckt nach Hause zu bringen. Daran war jedoch nicht zu denken. Die Töchter waren zarte, mit Jugendreiz reichlich ausgestattete Gestalten, und die Mutter war dem Könige bereits bekannt als eine muntere Dame, mit der sich ein Wort sprechen ließ. Dies war genug, um allen dreien eine gute Aufnahme zu bereiten. Der einsiedlerisch lebende König fragte bei Anfertigung der Ballisten immer zuerst: „Ist Frau von W— nicht ausgelassen?" Er sah die Töchter und die Mutter auf seinen kleinen Dejeuners, und da war es, wo er, der so selten mit Frauen sprach, oft stundenlang sich mit Frau von W— unterhielt, sich von ihr wohlgefällig allerlei sagen ließ, das niemand anders ihm zu bieten gewagt. Die

gerade Offenheit, der gute Humor, die Rücksicht auf andere, denn nie hat oder wünschte Frau von W— etwas für sich, mochten dem alten Herrn angenehm auffallen, weil sie so selten ihm vorgekommen waren. Sie liebte auch den König wahrhaft, und sprach mit Rührung von ihm, ebenso von ihrem alten Jugendfreunde, dem Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, mit dem sie bis an ihr Lebensende in Correspondenz blieb. Den Hof von Strelitz betrachtete sie übrigens als zu ihrer Familie gehörig. Jede freudige Begebenheit, die sich dort ereignete, jeder Trauerfall war ihr persönlich angethan; sowie sie denn auch zur Zeit der Unruhen des Jahres 1848 bedeutende Dienste der großherzoglichen Familie leistete.

Frau von W— dankte ihre Ausbildung wenig den Büchern, obgleich sie viel las, doch meistens nur leichte Lectüre, sondern einzig ihrem Naturell. Wie die meiste Zahl der Frauen damaliger Zeit, war sie weit entfernt, eine gelehrte Bildung, ja nicht einmal eine Schulbildung zu besitzen. Was sie an Schulbildung besessen, hatte sie schon längst wieder vergessen, und ihre Verstöße im Deutschsprechen waren zahlreich; aber man hätte um alle Schätze der Bildung dieses köstliche, derbe und bezeichnende Deutsch, das sie sprach, nicht hingeben mögen. Es war ihre

Sprache; sie hatte sie sich gebildet, ihrem Geiste, ihren Urtheilen angepaßt, und es lag in ihrer Ausdrucksweise so viel Mannichfaltigkeit, und eine so gesunde Keckheit, daß man sogleich wußte, woran man war. Sie schmeichelte zwar, weil sie glaubte, dieses im Verkehr mit den Menschen nöthig zu haben, aber ihre Schmeichelworte, wenn sie im Gefolge dieser offenen und einfachen Sprache kamen, galten nicht für solche, sondern für baare Wahrheit und erfreuten den Empfänger um desto mehr. Auch ihre berühmten Briefe waren oft vom Anfange bis an den Schluß nichts als schmeichelnde Phrasen, aber sie klangen wie derbe Wahrheiten, die der Schreiber nothgedrungen auftischt, um sich eine Pflicht vom Halse zu wälzen. Es war nur zu bedauern, daß sie, namentlich in spätern Jahren, dieses geschickte Medicament jedem austheilte, und daß es dadurch an seinem Werth und seiner Wirkung verlor; auch waren die Briefe oft so schlecht geschrieben, was die Handschrift betraf, daß man sie, wer sie nicht bereits schon öfter erhalten hatte, halb ungelesen beiseite legen mußte.

6.

Dies war die Frau, die meine Schwiegermutter wurde. Ich habe sie herzlich geliebt und verehrt, trotz mancher Mißhelligkeit, die hier und da zwischen uns sich einschlich. Sie ist nun seit Jahren dahin, allein meine Frau und ich vermissen sie, als wenn sie gestern von uns gegangen. Sie erreichte ein Alter von nahe an 80 Jahren, und nie ward diese große Zahl von Jahren durch Krankheit getrübt. Eine kernhafte Gesundheit gehörte zu ihren Lebenselementen, die man von Kindheit auf nicht durch Verweichlichung und böse Angewohnheiten in ihrer Kraft geschwächt hatte. Sie hatte von dem Luxus und der jedesmaligen Mode nur so viel angenommen, als sie für sich passend fand, und das war immer nur ein kleines Theil. So auch in ihrer Umgebung. Nirgends fand man bei ihr kostbare Möbel, keine Nippes und das vielerlei bunte Durcheinander, das Wohnungen auszeichnet, in denen Leute, die sich zu

den wohlhabenden Ständen rechnen, haushalten, und dennoch fehlte kein Möbel, keine noch so geringe Kleinigkeit, die zu dem wirklichen Lebensbedarf dient. Dieselbe Ordnung und Einfachheit befolgte sie in ihrer Tageweise. Schon bei frühem Morgen, im Sommer schon um 4 Uhr, war sie wach, und nachdem sie ihren einfachen Morgenanzug und ihr Frühstück beendet hatte, nahm sie ihren gewohnten Platz am Fenster ein und empfing die Morgenbesuche, die da kamen um mit ihr zu plaudern, oder ihr ihr Herz auszuschütten. Diese Art von Vertraulichkeit begünstigte sie, theils durch natürliches Wohlwollen verleitet, theils durch Neugierde veranlaßt, denn in ihrer Einsamkeit hörte sie gern von den Dingen in der Welt sprechen, gab Rath und ließ sich des breiten Familienangelegenheiten vortragen, deren Schluß immer irgendeine Bitte machte um Verwendung oder um thätige Hülfe. Beides gewährte sie. Ein großer Theil ihres eigenen Vermögens floß auf diese Weise in fremde Taschen, und ein großer Theil ihrer Correspondenz wurde geführt, um fremde Angelegenheiten zu ordnen und zu besorgen. So manche einflußreiche Stelle hat sie vergeben, ohne daß sie davon Redens gemacht. Nach ihrem einfachen Mittagsmahle machte sie gegen den Abend eine Promenade,

die nicht weiter sich erstreckte als bis zum Ende der Straße, oder zu einem Gang in den Garten. Später hörten auch diese Gänge auf, und ihre ganze Abwechselung bestand darin, daß sie von ihren Zimmern hinüber zu uns kam und besonders die Theestunde nicht fehlte, wo ich sie sehnlichst erwartete, denn immer von neuem hatten wir uns etwas zu sagen. Der Abend vereinte uns wieder, und da war es, wo sie ihr seltenes Talent des Vorlesens entwickelte, und oft zwei, ja drei Stunden hintereinander mit unerschöpften Kräften beim Buche blieb. Wenn meine Frau nicht zu Hause war, und wir allein blieben, so benutzte sie die Zeit, mir allerlei humoristische Geschichtchen aus ihrem reichen Leben zu erzählen, und da waren einige darunter, die in der Weise des Boccaccio die ärgerlichen Händel zwischen Mann und Frau, zwischen Frau und Liebhaber erzählten, in jener freien Manier vorgetragen, wie sie ihre Jugendzeit charakterisirte, wo das frivole, philosophische Berlin eine Meisterschaft unter den Städten erreichte. Keine mir bekannte Familie, deren gealterte Mitglieder jetzt ehrbar dahinlebten, kam ungeneckt davon. Ueberall hatte der Kobold, in der Gestalt einer alten schalkhaften Frau, auf die graziöseste Weise dreinzuschlagen. Trotz der Vortrefflichkeit und der

Güte ihres Herzens war sie eine Pessimistin, sie traute keiner sogenannten guten Handlung, sie forschte so lange unter den Motiven, die dieses oder jenes hatten entstehen lassen, bis sie das tugendhafte Werk untergraben und zerstört hatte. Positive Religion hatte sie nicht; dies gehörte nicht zu der Erziehungsmethode, nach der sie aufgewachsen, aber sie hatte die einfachen Hauptideen der Religion, sie beugte sich vor Gottes Allmacht, und kein Tag verging, wo sie sich nicht im Gebete an ihn wandte, in der einfachen Art eines Abendsegens. Sie verdammte keine andere Ansicht, sie war nur eben zufrieden mit dem Theil von Religion, der ihr beschieden war. Ich habe sie nie über Pietisten und Schwärmer schelten hören, nie sich über Ungläubige seltsam geberden sehen, sie ging ihren Weg mitten unter sie hin, die andern mochten sehen wie sie den ihrigen gingen. Da die größere Anzahl ihrer Kinder vor ihr starb, hatte sie Kummer zur Genüge erfahren, ich habe nie gehört, daß irgendein solcher Anlaß sie bewogen hätte, Trosteswege zu suchen, die zu gehen ihr nicht gewohnt waren. Sie blieb bei ihrer Abendpostille und bei ihrem einfachen herzlichen Gebete.

In den letzten Monaten vor ihrem Tode fragte sie mich einst: „Was halten Sie vom Wiedersehen,

bester Sternberg? Glauben Sie daran, daß wir uns künftig wiedersehen werden?" Ich gestand ihr offen meine Zweifel, und wie sehr ich wünschte, darüber belehrt zu werden; nur sei das, was man mir bisjetzt über diesen Gegenstand gesagt, nicht geeignet gewesen, meine Ueberzeugung zu ändern. Sie neigte still ihr Haupt bei dieser Antwort und erwiderte: „Ich glaube daran, weil eine Existenz ohne die Meinigen mir nicht denkbar ist, und völlig alles in Nichts aufzulösen, das streitet mir gegen die Güte Gottes, die doch am Ende unzweifelhaft ist."

Vielleicht habe ich bereits zu viel von dieser seltenen Frau gesprochen. Der Leser möge mir verzeihen. Sie gehört zu sehr zu meinem Leben; sie bildet in demselben einen so wesentlichen Theil, daß es unmöglich war, über sie flüchtig hinwegzuschlüpfen. Sie wurde ja meine Mutter, wie kann man jemals zu viel über eine Mutter sprechen. Und diese hier gewann ich in meinen reifen Jahren, wo man viel fähiger ist, die Würde und den Werth einer solchen Frau zu fühlen, als in jenen ersten Jugendtagen, wo ich meine eigentliche Mutter verlor.

Eine Schattenseite an ihr war ihre Eigensucht und ihre Rechthaberei in der Liebe. Sie wollte, daß die,

die zu ihr gehörten, ihr unbedingt, sogar mit Ausschließung ihres eigenen Willens angehörten. Sie vergalt diese Liebe alsdann auf das wärmste, aber sie konnte ungerecht werden, wenn sie sah, daß ihre Kinder ihre eigenen Wege gehen wollten. So war es ihr nicht recht, daß ihre Tochter sich maßlos einem Schmerze hingab um den Tod ihrer Schwester; sie wollte, daß sie anerkennen sollte, daß sie noch vorhanden sei. Die Tochter, durch die innigste Liebe mit der Mutter verbunden, fand dennoch diesen Zwang unleidlich und beklagte ihn insgeheim mit vielen Thränen. Als sie sich mit mir verband, sagte die Mutter: „Ich bin Ihnen dankbar, denn ich sehe, daß Luise jetzt etwas ihre Schwester vergißt. Sie übernahm sich in Trauer, und es war kaum mit ihr zu leben.“ Sie bedachte nicht, daß sie selbst den Grund zu diesem Schmerz gelegt, indem sie ihre beiden Töchter so erzogen hatte, daß sie völlig auf sich angewiesen waren, keinen weiblichen Umgang hatten, keine Mädchenfreundschaften, keine von den tausend Mitteln, die geeignet sind, in jungen Herzen den Trieb zu wecken, sich mit der Welt und deren Erscheinungen anhaltend zu beschäftigen. Auch dies war eine Eigenwilligkeit ihrer Liebe.

In meinem Leben wurde wenig durch meine

Heirath geändert. Ich hatte zu spät geheirathet, als daß ich in meinen Gewohnheiten, meine Frau in den ihrigen dadurch gestört worden wäre. Nur eine größere Bequemlichkeit trat ein. Wenn ich früher durch mäßiges Arbeiten mir eine gute Existenz geschafft hatte, und nur meinem Unvermögen zu berechnen und zu sparen es zuzuschreiben war, daß ich mich mit Schulden belastete, so wurde jetzt die Nothwendigkeit der Arbeit auf ein sehr kleines Maß zurückgeführt, und mir blieb viel freie Zeit. Ich kann aus dieser Periode nur eine Arbeit anführen, den kleinen Roman „Selene", der trotz seiner geringen Ausdehnung doch eines meiner gediegensten und durchdachtesten Bücher ist. Die Lehre, die darin ausgesprochen wird, ist gar sehr der Beachtung eines Psychologen werth, und der Schluß, der aus den Thatsachen gezogen wird, kann der Moralphilosophie etwas zu denken geben. Das Büchelchen ist wenig bekannt geworden, verdient aber es zu werden. Dann schrieb ich einen Schluß zum „Deutschen Gilblas", der aber nicht veröffentlicht worden ist, indem der Verleger von dem Unternehmen schied, ehe es beendet worden, und ich keinen andern dafür gewinnen mochte.

Das kleine Charlottenburg, wo ich jetzt lebte,

bot mir außer der Zerstreuung und Unterhaltung, die ich im Hause hatte, wenig für meine Interessen dar. Ich entschädigte mich durch öftere Fahrten nach Berlin und durch die Reise nach Wien.

Unter den Männern, mit denen ich in Charlottenburg verkehrte, waren zwei beachtenswerthe: der Rittmeister von Krosegk und der Prediger Meinhold. Der erstere war ein sehr durchgebildeter, eigenthümlicher Mann, dem einige Poesien, die er zu patriotischen Zwecken veröffentlicht hatte, ganz besonders gut gelungen waren, der in seinem Hause ein einfaches, aber mit geistiger Würze belebtes Treiben führte, und ein genauer Bekannter meiner Schwiegermutter war, von der Zeit an, wo sie nach Charlottenburg gezogen. Da er in demselben Hause mit uns wohnte, so war seine Gesellschaft bald herbeizucitiren. Eine bequeme Natur, wie er es war, legte man ihm alles zurecht, wie er es liebte, und ich kam ihm stets mit einigen guten Cigarren entgegen, um ihn in seinem Genusse des Tabackrauchens nicht zu unterbrechen, einem Genuß, dem er leidenschaftlich ergeben war. Sein früheres Leben war ein dem Studium und den Wissenschaften ergebenes gewesen, ich weiß mich nicht mehr zu besinnen, was ihn vermochte, die Militärcarrière, wo er immer ein

wissenschaftlicher Offizier blieb, zu ergreifen. Wenn wir zusammen waren, sprachen wir von poetischen Stoffen, und er, der ein guter Lateiner und Grieche war, wußte nach dieser Richtung hin mein Wissen zu bereichern und mir geeignete Ansichten aufzuschließen. Neue Bücher las er nicht; er war gänzlich in die Welt vertieft, in die wir begabte Schulmänner gerathen sehen, die man in die Einsamkeit ihrer Studien unbehindert versinken läßt. Deshalb konnte er auch etwas Pedantisches annehmen, was aber im Laufe der Unterhaltung bald wieder verschwand. Ich besprach mit ihm den Plan zu einer Tragödie „Nero", an der er vielen Antheil nahm, zum Theil wegen des Stoffes, zum Theil aber auch in Rücksicht des Versmaßes, in welchem es geschrieben werden sollte, und zu dem er mir zu gefallen in dem Schatze seiner antiken Versmaße herumwühlte, um eines zu finden, das würdig war, diesen Gegenstand zu umkleiden. Er fand kein geeignetes, und wir kamen darin überein, das Stück in Prosa zu schreiben, schon wegen der leichtern Aufführbarkeit. Ich habe den Plan beiseite gelegt; es war wieder eine der vielen Anregungen, die mir kamen, mich mit der Bühne zu beschäftigen.

Der zweite war jener sonderbare Mann, der des

Königs Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, demzufolge er seine bisherige Stellung verließ, um sich in der Nähe des Monarchen, der später nicht mehr an ihn dachte, niederzulassen. Durch eine Schrift, in dem Stil alter Documente gehalten, angeblich unter dem Polster eines Kirchenstuhls in der entlegenen Kirche gefunden, machte er einen merkwürdigen Hexenproceß bekannt, der in der Mitte des 15. Jahrhunderts spielte. Die Heldin dieses Romans hieß Sidonia von Bork. Mit diesem Buche täuschte er den König sowie viele Alterthumskenner, die das Machwerk für ein echtes Ueberbleibsel aus jenen finstern Jahrhunderten hielten. Man ging daran, mehrere Schriftstücke, die auf gleiche Weise entstanden waren, zu sammeln und auf königliche Kosten in den Druck zu geben. Dazu war nöthig, daß man den Mann, der dieses alles gefunden zu haben behauptete, in der Nähe habe. Er kam, und sein Erscheinen war nicht geeignet, das günstige Vorurtheil, das man für ihn gewonnen, zu bestärken. Es war ein Mann, weit über die Funfzig, mit einem schlau gutmüthigen Gesichtsausdruck, der unendlich viel schwatzte, und unter den Dingen, die er auskramte, Teufel und Hölle zusammenmischte, sodaß man nicht wußte, ob er im Ernste oder im Scherze

sprach. Er erzählte von Geistererscheinungen, die er gehabt, von Offenbarungen und seltsamen Kennzeichen, die ihm geworden, und zuletzt behauptete er, die Gabe zu besitzen, gleich Swedenborg mit Verstorbenen zu verkehren. In diesem Sinne sammelte er nun seine Werke und ließ sie auf königliche Kosten prachtvoll erscheinen. Das Ueble an der Sache war, daß die Eitelkeit ihn verleitete, das begangene Falsum zu gestehen, und sich für den Autor jenes unter dem Kirchenstuhl befindlichen alten Manuscripts auszugeben. Damit sank das ganze Gebäude seiner mystischen Sendung zusammen, und man sah in ihm nichts weiter als einen mittelmäßigen Novellenschreiber. Laube, der diesen Stoff, auch im guten Glauben an seine Echtheit, zu einem Drama bearbeitet hatte, sah sich gleichfalls auf eine unangenehme Weise getäuscht. Dieser Mann nun, von einer mäßigen Pension in Charlottenburg lebend, war öfters zum Abende bei mir, und erzählte seine Gespenstergeschichten mit großer Ausführlichkeit und mit mystischer Bedeutsamkeit. Meine Frau, die ihn gern sah, begünstigte ihn, während meine Schwiegermutter ihn beharrlich von sich wies. Herr von T—, der ihn eines Abends sprechen hörte, gestand, daß es ihm vorkomme als lebte man im 16. Jahrhundert.

Mich erinnerte er an Justinus Kerner, nur daß dieser bedeutender war und seine Geschichten mehr in dem Tone eines Arztes vortrug, der die menschliche Natur, von allen Seiten studirend, auch die dunkle, vom Licht abgewandte Seite, der Beachtung für würdig erklärte. Meinhold dagegen sprach als abergläubischer Dorfpfarrer, der mit Hülfe der Religion seinen Berichten Glauben verschaffte. Ich konnte mir denken, daß seine Gemeinde ihn nicht weiter gemocht, denn er war sehr wenig zeitgemäß und ganz dazu geeignet, die Religion noch um den letzten Credit zu bringen, den sie unter dem Landvolk besaß. Er starb in Charlottenburg und es war nicht weiter die Rede von ihm.

7.

Nach dem Tode meiner Schwiegermutter äußerte meine Frau lebhaft das Verlangen, Charlottenburg und mithin auch Berlin zu verlassen. Es war nun die Frage wohin? Sie überließ mir die Wahl und ich wählte Dresden, das ich nur oberflächlich kannte, und wo ich damals, als ich aus Rußland kam, angenehm einige Wochen verlebt hatte, in Gesellschaft von Tieck, den ich damals kennen lernte, des Barons Ungern-Sternberg, eines Namensvetters von mir, und des Barons Otto von Stackelberg, zu unserm künftigen Aufenthalt. Sie, die allen meinen Wünschen sich willig fügte, that es auch hier, obgleich sie damit sich weiter von ihrer Heimat, Mecklenburg, entfernte, und eine ihr völlig fremde Stadt zum Wohnort auswählte. Sie hatte nichts, was sie an Berlin hätte fesseln mögen, da alle ihre Verbindungen durch die Länge der Zeit gelöst waren. In Charlottenburg, wo sie so herbe Verluste erlitten,

trennte sie sich leicht von den wenigen Bekannten, die ihr von der Zeit der Mutter noch daselbst blieben. Sie reiste voran. Der Umzug war beschwerlich, da eine große Menge von Sachen mitgenommen werden mußten. Ich blieb noch in Berlin zurück, weil Verbindungen, die ich mit Decker eingegangen war, mich fesselten. Später, als mir ihre Briefe meldeten, daß sie ein Quartier gefunden, passend für uns beide, zog ich ihr nach, und somit wurde auf mehrere Jahre Dresden unser Aufenthalt.

Das Quartier, das meine Frau ausgesucht hatte, und das sie mir in ihren Briefen als sehr passend beschrieben, indem es in einer Parkanlage lag, war nicht günstig. Es machte mir zur Pflicht, täglich ein paar mal die Brücke zu überschreiten, ein Umstand, der für diejenigen, die Dresden nicht stets bewohnen, Grund zu unzähligen Erkältungsübeln werden kann. Das Haus, schlecht und übereilt gebaut, von einem Baumeister, der mehr die Flasche als die Baukunst cultivirt hatte, war in seinen Räumlichkeiten dürftig ausgestattet und dazu für dresdener Preise viel zu theuer. Allein meine Frau fühlte sich, im Triumph, einmal etwas selbst ausgesucht zu haben, glücklich in dieser Abgeschiedenheit, die noch dazu das Schlimme

an sich hatte, daß niemand zu uns kam, außer wenn wir ihn baten. „So weit hinaus wohnen Sie?“ war immer die erste Frage, wenn wir jemand Bekanntes einluden. Zuletzt ließen wir das Einladen ganz bleiben. Ich habe von jeher im Leben, wenn die Leute nicht Lust hatten, mich aufzusuchen, mir wenig Mühe gegeben, sie aufzusuchen; das ist der Grund ihres Misbehagens, das sie über mich aussprachen, denn nichts vergibt man weniger als ein Sichselbstgenugsein. Dazu kam das herannahende Alter, ich hatte die erste Hälfte des Jahrhunderts hinter mir; die Jahre, die mir etwa jetzt noch geschenkt wurden, hatte ich anzuwenden mit den stillern Genüssen, die Lectüre, Zeichenkunst und rückwirkende Menschenbetrachtung mir gewährten. Es war mir also ganz lieb, daß wir einsam wohnten. Meine Frau hatte ähnliche Neigungen. Ich hatte das Spiel der Welt erfahren, obgleich in kleinen Ereignissen, war es mir doch in diesen Miniaturbildern vergönnt, auf das Große und Allgemeine zu schließen. Ich hatte zu sehen Gelegenheit gehabt, wie wandelbar die menschliche Neigung sich fesselt, wie man in heftiger Leidenschaft diejenigen Grundsätze zu verleugnen im Stande ist, die allein sichern Bestand im Leben, und Trost für den Blick in die Zukunft geben.

Was Sache der Ueberzeugung ist, wird zum Possenspiel herabgewürdigt, und meine eigensten Erfahrungen, meine ernstesten Ueberzeugungen mußte ich von dem Pöbel der Journalisten und den Mantelträgern der Politik als eine Sache der Berechnung, und als eine Folge der Umstände gedeutet sehen. Es mag darum sein: ich gehe meinen eigenen Weg. Ich habe die Machthaber nicht zu fürchten gehabt, weil ich weder durch Familie, für die ich zu sorgen nöthig hätte, noch durch ein Amt, das mir eine Meinung zur Pflicht macht, in ihre Hände gegeben bin; und die Wegwerfung der Kleinen erwidere ich mit derselben Wegwerfung. Meine Ueberzeugung ist's, die mich tröstet, und diese ruft mir zu, daß ich nie ein Wort geredet oder geschrieben habe, das nicht mein war, das heißt, das mir vom Glück oder der Macht vorgeschrieben wurde, und daß ich somit trage, was ich verschuldet habe, aber auch an keinem jener entsetzlich elenden Zustände zu leiden habe, die mitten im Reichthum und in den Ehren, den freien Mann peinigen, weil sie ihm zurufen: Das ist das Joch der Dienstbarkeit, unter dem du schmachtest! Es ist möglich, daß hierfür sehr wenige Sinn haben; ich habe aber immer den schärfsten Sinn dafür gehabt.

Eine Last der Verbindlichkeiten, die ich von Berlin

mitbrachte, mußte getilgt werden, dies erschwerte mir die ersten Jahre meines dresdener Aufenthalts bedeutend. Ich knüpfte neue buchhändlerische Verbindungen an. So lernte ich, als ich einst müßig die Straßen Leipzigs durchwanderte, und an einer Firma hinansah, die mir unbekannt war, den Buchhändler Ernst Keil kennen, der das Journal „Die Gartenlaube" herausgab. Ich hatte von dem Manne nur flüchtig sprechen gehört, sein Journal noch nie gesehen, ich trat zu ihm ein und gerieth mit ihm in ein Gespräch. Aus diesem merkte ich, daß er früher, zu meiner weimarer Zeit, dort als Commis in der Handlung eines Buchhändlers Hoffmann gelebt und mich von dort her kannte. Er forderte mich auf, für sein Blatt zu schreiben. Ich gab ihm keine bestimmte Zusage, nahm aber mehrere Hefte seiner Zeitschrift mit ins Gasthaus. Ich erkannte bald, daß das Blatt eine humane demokratische Tendenz hatte, und nun hörte ich auch von dessen für deutsche Verhältnisse unermeßlichem Absatze. Der Mann und das Blatt gefielen mir beide. Ein offenes, freimüthiges Betragen, eine gute, männliche Rede zeichneten ihn aus. Ich gab ihm eine kleine Erzählung, die einen etwas mystischen Charakter hatte, er gab sie mir zurück, indem er mir sagte: „Dergleichen

gebe ich meinem Publikum nicht; es würde dasselbe im Aberglauben bestärken, den ich mit aller Gewalt bekämpfe. Und wenn ich meinestheils es auch aufzunehmen willens wäre, der Arzt B—, ein vertrauter Freund und langjähriger Mitarbeiter, würde Zeter darüber schreien. Aber ich muß Sie sehr bitten, mir etwas anderes zu geben." Ich schrieb für ihn einiges, und er nahm es auf. Wir verständigten uns auf das beste. Ich lernte aus seinen Gesprächen, wie er sich thätig seiner Freunde angenommen, wie er dem Schriftsteller Storch eine Sammlung seiner Werke veranstaltet und so manches andere, was mir wohlgefiel. Eine dauernde Verbindung ward angeknüpft. Sein Journal war dabei Nebensache, denn ich mußte bald bemerken, wie wenig dessen Tendenz und Inhalt mir eigentlich zusagte; wie ich erkannte, daß dieses Hinweisen auf materialistische Stoffe in unserer Zeit sein Gutes habe, zu meinem Thun und Wesen aber gar nicht passen wolle. Ich merkte ihm an, daß er manches von mir, namentlich über Kunst und Kunstproductionen nur nahm, weil ich es ihm gab. Nie habe ich jemand gesehen, dem es so Ernst war mit seiner Unternehmung, als gerade ihm. Sein Journal war sein Leben: alles was er sah und hörte, was ihm aus allen Welttheilen Wissens-

werthes und Brauchbares zugetragen wurde, trug er für sein Blatt ein, und da er die Beiträge gut honorirte, so hatte er eine ganze Cohorte Tagesschriftsteller, auch eine Menge einsam lebender Gelehrten, zur Auswahl. Mit seiner Abonnentenzahl konnte er aber auch höher honoriren als mancher andere. Er theilte mir im Laufe des Gesprächs mit, wie sein Journal entstanden war. Er befand sich gerade in mislichen Verhältnissen und brachte schlummerlose Nächte auf seinem Lager zu. In einer dieser Nächte kam ihm die Idee des Journals, und als Titel schwebte ihm eine glückliche Zeit vor, die er in einer Gartenlaube bei einer befreundeten Familie einst verlebt. Geschwind faßte er den Entschluß, eine Zeitschrift mit dem Titel „Die Gartenlaube" herauszugeben. Die Umstände waren anfangs nicht günstig. Erst nach und nach klärte sich der Himmel: es traten Freunde hinzu und gaben ihm ihr Wort, ihn zu unterstützen, und siehe da, die ersten Nummern der „Gartenlaube" erschienen. Seine streng eingehaltene Tendenz, sein Auge auf alles, was die Zeit wollte und bedurfte, brachte die Zeitschrift bald empor. Jetzt ist sie ein allgemein verbreitetes Blatt, und er ein wohlhabender Mann. Es ist schön, so beachtenswerthe Thätigkeit so belohnt zu sehen.

8.

Ich hatte beschlossen, als ich nach Dresden kam, den Hof und die adelichen Kreise nicht aufzusuchen. Diese Welt konnte mir nichts Neues mehr bieten, ich hatte an großen und kleinen Höfen durchgekostet, was daran Schmackhaftes war, ich konnte weitere Erfahrungen missen. In Dresden vollends war nichts zu finden, was in diesem Felde neu und ansprechend genannt werden konnte: es war ein rechtlicher, sittlicher, gutmüthiger Hof, der Adel, nach Oesterreich gewendet, verschlossen, sehr wenig sich um das kümmernd, was die Welt interessirte, auf alten Vorurtheilen beharrend, so wie ich ihn im allgemeinen habe schildern hören, denn ich selbst habe ihn, wie gesagt, nicht kennen gelernt. Der König ist eine interessante Persönlichkeit. Gelehrt wie zehn Professoren zusammengenommen, wäre es ihm ohne Zweifel lieber gewesen als Professor in Bologna oder Padua auf die Welt zu kommen, als Erklärer

des Dante der gelehrten Welt vorzuleuchten, als eine Krone zu tragen. Nach aller Wahrscheinlichkeitsberechnung stand ihm beim Regierungsantritt seines Bruders die Krone auch ziemlich fern, er bekam sie durch jenes unglückliche Ereigniß, das der Welt bekannt ist. Sein streng legitimistischer und aristokratischer Sinn sind bekannt. Er trägt in seinem Gesicht seine ganze Persönlichkeit zur Schau. Es sind die ernsten Züge des florentinischen Philosophen und es fehlt nur die Kopfbedeckung, um ihn zu einem Porträtkopfe Dante's zu machen. Da er nur streng wissenschaftliche Studien liebt, so findet alles, was sonst auf dem Parnasse geschieht, an ihm keinen Theilnehmer und Beschützer. Er geht kalt an der Literatur vorüber, und es ist kein Beispiel vorhanden, daß er sich mit irgendeinem lebenden Talente abgegeben hätte, obgleich er deren mehrere in seiner Hauptstadt hat. Selbst gegen die schönen Künste verhält er sich theilnahmlos. Was geschieht, geschieht gerade, weil es geschehen muß, Reparaturen und hier und da kleinere Kunstwerke. Den Zwinger hat er restauriren lassen, weil er drohte über dem Haufen zu fallen. Dagegen rühmt man ihn als vortrefflichen Finanzier, Sachsen hat unter seiner Regierung sich trefflich hervorgearbeitet, und die Stände,

die nicht durch Vorlagen incommodirt werden, allerlei Unnützem, wenn auch Schönem, emporzuhelfen, geben gern das Wenige, was sie geben. Es scheint, daß das Schicksal dieses Landes, das durch die Pracht und die Verschwendung seiner Fürsten durch ganz Europa bekannt war, jetzt ist, durch die weise Sparsamkeit derselben ebenso bekannt zu werden. Da der König keine Art von Schaugepränge liebt, so sind die Feste bei Hofe nur auf die erforderliche, durch die Etikette vorgeschriebene Zahl beschränkt. Das Publikum, das diese Bälle besucht, fühlt das, und das nicht Mitfreuen des Fürsten, wo es auf Freude abgesehen ist, macht diese Vereinigungen, die alle Carnevale vor sich gehen, lästig und trocken. Ebenso ist ihm jedes militärische Spectakel zuwider, und dieses bedauern die Militärfreunde, die gern dem Militär seinen Theil an Glanz und Pracht dahingäben. Im Kreise seiner Familie fühlt er sich am wohlsten, und es mag allerdings sein, daß ein Herrscher heutzutage dort den Prunk findet, wo er am engsten und zuverlässigsten mit der Menschheit zusammenhängt.

Unter den Ministern ist einer, ausgezeichnet an Geist und Persönlichkeit, es ist Herr von Beust. Er ist der Gabe der Rede vollkommen mächtig, und kein Landtag vergeht, wo er davon nicht überra-

schende Proben ablegt. Seine Erscheinung nimmt für ihn ein; er hat einen biegsamen, schlanken Körper, ein ausdrucksvolles Gesicht. Es thut mir leid, ihn nicht näher zu kennen; doch meinen Grundsätzen gemäß, keine Besuche zu machen, habe ich auch ihm keinen gemacht. Er vereinigt an besondern Tagen, am Geburtstage des Königs zum Beispiel, die ganze vornehme Welt Dresdens in seinen Räumen, und da soll er einen sehr angenehmen Wirth machen. Angenehm heißt, soweit dies heutzutage möglich ist, wo wir mit aller Welt in verstecktem Kampfe liegen und jedermann sich befähigt glaubt, das glatte Terrain des Parquet zu betreten, dessen Vorfahren darauf gewandelt sind, ohne die Grundsätze dieser Vorfahren zu haben. Ein Graf Brühl konnte anders auftreten, er wußte wen er vor sich hatte; heutzutage weiß ein Minister dieses nicht, weil es keine Gesellschaft gibt, das heißt, keine Anzahl von Menschen, die sich das Wort gegeben haben, nach gewissen Grundsätzen und Regeln sich zu betragen, durch ganz Europa hindurch.

Ein Mann von Wichtigkeit für mich war der Oberbibliothekar; ich suchte dessen Wohlwollen nach und es schien mir zu glücken es zu erreichen. Es ist der Hofrath Klemm, bekannt durch seine Werke in culturhistorischer

Hinsicht; ein tüchtiger Arbeiter und ein glücklicher Sammler. Er hat in seinem Hause eine Sammlung angelegt, die den ganzen obern Theil des Hauses einnimmt und zum Vortrag über culturhistorische Dinge sich eignet. Bedeutende Geschenke fließen ihm zu, denn da man weiß, daß der Mann das besondere Wohlwollen des Königs besitzt, so gibt mancher sich Mühe, durch Uebersendung irgendeines wichtigen Stücks das Interesse des Sammlers auf sich zu ziehen. Durch den Großfürsten Konstantin sind ihm russische Alterthümer überkommen, die recht artig anzusehen sind. Mit dem König, als dieser noch Prinz war, machte er eine Reise nach Italien, befand sich auch in der Gesellschaft, der der Prinz unter dem Namen „Philalethes" präsidirte. Sein Werk „Ueber die Frauen" ist bekannt; es enthält sechs inhaltreiche Bände, es führt aber auch das ganze Geschlecht in seiner Bedeutung durch alle Jahrhunderte hindurch bis auf die neuesten Zeiten. Ein Misgriff, meiner Ansicht nach, ist es, daß er das Buch der Königin gewidmet hat; damit hat er sich gerade vor dem interessantesten Theil desselben ein Schloß vorgelegt, denn es will sich nicht ziemen, in einem Buche, das einer Frau gewidmet ist, die noch dazu Königin ist, von den anziehenden Schwächen des Geschlechts zu sprechen. Gewisse Abnormitäten,

seltsame Extravaganzen, die ihren Grund in der Geschlechtsbeziehung haben, sind natürlich ganz ausgeschlossen, und wer sucht nicht gerade diese, wenn einmal von bizarren und abenteuerlichen Weibern die Rede ist. Diejenigen Frauen, von denen mit Anstand gesprochen werden kann, die sich in Staat, Kirche oder Kunst Ruhm erworben, sind etwas zu fragmentarisch abgefertigt. Das Buch ist jedoch von großem Werthe, namentlich für solche, die im Stande sind, die gegebenen Skizzen näher auszuführen und die zu diesem Zwecke vortreffliche Vorarbeiten finden. Als Chef des Instituts, dem er vorsteht, ist er der liberalste, freundlichste und gefälligste Mann, den ich gefunden; es ist nichts bei ihm zu entdecken von der pedantischen Aengstlichkeit, dem vorsätzlichen Zurückhalten der Bibliothekschätze und das Erschweren ihres Gebrauchs durch willkürliche Maßregeln, wodurch die Benutzung einer öffentlichen Bibliothek oft sehr erschwert wird.

Unter den Fremden, die Dresden besuchen und einen mehrjährigen Aufenthalt daselbst nehmen, wählte ich mir das Haus des Staatsraths Grimm, der mich einlud, die Abende bei ihm zuzubringen. Meine Wahl konnte keine geeignetere sein, um interessante Persönlichkeiten kennen zu lernen, die durch Dresden

kamen; allerdings immer nur Fremde, denn Einheimische habe ich dort fast nie gefunden. Er selbst hatte eine ruhmvolle Thätigkeit in Rußland hinter sich; er war der Erzieher des Großfürsten Nikolaus gewesen, später sein einsichtsvoller Berather und sein thätiger Begleiter auf den Reisen, die der junge Fürst auf Wunsch seines Vaters unternahm, und die ihr Ziel in Taurien und am Hofe des Großsultans in Konstantinopel hatten. Eigentlich hatte er sich vorgenommen, nachdem das Werk der Erziehung vollendet war, und er sich am Beginn der funfziger Jahre befand, überdies durch ein hartnäckiges Uebel geplagt wurde, sich in Dresden in den Ruhestand zu setzen. Aber das Schicksal wollte es anders. Durch den Tod des Kaisers Nikolaus kam der jetzige Throninhaber zur Regierung, und dessen Gemahlin hatte bereits schon lange ihr Auge auf den Mann gerichtet, dessen segensvolles Wirken sie im stillen beobachtet und gutgeheißen hatte. Es war natürlich, daß sie für ihre Kinder einen ähnlichen Informator wünschte. Wie weit nun hier Zufall oder Grimm's eigener Wunsch im Spiele war, will ich nicht untersuchen; kurz, statt eines Mannes, den er ihr vorschlagen sollte, der die Erziehung überaufsichten und leiten sollte, nahm er sie selbst an. Das Hinderniß

seines vorgerückten Alters, seiner Kränklichkeit, konnte nicht in Betracht kommen, wo es so wichtige Dinge durchzuführen galt. Man rühmte ihn, man hielt ihm das Opfer vor, das er brachte, und der ehrliche, rechtschaffene Mann verließ seinen bequemen Sorgenstuhl, um sich von neuem in den Strudel eines Hofes, wie Petersburg ihn darbot, zu stürzen, nicht wissend, wie er die zahllosen Intriguen, die Anfeindungen aller Art bestehen werde, doch das Beste hoffend in Zuversicht auf seine erhabene Beschützerin. Diese Zuversicht schlug nicht fehl und er ist jetzt in Petersburg, die Aufsicht und die Erziehung der kaiserlichen Kinder überwachend.

Diesen Mann lernte ich nun kennen und schätzen. Es schien mir, daß etwas Aehnliches mit ihm sich zutrug, wenigstens that der Vielbeschäftigte und vielfach Aufgesuchte gegen mich immer etwas Besonderes und hatte stets ein Wort der Theilnahme für mich auf der Zunge. Einen Freund zu finden ist eine schöne Sache. Wir waren viel beisammen, wir tauschten unsere Ansichten aus und er machte mich zum Theilnehmer seiner poetischen Expectorationen, von denen einige werthvoll und beachtenswerth waren, nur ein wenig veraltet, da Grimm sie in Petersburg geschrieben hatte, wo nur ausnahmsweise etwas von

dem neuen Treiben unserer Literatur hinkam. Seine Reise in die Krim und nach Konstantinopel hat vielen Beifall gefunden und verdient ihn auch. Außer daß er Poet war, zeigte er sich auch als Musikausübender und als Gemäldesammler. Zu den letztern, zu den Originalen, die er besaß, war er auf folgende Weise gekommen: An den Höfen, wo er mit seinem Prinzen erschien, suchte man sich ihm gefällig zu bezeigen, und gab ihm die Wahl zwischen einem Orden oder einem schönen Kunstgegenstand. Grimm wählte den letztern, und so füllten sich nach und nach die Wände seiner Wohnung mit hübschen Gemälden, seine Mappen mit werthvollen Blättern. Er hatte sie so geordnet, daß sie bei einem Vortrag über Kunstgeschichte als Illustrationen dienen konnten; denn alles was dieser Mann berührte, nahm unter seinen Händen die Form eines Lehrvortrags an, wobei ihm ein großes Rednertalent zu statten kam. In seinem Hause wurde natürlich sehr viel musicirt, und das war es, was mich, der ich nicht musikalisch bin, öfters von dort vertrieb. Grimm hatte es an sich, daß er nicht gern sprechen hören mochte, wenn er nicht daran theilnahm, oder vielmehr das Gespräch führte; trat also dennoch ein solches Geplauder ein, so setzte er sich an das Klavier und spielte so laut und so an-

haltend, daß die Redenden wol bald schweigen mußten, und das war es, was er wollte. Zugleich that er dieses mit der größten Harmlosigkeit, es war so, als beachtete er gar nicht, daß sein Spiel ein lautes und störendes war. Wer Musikkenner war, mochte freilich lieber dieses Spiel als die angenehmste Unterhaltung hören; aber in einem Salon, wo man sich bunt durcheinander mischt, pflegen sich nicht viel solche Kenner einzufinden. Seine Gemahlin sang und sein kleiner Sohn spielte die Geige; also eine Ueberfülle von Musik. Seine Bemerkungen über Welt und Menschen hatten immer einen prägnanten Charakter; obgleich er höchst discret nie Dinge berührte, nie Namen nannte, nie ärgerliche Geschichtchen erzählte, wo er fürchten konnte die Personen bloßzustellen. Was er mir in dieser Art mittheilte, war nicht in einen, sondern in dreifache Schleier gehüllt; darum fiel es mir doppelt auf, als er im letzten Halbjahre seines Hierseins das Manuscript eines Romans uns vorzulesen begann, das russische Zustände in ihrer Verderbtheit ziemlich nackt hinstellte. Es war eine grausame Willkür und eine Vermögensprellerei der Gegenstand dieses Bildes, das mit großer Kenntniß der Zustände aufgefaßt war. Dem Roman als Roman fehlte es an Beweglichkeit und

Frische, die Liebesscenen darin waren oberflächlich behandelt, doch war es darauf auch wol nicht abgesehen. Das Buch, als es erschien, fand durch die Stellung des Verfassers, der gerade damals seinen Wirkungskreis in Rußland antrat, viel Leser und erregte Theilnahme. Skizzen über sein Zusammentreffen mit Rossini in einem der deutschen Bäder hatte er dem Gutzkow'schen Journal übergeben. Als er fortreiste, nahm ich mit Rührung von ihm Abschied, denn ich konnte mir denken, daß ich ihn nicht wiedersah, und so ist's auch bisjetzt gekommen. Er ist über die anfangs bedungene Probezeit hinaus geblieben, die Familie ist ihm nachgefolgt, die ungeheuere Hauptstadt hat diesen edeln, rechtlichen Mann verschlungen, wie sie so viele in ihrem Schos birgt, die rastlos, mit Ehrgeiz und Eitelkeit einem Ziele nachjagen, und dann mit zerrüttetem Körper, wie wunde Krieger, erst spät, eine dann nicht mehr lange Ruhe suchen. Ich verlor an ihm viel; da er der einzige war, der mich gesellschaftlich mit Dresden verband. Er gab sich unsagliche Mühe, die trägen Elemente, wie sie nach hergebrachter Ordnung sich hier langsam fortbewegen, durch seine Anfeuerungen zu rascherm Gange zu stacheln; so weiß ich, daß er mir erzählte, wie er in einem Verein,

wo man ein Festmahl feierte, den Anwesenden, er ein Fremder, Weber's Verdienste entwickelte. Eine Bewunderung, die ich nicht mit ihm theilte, hatte er für den alten Minister Schröder, einen so trockenen, eiteln und egoistischen Müßiggänger und servilen Beamten, wie ich wenige in meinem Leben gesehen. Nicht allein daß er nichts that, wo es doch bei seinen großen Mitteln und seiner ehelosen Stellung geziemt hätte, er verhinderte neidisch und boshaft jede Unternehmung, die sich auf etwas Höheres bezog, als auf die Bereitung einer Aalpastete oder eines Hummerragout. Er war so recht das Vorbild jener Sorte von Diplomaten, die innerlich hohl und nichtsbedeutend, sich durch Speichelleckerei bei den Großen, durch Stöße in die Seiten bei Geringern Geltung zu verschaffen wissen. Diesem hielt Grimm eine prachtvolle Grabrede, die auch später gedruckt wurde. Eine höchst liebenswürdige Erscheinung war seine Schwiegermutter, eine Frau von Bistram, die alle Donnerstage einen kleinen Kreis von Freunden bei sich sah, natürlich auch die Grimm'sche Familie. Die würdige Dame hatte ein Leben voll segensreicher Wirksamkeit zurückgelegt, und nahm jetzt als sechzigjährige Matrone die Früchte dieses reichen Lebensbaums in Ruhe im Empfang. Eine elegant aus-

gestattete Wohnung, die sie selbst hatte einrichten und nach ihrem Geschmack möbliren lassen, machte einen Haupttheil ihres Wohlbehagens aus. Esthländerin von Geburt, war sie meine directe Landsmännin; sie hatte ihr Vaterland schon frühe verlassen, um in Petersburg ihr Glück und die Erziehung ihrer Kinder zu begründen. Beides hatte sie erreicht. Als sie in der Residenz mit ihren Kindern ankam, war der Hof und die Stadt in Unruhe und Beängstigung versetzt durch eine Ueberschwemmung, die diesmal umfangreicher und gefährlicher sich gestaltet hatte, als es sonst wol zu geschehen pflegte, bei dem Austreten der Newa. Sie fand nach einiger Zeit des Wartens Berücksichtigung und Fürsprache, ja es wurde ihr der Unterposten einer Aufseherin in dem Katharinenstift, der größten und umfangreichsten Erziehungsanstalt Petersburgs, anvertraut. Von dieser Stellung stieg sie, als die Oberin bald darauf starb, zu dieser Rangerhöhung heran, und leistete etwas Ungewöhnliches in dem Pflichtenkreise, den sie jetzt übernahm, und wo sie nur die Kaiserin über sich hatte, der sie Rapport über alles, was die Anstalt betraf, abstatten mußte. Das Stift ist wie eine kleine Stadt für sich; es enthält im Umkreise seiner Mauern Handwerker, Geschäftsleute, Beamte,

ja sogar ein Detachement Militär, dem aufgegeben ist, den Befehlen der Directrice sich zu fügen. Die Directrice ist die oberste Behörde, der alle Klassendamen, alle Unter- und Oberaufseherinnen untergeben sind. In dieser ehrenhaften Stellung hielt Frau von Bistram fünfundzwanzig Jahre aus, alsdann begehrte sie ihren Abschied, und nachdem sie diesen unter ehrenden Beifügungen erhalten, zog sie ihre unterdessen erzogenen Kinder aus ihrem Wirkungskreise und nahm sie mit sich nach Deutschland, wo sie jetzt glücklich verheirathet sind. Wenn man diese ehrwürdige Dame von ihrem Leben sprechen hörte, so fühlte man sich gedrungen, ihr die Achtung zu zollen, die das Betreten eines schweren Lebenswegs und das Hindurchdringen zu einem Ziele jedem unwillkürlich auferlegte. Hier in Dresden blieb sie indessen, wie ich sie sah, nur wenige Jahre; alsdann brachte die veränderte Stellung ihres Schwiegersohns auch sie fort.

Solange diese liebenswürdigen Leute hier wohnten, fühlte ich nicht das Bedürfniß nach anderweitigem Umgange; indessen wurde auch der mir gewährt. Das Haus des Majors Serre, dieses bekannte, gastfreie Haus, wo sich die geistvolle Gesellschaft des ersten Viertels dieses Jahr-

hunderts getummelt hatte, wurde auch mir geöffnet. Die Frau des Hauses macht eine glückliche Ausnahme von dem starren und verschlossenen Charakter der Sachsen. Sie hat Tieck bei sich wohnen gehabt, solange er in Dresden weilte, sie hat Thorwaldsen in ihren Räumen aufgenommen, sie hat sogar ein exotisches Exemplar überseeischer Berühmtheit, einen malenden und dichtenden afrikanischen Prinzen lange bei sich beherbergt. Sie fährt nun jetzt fort, den jungen Anwuchs auf dem Parnaß bei sich zu sehen. Ihre Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit ist gegen alle gleich, und das ist sehr zweckmäßig, denn wenn sie sich auf Coterien einließe, würde sie wenig in unserer coteriesüchtigen Zeit wirken. Der Major, ihr Mann, ist sehr thätig im Fache der Stiftungen: von ihm rührt die Tiedgestiftung her, und neuerdings beschäftigt er sich mit dem Andenken Schiller's, dem er ebenfalls eine Lotterie widmet.

Jedermann weiß, daß die Künstlerwelt hier sehr schwach vertreten ist; dennoch gelang es mir, eine Notabilität, Herrn Rietschel, kennen zu lernen und ihn an seiner Goethe-Schiller'schen Gruppe arbeiten zu sehen. So wenig ich unbedingter Verehrer Rauch's bin, so muß ich doch gestehen, daß seine Skizze zu dieser Gruppe, wo die beiden Gestalten in idealem

Costüm erscheinen, mir gelungener erscheint als die wenn auch glücklich bezwungene Steifheit, die auf der Rietschel'schen Zusammenstellung ruht. Die Steifheit der Fracks und des Ueberrocks ist bezwungen, es bleibt aber immer die Steifheit der Figuren, die sich in ihrer gewohnten Kleidertracht zu einem poetisch symbolischen Acte zusammenfügen. Man denke sich Goethe mit Schiller in dieser Spielerei mit dem Kranze in ihrer Stube, und man wird es lächerlich finden, während das idealische Costüm vermittelnd und von der Alltäglichkeit trennend auftritt.

Ich wollte jedoch von Rietschel sprechen: es ist ein freundlicher, gefälliger Mann, der im gewöhnlichen Umgange sehr gewinnt. Von ihm erhielt ich meine Büste angefertigt, das heißt ein Schüler von ihm fertigte sie, er überarbeitete das Werk. Es wird von Kennern gerühmt, nur wird die Aehnlichkeit nicht sehr groß gefunden.

9.

Eine Reise, die ich in neuester Zeit nach Weimar machte, brachte mir die Bekanntschaft eines ausgezeichneten Künstlers, Herrn Genelli. Sein Name ist bekannt: er hatte früher in Berlin gelebt, später in Dresden, ganz zuletzt in München, von wo es ihm nun gelungen ist, nach Weimar überzusiedeln. Möchte er nun dort aushalten. Der Großherzog hat die Absicht, die er auch bereits zum Theil verwirklicht hat, eine Malerschule in Weimar zu gründen, und er hat dabei als Rathgeber einen trefflichen Künstler, Herrn Preller, gleich vortrefflich im Landschaftsfach, wie seine Gebirgspartien Skandinaviens beweisen, wie auch in historischen Bildern, wozu die Auffassung der Bilder aus der Odyssee Zeugniß geben. Dieser begabte Mann schlug dem Großherzoge, als er von dessen Plane Kenntniß genommen, vor allen Dingen einen tüchtigen Künstler im historischen Fache vor, und

da war es nun eben Genelli, den er ihm nannte und den zu berufen er ihn aufforderte. Genelli, der in München in nicht sehr glänzender Lage sich befand, sagte zu, und jetzt ist er ein Weimaraner geworden.

Der Streit, der zwischen den Künstlern heutzutage auszubrechen droht, wo er nicht schon ausgebrochen ist, besteht darin, daß ein Theil die Antike, die Mythologie und alles vom griechischen Leben, was damit zusammenhängt, nicht will, ein anderer darin gerade ein gewünschtes vermittelndes Motiv findet, um Ideen dem Beschauer bemerkbar zu machen, die sonst unentwickelt blieben, oder auf gebahntem und gesuchtem Wege zu Grunde gingen. Kaulbach würde zum Beispiel durch Anwendung der Sprache der Mythologie leichter verständlich sein, als er es jetzt ist, wo er nach fremden und gelehrten Symbolen hascht. Die Mythologie, Dank sei es der romantischen Schule und den Nazarenern, ist dem heutigen Geschlechte so unbekannt geworden, daß man kaum weiß, wer Amor ist, auf welchem Wege Minerva zur Welt kam und welche Fahrten Ulysses machte. Zu dieser vergessenen Kenntniß führt nun Genelli wieder sein Publikum. Alsdann gibt er, was ebenfalls heute vergessen worden, wieder nackte Gestalten in ihrer Schönheit und ihrem mächtigen Zauber. Eine

kleine enge Moral, doppelt unzugänglich für den Künstler, hatte uns in die Kleinkinderbewahranstalten und in die Muhmen- und Basenzimmer eingesperrt, wo es nicht erlaubt war, ein entblößtes Knie zu zeigen. Die Stoffe, die man wählte, waren so eingerichtet, daß man die Arbeit des Schneiders, nie aber die des lieben Gottes zu sehen bekam, und der ist doch der erste und beste Schneider aller Zeiten. Solange man nichts als Genrestückchen malte, ging es; aber wenn man große historische Stoffe, wie Kaulbach sie wählte, malte, da merkte man, welch ein Mittel der Verständigung man außer Verkehr gebracht hatte. Es ist also wol keine Frage, daß das Studium der Mythologie recht eigentlich für den Künstler ein Bedürfniß ist, und da man mythologische Gegenstände nicht malen kann, ohne zugleich Kenntniß des Nackten zu haben, so ist es wiederum Bedürfniß, sich mit Studien nach der Natur, soviel sie unsern Künstlern zugänglich ist, abzugeben. Genelli hat nichts als mythologische Stoffe gewählt, einige wenige Bilder aus der Bibel ausgenommen, die aber auch griechisch gedacht und ausgeführt sind. In einigen kühnen Gruppirungen und Stellungen erinnert er an Michel Angelo. Er hat Zeichnungen zu Wandgemälden gemacht, die vortrefflich sind, und er fährt fort, antike Gegenstände mit

seltenem Geschick zu behandeln, trotz des Geschreies seiner Feinde. Ich habe von ihm einen schlafenden Amor gesehen, den eine Löwin umschleicht, ein vortreffliches Motiv der ungebändigten weiblichen Natur, die in der Liebe ein Mysterium ahnt, das sie um ihre Freiheit und Ungebundenheit bringen kann. Sie geht ihm aus dem Wege, und wird doch immer wieder zu ihm hingezwungen. Dann die drei Grazien, wo die dritte den Schlaf ihrer beiden Schwestern benutzt, um ungesehen Amor zu empfangen und zu küssen, ein in kühnen Stellungen absonderliches Blatt. Dann Ganymed und Juno, sich um die Herrschaft bei Jupiter streitend, Apoll unter den Hirten, die Entführung Europa's, besonders schön gedacht und gruppirt, dann die Zeichnung zu einem bedeutungsvollen Theatervorhange. Alle diese Blätter zeugen von der eminenten Begabung unsers Künstlers, dem es nicht schwer fallen wird, in dem Streite zu siegen, wenn er nur seine Art und Weise nicht verläßt, und nicht zu einem andern Stil übergeht, auch sich nicht abschrecken läßt durch die Menge und Mannichfaltigkeit seiner Vorbilder, namentlich der großen italienischen Maler bis auf den Niederländer Rubens, die alle mythologische Stoffe bearbeitet haben, Rubens sogar in engster Vermischung mit dem Costüm seiner

Zeit und den kirchlichen Functionen, wie es sich im Leben der Maria von Medicis zeigt, wo sie, am Altar stehend, von dem Pomp der katholischen Kirche umgeben, während Amor ihr die Schleppe trägt und Hymen ihr vorleuchtet. So etwas, was wir in unsern jetzigen Begriffen von der Kirche und ihrem Gebiet einen Misgriff, eine Geschmacklosigkeit nennen, ist es nicht, sondern nur ein erklärendes Symbol, das für sich wieder eine schöne nackte Form und freie Stellung und Bewegung unter dem steifen Prunk damaliger Zeit zuläßt.

Als eine erklärende Zugabe erschien mir des Künstlers Selbstbiographie in Bildern, die nicht für die Veröffentlichung bestimmt, unter befreundeten Besuchern herumgezeigt wird. Es deutet in funfzehn bis zwanzig Bildern in kleinem Format die Hauptschicksale und die bestimmenden Momente aus des Künstlers Leben an, freilich nur dunkel für den, dem die nähere Erklärung mangelt, aber durchweg schön gezeichnet und mit Keckheit und Freiheit erfunden. Als Titelblatt ist ein Gespräch in den Wolken angegeben, das das Schicksal des Künstlers bestimmend, in ähnlicher Weise hier auf der Erde geführt sein mag. Auf der einen Seite, die Sache des Künstlers führend, ist der Vater desselben, er selbst und ein paar Freunde; auf der

andern sieht man Winckelmann, Carstens und den Maler Koch und noch ein paar andere. Der Ausdruck in den Mienen des erklärenden und deutenden Vaters ist vortrefflich, nicht minder die belehrende und zurecht weisende Miene Winckelmann's. Ein folgendes Blatt führt uns in die Knabenjahre Genelli's, wie er auf einem Tabouret zeichnet, was ihm die Damen des Hofs, die um ihn gruppirt stehen, aufgeben. Alsdann ein Blatt, wo der schwer lernende Jüngling zur Seite eines Mannes steht, der mit Zirkel und Winkelmaß ihm Belehrung gibt. Dann mehrere Blätter, die Liebesabenteuer darstellen: eines besonders schön, wo er auf dem Boden sich wälzt, voll Schmerz und innerer Zerrüttung, und Amor ihn mit dem Fuße zurückstoßend zürnend entflieht. Kann man wol treffender eine unedle Leidenschaft darstellen? Die Auffassung ist des besten der antiken Dichter würdig. Endlich die Liebe eines Künstlers, wo an seiner Staffelei eine edle schöne nackte Gestalt sinnend lehnt, während er an einem Bilde arbeitend sorgenvoll auf einen Dornenkranz sieht, der neben ihm auf dem Boden liegt. Wie zart, wie sinnvoll ist hiermit die Sorge angedeutet, die den Künstler an die Erde fesselt; während dem gewöhnlichen Auge nur die Dornenkrone des Heilands dabei in den

Sinn kommt, und er an das Bild denkt, das etwa der Maler eben auf der Staffelei hat.

Einen christlichen Gegenstand hat er ebenfalls in seiner Weise aufgefaßt. Maria und Joseph sind auf der Flucht begriffen. Sie sind beide ermüdet entschlummert, das Kind wacht und sitzt gespenstisch aufrecht, unheimlich in Kindesform einen Erwachsenen darstellend, und spricht mit einem Engel, der gekommen ist es zu besuchen. Was das für Worte sein mögen, die diese beiden gegeneinander austauschen! Man möchte lauschen und doch wieder nicht lauschen, denn gewiß ist es eine zerschmetternde Offenbarung, ein künftiges Weltgericht, wovon der Knabe in dem strahlenden Kranze spricht, wenigstens ist die Miene des zuhörenden Engels tieftraurig. Der Schlaf der beiden irdischen Aeltern ist fest und dauernd, wie es bei ermüdeten Erdenpilgern zu sein pflegt. Joseph, in der Umhüllung eines Mantels, liegt gerade so, daß das Bild abgerundet und geschlossen wird. Noch nie ist mir unter den zahllosen Christusbildern eine ähnliche Auffassung vorgekommen, und sie liegt doch so nahe, wenn man die gegebenen Umstände bedenkt.

Durch die Freundlichkeit der Fürstin Wittgenstein, die sehr viele Skizzen von dem Künstler in

ihren Mappen aufbewahrt, wurden mir diese und andere Gegenstände zugänglich, und ich konnte sie mit Muße betrachten, mit den geistvoll erklärenden Worten der Fürstin begleitet, die ebenso eine so große Verehrerin der zeichnenden wie der musikalischen Kunst ist. Die biographischen Blätter zeigte mir der Künstler selbst, diese kannte die Fürstin nicht.

Im Leben soll Genelli wechselnder Natur sein, leidenschaftlich, zu Haß und zu Liebe angeregt, dabei wie ein echter Künstler sich fesselfrei jedem Eindrucke hingebend. Gegen mich war er freundlich, aber zurückhaltend: das Leben mochte ihn wohl gelehrt haben, auf seiner Hut zu sein. Bei der Hofmalerin Fräulein Seidler war ich mit ihm einen Abend zusammen, und da sprach er sich, bei einem Glase Wein, lebhaft über allerlei Gegenstände aus, woraus ich merkte, daß er von Antipathien und Sympathien beherrscht wurde. Seine Stellung in Weimar ist keine ganz leichte: dem entschiedenen Widerspruche seiner Feinde ausgesetzt, steht er so ziemlich allein, aber er ist der Mann dazu, dieses zu ertragen und hinzunehmen. Nur ist zu fürchten, daß sein Sarkasmus, dem er sich hingibt, keine Brücke schlagen wird, um sich zu vermitteln mit der gewöhnlichen

Welt um ihn her. Wenn man seine Zeichnungen sieht, muß man ihn lieb gewinnen, denn es ist Adel, Schwung und echte Poesie in ihnen, oft auf eine kindlich harmlose, immer aber in einer bedeutenden Weise wiedergegeben.

Es ist hier der Ort, um etwas hinzuzufügen über die neuen Gemälde Preller's, des genialen Künstlers, der mit Genelli kunstverwandt ist und mit ihm Eine Richtung verfolgt. Es sind hier besonders die Compositionen gemeint, die er zu der Odyssee geschaffen und die vorzüglich sind. Zwei von diesen Gemäldeskizzen besitzt die Fürstin Wittgenstein, und es sind gerade sehr ausgezeichnete: das eine den Gesang der Sirenen darstellend, während man das Schiff des Ulysses mit dem Sturme kämpfen sieht, das andere die Erscheinung der Leukothea auf dem Gipfel einer ungeheuern Welle, die zu dem sich rettenden Helden niederschaut. Das erstere ist lieblich, in der Gruppe der Frauen auf dem Felsen, das zweite großartig kühn in der Erscheinung der Göttin und in dem vortrefflich gezeichneten Meere, in welchen Naturschilderungen Preller bekanntlich Meister ist. Als einen solchen habe ich ihn immer zu schätzen gewußt, ich kannte in ihm aber nicht die Begabung für poetische Situation und die Kraft,

dieſelbe in allen ihren Motiven darzuſtellen. Hier weiß man allerdings nicht, iſt die Handlung Staffage oder iſt ſie die Hauptſache, ſo vortrefflich ſind beide Theile, Landſchaftliches und Hiſtoriſches, ineinander verſchmolzen und dargeſtellt.

Ende des ſechsten Theils.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.